

# Georg von Siemens

ELISE VON SIEMENS

 Springer

# Georg von Siemens

Jugend, Lehr- und Wanderjahre

Unter Mitwirkung von

Dr. Theodor Wiegand und Dr. Karl Helfferich

herausgegeben

von

Elise von Siemens

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH  
1920

ISBN 978-3-662-23647-5      ISBN 978-3-662-25729-6 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-662-25729-6  
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1920

Die für die Öffentlichkeit bestimmte Lebensbeschreibung Georg von Siemens' wird manche Briefe aus seinem Nachlaß nur verkürzt wiedergeben können, andere ganz fortlassen. Da namentlich die frühen Briefe zahlreiche für die Familie und den Freundeskreis wertvolle Züge enthalten, so habe ich mich entschlossen, die unverkürzte Schilderung der Jugend-, Lehr- und Wanderjahre für diesen engeren Kreis in einem besonderen Bande, und zwar in hundert Exemplaren, herauszugeben, denen drei Jugendporträts, drei Bilder der Eltern und eine Ansicht von Ahlsdorf beigegeben sind.

Berlin, im Mai 1920.

Elise von Siemens.

## Erstes Kapitel.

# Familie und Jugendzeit.

## Die Voreltern.

Die Überlieferungen des alten Goslarer Bürgerhauses, dem Georg Siemens entstammte, haben von Jugend an auf seine Vorstellungen gewirkt. In der Chronik der freien Reichsstadt stand von so manchem tapferen Stadthauptmann Siemens zu lesen. Geheimnisvolle Romantik umschwebte den Grabstein der Zela Siemens auf dem Agidikirchhof in Goslar, der Frau des „ehrfamen Stadthauptmannes, die er als Kriegsgefangene aus der Türkei mitgebracht und die aus der heidnischen Religion in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommen wurde“. Und dann die heitere Geschichte, wie ein anderer Vorfahr bei der Erstürmung Magdeburgs durch Tilly seine künftige Lebensgefährtin tief im Heu verborgen fand, „in welchem er dies schöne Frauenzimmer entdeckte, ins Lager mitführte und sich den 14. Mai 1631 von einem Feldprediger mit ihr trauen ließ“. Solche Kriegerleute wechselten mit einer Reihe ehrenfester Ratsmänner und tüchtiger Bürgermeister.\*)

Die Peterfilienvurzel im Wappen der Siemens gilt dem Andenken des 1650 verstorbenen, vielgerühmten Ratsherrn Peter, dessen Sohn Hans der Erbauer des noch jetzt in Goslar stehenden Stammhauses (Schreiberstraße 11) ist. Über der Tür liest man in kleiner Schrift auf

---

\*) Material über die Geschichte der Familie bieten die Chroniken von Goslar, z. B. Maud, Beschreibung der Stadt Goslar 1800; Crusius, Geschichte der Stadt Goslar 1843; Trumph, Kirchengeschichte Goslars. Eine kritische Sichtung findet sich in dem vom Generalleutnant Leo Siemens mit Prof. Dr. U. Hölscher sorgfältig bearbeiteten Familienstammbaum, welcher im Jahre 1910 464 Namen umfaßte.

einer barocken Tafel: Ora et labora. Hans Simens. Anno 1693. Es ist ein stattlicher Eichenholzschwerfbaum mit roten, ornamentierten Ziegelfüllungen, hohem Schieferdach und schlanken Helmluken.\*) Wer die mächtige Diele betritt, bemerkt am Mittelpfosten Kopf und Geweih eines Zwölfenders auf einem Schild. Dies Jagdstück stammt noch aus den Zeiten des Stadthauptmanns Hans. Der größte Jäger der Familie war freilich Rudolf Siemens († 1813) gewesen. Seine lustigen Geschichten\*\*) gingen von Mund zu Mund, und die Herzöge von Braunschweig kamen gern zu dem alten Original nach dem Elm herüber, um mit ihm zu jagen und sich vom Lügen-(Lügen-)Siemens vorlügen zu lassen. Aber auch von Zeiten schwerster Not weiß die Familienchronik zu berichten. Sie zeichnet das Bild der unglücklichen Lotte, Tochter des Goslarer Bürgermeisters Johann Georg Siemens, deren Gatte, Hofrat Sternberg, 1809 wegen seiner deutschen Gesinnung und „Erregung von Unruhen“ auf Befehl Napoleons schmachvoll erschossen wurde.\*\*\*)

Der Großvater unseres Georg Siemens lebte damals als Domänenpächter in Langenstein bei Halberstadt. Er berichtet vom Jahre 1806:

„Große Lieferungen an Roggen, Hafer, Heu, Stroh und vielen noch kostbareren Dingen mußten gemacht werden; ich verlor dabei an 1500 Taler. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena den 14. Oktober retirierte der größte Teil der preussischen Armee unter Blücher über den Harz und Langenstein nach Halberstadt. Drei und einen halben Tag dauerte der Zug. Die Leute waren fast verhungert, 20 bis 30 Offiziere und an 100 Gemeine, höchst ermüdet, waren beständig auf dem Hof; gingen sie, so kamen andere. Dann kam die französische Armee, es war in der schrecklichen Nacht vom 19. zum 20. Oktober. 20 Offiziere, 20 Bediente und 100 Dragoner hatte ich auf einmal zu

\*) Karl Steinacker, Die Holzbaukunst Goslars. Ursache ihrer Blüte und ihres Verfalls. Goslar 1899, Tafel 12, Stammbaum Taf. I und S. 50 ff.

\*\*) Näheres im Berliner Morgenblatt August 1856.

\*\*\*) Der 37 Jahre alte Professor der Medizin Johann Heinrich Sternberg versuchte in Marburg, nachdem am 22. April der gegen König Jérôme von Westfalen gerichtete Aufstand mißglückt war, mit Hilfe der Landbevölkerung einen zweiten Aufstand, welcher jedoch an der teilnahmslosen Haltung der Stadtbevölkerung scheiterte. Die standrechtliche Erschießung Sternbergs erfolgte am 17. Juli 1809 auf dem sogenannten Forst bei Cassel (vgl. Gartenlaube 1879, Nr. 7: „Aus der Zeit der Not“).

verpflegen, alles verlangte Wein, Kaffee; zwei Orthost Wein, eben angekommener Vorrat, gingen in einer Nacht drauf. Im benachbarten Wald war überdies ein Bivak von 12 000 Franzosen, die mir mehrere hundert Schafe schlachteten. Doch wurde ich nicht geplündert, während im Dorf alles geplündert und eine Kontribution erpreßt wurde. Es blieben dann zum Schuß eines erkrankten Generals 100 Dragoner noch sechs Wochen liegen. Sie tranken täglich Wein. Es war keine Ordnung, alle Wünsche mußten erfüllt werden. Unablässig lag die Militärstraße über Langenstein. Die Märsche waren ungeheuer, die Einquartierungen unablässig. Mein Schade betrug wenigstens 3000 Thaler."

Die Großmutter Georgs hatte dabei ihre Gesundheit so geschwächt, daß sie bald darauf starb. Jenseits des Herrenhauses von Langenstein, getrennt durch einen prachtvollen hügeligen Park mit großem Teich, liegt ein Felsberg, auf dem sich einst eine Karolingerburg erhob. Weithin schweift von da der Blick über reiche Felder und Wiesen nach Blankenburg, zum Regenstein und Brocken. Dicht darau schließt sich eine Fichtenwaldung, die einen etwa fünf Meter hohen, spitz zulaufenden Felsblock umschließt. Er trägt folgende Inschrift:

Hier ruht

Sophie Friederike Henriette  
Siemens geb. Barthausen,  
Ehefrau des Gutspächters  
Johann Georg Siemens zu Langenstein,  
geb. 1776, gest. 28. Juli 1808.

Einst genoß sie hier die schöne Natur,  
Nun die ewige Ruhe.  
Ehret die hier ruhende.

Aber all das drückende Unglück raubte dem braven Amtsrat keinen Augenblick die glühende Vaterlandsliebe. Unter den vergilbten Papieren findet sich ein elfstrophiges Gedicht von ihm, das nach seiner handschriftlichen Notiz in Nr. 340 des „Alten Merkur“ 1815 gedruckt worden ist, „und zwar am Tage, da der alte Blücher durch Koblenz kam“. Es feiert begeistert Deutschlands kriegerische Erfolge, die Wehrkraft des Volkes, die Einigkeit Preußens mit Oesterreich. Auch dieser hoch-

gesinnte Patriot erwartete, wie so viele, von den Kriegen gegen Napoleon den Beginn einer freieren Entwicklung der Nation und sah mit größten Hoffnungen der Eröffnung des 1816 zusammentretenden Bundestages entgegen.

## Die Eltern.

Beim Tode des Amtsrates war der älteste Sohn Johann Georg, der Vater Georg von Siemens', 23 Jahre alt. Er war nach dem Verlust der Mutter auf das Gymnasium von Schulpforta gekommen, dann auf das Pädagogium zu Halle und stand jetzt vor seinem dritten juristischen Examen. Der Stiefmutter und seinen drei Schwestern Psyche, Zoe und Melitta war er ein treuer Berater; liebevoll sorgte er für den erst neunjährigen Stiefbruder Rudolf, indem er auf die Zinsen seines bescheidenen Vermögens verzichtete. Der Vater hatte ihn wegen seiner reichen Geistesgaben sehr geliebt. Er rühmte an ihm „Stärke des Verstandes, vielen Begriff, starken Eifer“, aber früh bemerkte er eine feinfühlende, weiche Sinnlichkeit: „er erträgt schwer, wenn es ihm nicht geht, wie er es sich in den Kopf gesetzt hatte, wenn auch das, was ihm fehlt, nur sehr klein ist, und er macht sich darum viele unangenehme Stunden. Dies ist sein Fehler.“ Wir dürfen hinzufügen, daß dieser Fehler ihn nie verlassen hat, daß er, gefördert durch eine von seinem mütterlichen Großvater Barthaußen ererbte Hypochondrie, mit zunehmendem Alter sowohl auf dem Träger dieses unglücklichen Erbteils als auch auf dessen Umgebung schwer gelastet hat. Doch beraubte ihn diese Anlage nicht der Fähigkeit aufopfernder Nächstenliebe. Man liest in seinem Tagebuch: „Am 21. Januar 1843 war in Sansjoui schöne Eisbahn. Der junge Herr von Normann fiel ins Wasser. Da er die dargehaltene Stange nicht faßte, habe ich ihn herausgeholt und zog mich darauf frisch an. Meine Perücke blieb im Teich.“ Er erhielt für diese Tat die Rettungsmedaille.

Doch kehren wir zu seiner Jugendzeit zurück. Nachdem Johann Georg das juristische Studium schon ergriffen hatte, erschien er im Herbst 1823 plötzlich zu Hause beim Erntefest. „Der Erntekranz flatterte als Triumphfahne hoch in der Luft, und der Wind trieb sein

freies Spiel in dieser Masse der buntesten Bänder. Das laute Freudengeschrei ging dann in eine feierliche Stille über, und das Haus erschallte in Vereinigung aller Stimmen von einem volltönenden Gesang aus dem Gesangbuch." Hier erklärte Johann Georg der überraschten Familie, daß er das Studium verlassen und Landwirt werden wolle. Er mochte gefunden haben, daß die 200 Taler, die damals zum Studieren nötig waren, eine zu schwere Last für die arme Familie waren. Alles Abzuzehren half zunächst nichts. Man schrieb nach Halle an seine Lehrer. Erst als ein langer Brief des Universitätskanzlers kam, der in den wärmsten Worten seine Gaben anerkannte, ihm ein gutes Fortkommen in Aussicht stellte und überdies für ihn eine Freistelle offen hielt, entschloß sich Johann Georg zur Rückkehr zum Studium, das er dann später in Göttingen und Berlin beendete. Die Liebe zur Landwirtschaft ist aber immerfort bei ihm wachgeblieben.

Johann Georg betrat nun die übliche Laufbahn des preussischen Juristen, erst als Auskultator in Erfurt, dann als Referendar in Halberstadt, nicht ohne die von der Universität herübergenommenen staatswissenschaftlichen und philosophischen Anregungen weiter zu verfolgen. Viele gute Gedanken hat er später in seinem Buche: „Die Elemente des Staatsverbandes“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1841) veröffentlicht. Das Werk hat eine für seine Zeit wohl nicht auffällige, uns Neueren aber umständlich erscheinende Sprache: durchweg abstrakte Ausführungen über Erkenntnis, Sitte und ihre Verfeinerung, scharfe Antithesen über Vornehmheit und Proletariat, Staat und Gesetzgebung. Dabei ist es nicht ohne politisch-praktische Gesamttendenz: es verlangt für den Mittelstand größere Achtung und Beteiligung an den Staatsgeschäften:

„Zu der Achtung, welche der Mittelstand wünscht, gehört, daß er nicht durch ein altes Vorurteil, welches nur den Stand der Soldaten für ehrenvoll und jedes dem Staat Wohlstand bringendes Gewerbe für schimpflich oder wenigstens minder ehrenvoll hielt, für untüchtig geachtet werde, die wichtigeren Stellen im Staat zu verwalten. Der Verfasser meint, es müsse dem Staate vorteilhaft sein, wenn die Personen für die Einfluß habenden Stellen aus allen Bürgern gebildeter Klassen, ohne verkehrtes Vorurteil für die eine, ausgesucht würden. Es müsse ihm nützlich sein, wenn die Quelle der Gerechtigkeit, wenn der Thron von Bürgern

nicht nur aus einer Klasse umgeben sei, denn sonst möchte der Gang der Regierung zu sehr zum Vorteil dieser einen Klasse gelenkt werden. Der Staat müsse sich wohler befinden, wenn wenigstens einige von denen, welche zu oberst besonders die inneren Angelegenheiten verwalten, von Liebe wären für die arbeitenden, besonders nützlichen und oft zurückgesetzten Klassen und von voraussetzendem Willen und Einsicht, den Fleiß, dem sie näher erzogen wurden, zu heben und die niedere zahlreiche Volksklasse, welche ihnen nicht unbekannt und verachtet ist, zu veredeln und dadurch vor allem das Glück des Staates zu gründen. Eine Regierung im Charakter des Mittelstandes verlangt nicht unweise, kurzfristige Sparjamkeit, denn ein wohlhabendes Volk zahlt gern für die Verbesserung seiner Lage die größten Summen, deren zweckmäßige Verwendung sich hundertfältig wiederbringt, und erkennt es dankbar, wenn das Verdienst in allen Ständen Anerkennung und gerechte Belohnung findet. Aber es wünscht, daß die Regierung über dem Interesse eines einzelnen Standes nicht das Wohl der großen Mehrheit aus den Augen verliere. Bald vielleicht, so hoffen wir, kreuzen Eisenbahnen das Land, werden auf den deutschen Strömen die rauchenden Esen fahren, werden deutsche Schiffe die Meere besegeln und Kultur hinbringen, wo bisher noch keine bestand. Ein solches Volk braucht nicht mit Mißtrauen beobachtet, nicht in gleichgültigen Dingen unweise eingeschränkt zu werden, kann wahrhaft frei sein, und wird es verdienen. Mit Vertrauen wird es zu seinem Herrscher emporsehen, und mit Vertrauen dieser auf dasselbe hinabsehen. Dann werden die Augen nicht zu anderen Völkern fremder Zunge hinüberblicken, sondern mit Stolz und Freude auf den eigenen blühenden Fluren ruhen. In den Tagen der Gefahr wird die unterrichtete und kräftige Jugend freiwillig herbeieilen und, in den Waffen geübt, ihre Arme dem Vaterland bieten. Es ist dann nicht zu besorgen, daß der alte deutsche Rhein mit seinen von Weinlaub umgürteten Burgen, mit seinen Städtchen, die auf beiden Ufern ihre stolzen Dome emporheben, dem übrigen deutschen Lande sich entfremdet, dessen Stolz er wegen seines blühenden, kräftigen Mittelstandes ist.“

Als Assessor in Torgau lernte Johann Georg 1837 seine künftige Frau kennen. Marie von Sperl war die Tochter eines Gutsbesizers

in Pöschwitz bei Eilenburg. Sie hatte ihre Eltern früh verloren\*) und war mit ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester Antonie von ihrem Onkel in Langenreichenbach, dem unverheirateten Oberstleutnant von Sperl, erzogen worden, einem strengen, pflichtgetreuen und edlen Mann.\*\*) Die Erziehung der beiden anmutigen und begabten Mädchen war eine äußerst sorgfältige, aber doch einseitige. In eine Schule kamen sie nicht, auch sonst war bei den sehr knappen Verhältnissen im Hause wenig Verkehr. Der alte Onkel war bei wirklich großer Güte ein strenger, wortkarger, zu seiner Ironie geneigter Offizier, und seine

---

\*) Ihr Vater starb 1825 durch einen Unglücksfall auf der Jagd. — Die Familie stammte aus Böhmen, führte dort den Namen Sperl von Defern und hatte ein königliches Lehngrundstück. Sie wurde wegen ihrer starken Anhänglichkeit an die hussitische Bewegung gegen Mitte des 16. Jahrhunderts vertrieben und fand Schutz bei dem Kurpfälzisch-Neuburgischen Hause, von wo ein Zweig nach Sachsen gelangte. Das Geschlechtswappen besteht aus einem ovalen, blauen Schild, in dessen Grund drei grüne Hügel stehen, worunter der mittlere etwas höher als die anderen. Auf diesem findet sich ein doppelter goldener Stod mit einem goldenen Zwangholz belegt, worauf ein mit seinem Gesicht rechts gekehrter, aufrechtstehender Sperber in seiner natürlichen Farbe zu sehen ist. Auf dem offenen, gekrönten Turnierhelm ist der Stod des Zwangholzes und der Sperber ebenso wie auf dem Schild die Helmdede hellblau und golden.

\*\*) Ein reichbewegtes Soldatenleben. Christian Gottlieb Wilhelm von Sperl, geboren den 9. Januar 1781 zu Eilenfeld bei Eilenburg, trat mit 15 Jahren in das sächsische Regiment ein, wo sein Vater Major war, und focht schon 1796 am Rhein. 1806 wurde er bei Jena durch ein Falkonettkugel verwundet. Wegen seines Verhaltens in der Schlacht bei Wagram wurde er zum Kapitän im ersten leichten Infanterieregiment von Egidy ernannt. Im Feldzug gegen Rußland wurde er bei Pultawa wiederum verwundet und erhielt unter anderen Auszeichnungen auch den Orden der Ehrenlegion. Nach seiner Heilung focht er bei Großbeeren, wo die Sachsen den Rückzug des Marschalls Dubinot auf Magdeburg decken mußten, und schließlich auch bei Leipzig. Einen nach dem Frieden von preussischer Seite dem kenntnisreichen Offizier gemachten Vorschlag zum Übertritt glaubte er aus Anhänglichkeit an die Dynastie ablehnen zu müssen. Er entsagte damit der sich eröffnenden höheren militärischen Laufbahn und zog sich auf sein Gut Langenreichenbach zurück, das er sorgsam verwaltete. Mit tiefer Betrübniß verfolgte der hochbetagte Mann den Bruderkrieg von 1866. Hier seiner Verwandten in der preussischen Armee und ebensovielen in der sächsischen standen sich gegenüber. Er starb am 6. April 1867 und ruht auf dem Neustädtischen Kirchhof in Dresden.

kleinen Nichten wagten in seiner Gegenwart kein Wort zu äußern, wenn sie nicht gefragt waren. Den stummen Respekt, den sie vor dem Onkel gehabt, übertrug die junge Frau anfangs auch auf den Gatten. Sie begab sich damit der Möglichkeit, in leichtem, heiterem Sinn der oft allzu schweren Stimmung ihres Mannes entgegenzuwirken.

Die Hochzeit fand am 5. Dezember 1837 in Langenreichenbach statt. Die Wohnung des jungen Paares lag in der Bäckerstraße in Torgau und bestand aus vier Zimmern. „Mein festes Einkommen beträgt sechshundert Taler, für die Wohnung bezahle ich 85 Taler. Ich glaube, daß wir auskommen werden, denn ich trinke gar keinen Wein und kann ohne Entbehrung sehr einfach leben, so wie auch Marie sehr einfach gewöhnt ist.“

### Haus und Schule.

Am 21. Oktober 1839, als der Vater todkrank an der Ruhr darniederlag, schenkte die zwanzigjährige Mutter einem Sohne das Leben, der den Namen Georg erhielt. Er blieb ihr einziges Kind, das unter ihrer treuen Hand wohl gedieh.

Der Vater schreibt 1843, als die Familie nach Zeitz übersiedelte: „Da aus dem Vater unter den jetzigen Zeitumständen nicht sonderlich viel geworden ist, so denke ich, soll der Sohn künftig der Familie Ehre machen.“ Mit fünf Jahren konnte Georg fertig lesen. „Er ist stark und gesund, hat blühende blaue Augen und scheint auch ganz mutig zu werden,“ schreibt die Mutter; „vor einigen Tagen geriet er ganz in Feuer, als ich ihm das Gedicht vom Klein-Roland vorlas.“

Im Herbst 1845 trat er mit Überspringen der untersten Klasse in eine öffentliche Schule in Zeitz ein. Er durfte sich tüchtig mit seinen Kameraden auf der Straße umhertreiben, und sein lebhaftes Temperament mochte oft zu Schaffen machen; das zeigt eine drollige Aufzeichnung des siebenjährigen Wildfangs: „Ich bin jetzt hier in Dresden bei meiner Großtante zu Besuch, diese hat mir gesagt, daß ich nicht so artig bin als ein Knabe von sieben Jahren und so zerrig bin ich auch. Was ich getan habe: ungezogen gewesen, geschlagen, geweint, widersprochen, einmal bei Tisch angelehnt. Den 20. November bin ich mit der Tante auf der Dresdner Chaussee spazieren und habe die Locomotive mit 12 Wagen



**Marie Siemens, geb. von Sperl,**  
vierzehnjährig, 1832.

fahren sehen. Den 26. hat mich die Tante gelobt, den 27. habe ich die Tante turbiret.“

1847 war die Vorschule beendet. „Mein Junge ist fleißig und erzählt mir, daß er der Erste in der Klasse ist,“ schreibt der Vater nicht ohne Stolz. „Ich behalte ihn zuweilen aus der Schule zurück, damit er sich nicht zu sehr angreift.“

Die Eltern waren damals nach Berlin übergesiedelt, und Georg trat ins französische Gymnasium. Der Vater hatte die bisherige Stellung als Landgerichtsrat in Zeitz mit der eines Notars und Anwalts am Berliner Geheimen Obergericht vertauscht. Nach kurzer Zeit war der Justizrat Siemens ein sehr gesuchter Sachwalter, dessen Einnahmen sich monatlich auf 200 bis 300 Taler beliefen. Man wohnte anfangs in der Kochstraße 58, später in der Marktgrafenstraße 94, zusammen mit dem Vetter Werner Siemens und dessen Brüdern\*), wo sich ein be-

---

\*) Da im folgenden oft von diesen Vettern die Rede ist, so sei hier bemerkt, daß Werner Siemens, der bekannte Erfinder, der älteste der folgenden acht Brüder war: Wilhelm leitete das Zweiggeschäft in London, Karl das zu St. Petersburg, Walter, Otto und Ferdinand leisteten wichtige Dienste im Kaukasus, in Persien und andernwärts, Hans und Friedrich arbeiteten in Deutschland. Näheres in Werner Siemens Lebenserinnerungen, Berlin 1892, Julius Springer.

Unter den aus dem Nachlasse des Justizrats Siemens stammenden Papieren befindet sich ein bisher nicht publizierter Brief Werners aus Friedrichsort vom 6. Januar 1848, der hier wiedergegeben sei:

„Die Dänen sind seit dem Rückzug der Preußen aus Sütlund sehr übermütig geworden, und ich glaube bestimmt, daß sie das verhaßte Kiel noch mit einem Besuch beehren werden, wenn auch die jetzige Expedition mißglückte . . . Im Lauf der Nacht haben sich zwei Fregatten mit einer Zahl jetzt noch nicht klar sichtbarer Kanonenboote und einem Kriegsdampfschiff dicht an unsern Hafen gelegt. Wäre es nicht ganz windstill geworden, so würden wir jetzt in eifriger Korrespondenz mit den Gästen begriffen sein. Leider habe ich nur sechs alte Zwölfpfünderkanonen, denen mehr als die 20fache Zahl gegenübersteht. Dafür habe ich aber die Wälle vor mir, und wenn der Wind nicht sehr günstig für die Schiffe wird, so werden sie eine harte Nuß zu knaden bekommen . . . Diese stete Abwechslung zwischen der größten Spannung und der tödlichsten Langeweile macht zu vernünftigen Gedanken ganz unfähig. Hoffentlich kommt es jetzt mal zu einer tüchtigen Explosion und dann basta.“ Er ahnte nicht, daß er noch an demselben Tag beinahe selbst das Opfer der gewünschten Explosion geworden wäre, als eine Mine vorzeitig vor seinen Füßen in die Luft ging (vgl. Lebenserinnerungen S. 58).

haaglicher Verwandtenverkehr entwickelte, dessen Reiz noch erhöht wurde, als Werner seine liebenswürdige und kluge Cousine Mathilde, die Tochter des Historikers Professors Drumann aus Königsberg, heimführte.

Die guten Einnahmen ermöglichten es damals dem Justizrat, seinem Better Werner die ersten Mittel für die Unternehmungen zur Verfügung zu stellen, durch welche die Firma Siemens und Halske später zu Weltruf gelangt ist.

Im Hinterhaus des damals der Firma Siemens und Halske gehörigen Hauses in der Markgrafenstraße hatte Werner Siemens bis Ende 1847 seine Werkstätte eingerichtet. Georg erzählte später oft, daß Werner bei seinen Versuchen von einem geschickten Arbeiter unterstützt wurde, der ein Original war und sich besonders gern in religiösen Wendungen ausdrückte. Eines Tages gab Werner Siemens nach monatelangem vergeblichen Mühen einen Versuch auf. Unwillig befahl er seinem Gehilfen, die verworfenen Werkteile, darunter ein großes, langes Blechrohr, zu beseitigen. Dieser nahm es mit kläglicher Miene auf die Arme, schritt damit feierlich über den Hof und stimmte für sich hin das Lied an: „Nun laßet uns den Leib begraben“, wodurch der enttäuschte Forscher so erheitert und aufgemuntert wurde, daß er sofort wieder zu neuen Versuchen schritt.

In der Folge war der Justizrat eifrig tätig, der raschen Vermittlung der telegraphischen Depeschen die Wege zu ebnen, und es kam unter seiner Mitwirkung im Jahre 1849 das bekannte Wolffsche Telegraphenbureau zustande, nach dessen Vorbild bald darauf auch das Reutersche eröffnet wurde.

Auch in politischer Beziehung betätigte sich der Vater Siemens. Die Richtung, der er sich zugewandt hatte, war eine entschieden liberale. Er pflegte engen, auch auf die Familie ausgedehnten Verkehr mit Theodor Mügge, dem Mitbegründer der „Nationalzeitung“, der sich um jene Zeit durch eine scharfe Schrift über die Zensurverhältnisse in Preußen bekannt gemacht und sich manche Verfolgung zugezogen hatte, sowie mit Julius von Kirchmann, der sich als juristischer und philosophischer Schriftsteller einen angesehenen Namen erwarb, 1867 aber wegen eines Vortrages über den Kommunismus in der Natur ohne Pension seines Richteramtes entsetzt wurde und später dem Reichs-

tage als fortschrittlicher Abgeordneter angehörte. Allerdings machte dem Justizrat 1848 die Beobachtung Bedenken, daß er schwerlich allen Wünschen der neuen Demokratie Rechnung tragen könne. „Seltsamerweise gehören jetzt diejenigen, welche sonst ihrer Freisinnigkeit wegen angefeindet wurden zu den Reaktionärs.“ In der Folge schloß er sich der nationalliberalen Partei an, in der er zweimal den Schweiniger Kreis als Abgeordneter des Landtags vertrat.

Die Stimmung des vielbeschäftigten Juristen war nicht immer rosig; er klagt oft über seine Gesundheit, und seine Frau nennt ihn gelegentlich ihren „Bär par excellence“. Und doch, wenn der hypochondrische Mann sich in angeregter Gesellschaft befand, konnte er der ausdauerndste und lebhafteste sein, dessen geistreichen Einfällen und Sarkasmen alle lachend zuhörten. Er war ein sehr guter Redner und liebte es, seine Sache kurz, scharf und mit beißender Ironie zu vertreten. Seine Sonderlichkeiten kannte er und wies entschuldigend auf Jean Pauls Ausspruch hin, die besten Äpfel seien nicht die glatten, sondern die mit einer rauhen Schale und einigen Warzen behafteten.

Über den heranwachsenden Sohn schrieb in jener Zeit die Mutter: „Unser kleiner Georg macht uns viel Freude, und der Vater baut nach Siemens' Art die weitstreichendsten Pläne auf seine Zukunft. Er ist im Wissen Kindern seines Alters weit voraus, sonst aber ein so kindliches Kind wie es irgendeins geben kann und damit bin ich sehr zufrieden.“ Gelegentlich kommt auch die Bemerkung, er sei ein vollständiger „Berliner“ geworden. Werner Siemens bekümmerte sich sehr viel um den lebhaften Knaben und hat auch später auf seine Erziehung ausschlaggebend eingewirkt. Er examinierte ihn gern, namentlich in naturgeschichtlichen Fächern und regte seinen Ehrgeiz im besten Sinne an. Auch griff er gelegentlich ein, wo der Vater allzu streng gegen den Sohn erschien. So erzählte Georg späterhin oft, wie der Vater ihm an einem Sylvesterabend ein schweres Gedicht zum Auswendiglernen gegeben habe. Die Eltern gingen zu einer Einladung; der Vater hatte gesagt, wenn er nach Mitternacht nach Hause komme, so werde er ihn abhören. Als er nach Hause kam, fand er seinen Sohn nicht. Werner hatte den Jungen in der einsamen Wohnung angetroffen, das Buch in eine Ecke geworfen und ihn mit sich genommen.

Zeigte der Vater sich oft überstreng, so erlaubte ihm andererseits seine ausgebreitete Berufstätigkeit nicht, die Erziehung Georgs im eigentlichen Sinne zu überwachen; so mochte manche Ungleichmäßigkeit entstehen. Es wurde beschlossen, Georg einer Pension zu übergeben. Die Wahl, die getroffen wurde, war eine gute. Der Mann, in dessen Haus Georg nun eintrat, ist von seinen Schülern noch viele Jahre später dankbar verehrt worden. Paul Güßfeld (Die Erziehung der deutschen Jugend, S. 156—157) setzte ihm mit folgenden Worten ein schönes Denkmal:

„Wer hätte je den Erzieher vergessen, der ihm Gutes tat? Das Bild des Mannes, dem meine Erziehung in den entscheidenden Jahren anvertraut war, steht immer gleich lebhaft vor meinen Augen. Er wirkte nicht durch Gelehrsamkeit, sondern durch sein Vorbild; er war noch strenger gegen sich als gegen seine Zöglinge; er brachte uns Pflichterfüllung und Selbstrespekt bei; er kannte keine Kompromisse, nur Überzeugung. Zu seiner schwarzen Kleidung, dem weißen Halstuch, dem glattrasierten, mageren Gesicht und dem greisen Haupthaar paßte die altfranzösische Höflichkeit sehr wohl, die er uns durch sein Beispiel lehrte. Dabei war er innerlich ein temperamentvoller Mann und besaß großen physischen Mut. So wuchsen wir unter der strengen Zucht eines Mannes auf, welchem alles Schwächliche, Feige und Gemeine verhaßt war, der uns erzog, als wären wir für etwas Hohes bestimmt und müßten es uns durch eiserne Charaktereigenschaften verdienen. Der würdige Mann ist längst dahingegangen, sein Name unbekannt und vergessen. Hier soll er in Ehrerbietung und Dankbarkeit genannt werden. Es war der Pastor Bock von der französischen Kolonie in Berlin.“

Das Haus des Predigers lag in der Leipziger Straße, zwischen dem Dönhofsplatz und dem Spittelmarkt. Auf dem Türschild stand: Bock, Pasteur. „Nichts wurde vernachlässigt, was dazu beitragen konnte, uns zu tüchtigen Männern zu machen,“ schrieb Professor Güßfeld noch 1903 an die Witwe Georg von Siemens', „und sicher ist die hervorragende Laufbahn Ihres Herrn Gemahls mit beeinflusst worden durch diese vortreffliche Erziehung. Pastor Bock hatte eine sanfte Frau, welche gelähmt war. Bei ihr lernten wir die französischen Konjugationen; für die Sicherheit, mit der ich im späteren Leben die französische Sprache handhabte, wurde damals der Grund gelegt. Die Wirtschaft wurde

von der energischen Schwester, Fräulein Toussaint, geführt. Wir Pensionäre schliefen mit dem Pastor Bock in derselben Schlafstube, standen um sechs Uhr gemeinsam auf, und alles ging wie am Schnürchen. Nach der Schule in der Niederlagstraße 2 mußten wir einen vorgeschriebenen Weg gehen und hätten nicht gewagt, durch die Wallstraße, statt durch die Kurstraße zu gehen. Mittwoch und Sonnabend nachmittag wurden gemeinsame Spaziergänge gemacht, im Sommer manchmal auch Ausflüge nach Treptow, das damals für uns wie aus der Welt lag. Es wurde darauf gehalten, daß wir in der Pfuelschen Schwimmanstalt schwimmen lernten. Den Weg dorthin mußten wir in einer Droschke zurücklegen, damit wir nicht erhitzt ins Wasser kamen. Auch andere körperliche Übungen wurden nicht vernachlässigt, dafür ließ der Pastor einen eigenen Exerzierlehrer sorgen. Die Autorität, welche Pastor Bock uns gegenüber besaß, spottet jeder Beschreibung; er hatte etwas ganz anderes an sich als sonst die Lehrer, etwas Vornehmes, wofür wir Knaben doch wohl die richtige Empfindung hatten.“

Georg durfte nur Sonntags zu seinen Eltern gehen und mußte abends 10 Uhr wieder zu Hause sein. In der Pension wurde immer nur französisch gesprochen, auch hielt der Pastor darauf, daß freie Reden in dieser Sprache gehalten wurden. Es kam einmal vor, daß Werner Siemens nach alter Gewohnheit Georg examinierte und ihm eine besonders schwere Frage stellte; da fiel Georg plötzlich ins Französische, „weil er sich dann klarer ausdrücken könne“.

Außer Güßfeld waren u. a. auch M. von Brand, der sich später als Gesandter Deutschlands in China einen bekannten Namen machte ferner einige Franzosen und Rumänen in der Pension. Im Frühjahr 1852 notiert sich Georg: „Heute sind zwei Türken beim Prediger in Pension gekommen. Kein Wort deutsch.“ Mohammed Rassif und Mustapha Nail wurden bald seine guten Freunde; in ihnen lernte er zum erstenmal Angehörige des Landes kennen, in dem er später so vieles gewirkt hat; das Interesse für den Orient mag ihm durch Erzählungen der Kameraden früh geweckt worden sein. Im übrigen scheint der Pastor der jugendlichen Phantasie nicht allzuviel Spielraum eingeräumt zu haben. Bücher wie „Lederstrumpf“, „Mara-matta“ und „Conanhet“ hatte er zugunsten Xenophons und

Fenelons verboten, die Märchen von Musäus scheint er geduldet zu haben.

Ostern 1852 wurde Georg nach Obertertia versetzt. Körperliche und geistige Ausbildung hielten sehr gut Schritt. Man hört nichts mehr von blasser Gesichtsfarbe, aber der Pastor klagt gelegentlich über Trotz und Übermut; mit ehrlichem Entsetzen berichtet er dem Vater 1854, daß Georg sich im Gymnasium mit einem Mitschüler geschlagen und diesem im Eifer des Gefechts in die Nase gebissen habe.

Die Sommerferien wurden zu sehr großen, oft recht anstrengenden Ausflügen, z. B. durch Schlesien, benutzt, bei welchen auf Stroh kampiert und nicht unter zehn Stunden täglich marschiert wurde. Georg lernte Thüringen, die Sächsische Schweiz kennen, begleitete als Primaner 1856 den Vater nach Kissingen und später die Mutter nach Reichenhall.

Um diese Zeit fällt sowohl in Schulaufsätzen, wie in Briefen an die Mutter im Stil des Siebzehnjährigen eine entschiedene Reife auf, ja, man bemerkt Eigentümlichkeiten, die ihm später für sein ganzes Leben geblieben sind. Freilich spielt ihm die jugendliche Emphase manchen Streich, und er wird gelegentlich ermahnt, sich schlichterer Ausdrucksweise zu bedienen. Ein andermal überraschen bestimmte geprägte Sentenzen, wie z. B. bei einer Betrachtung über die deutsche Einheit: „Geistige Bildung hat noch nie ein genügendes Ersatzmittel für eine verlorene politische Stellung geboten.“ Er entrüstet sich in Kissingen, weil die bairische Regierung die Trimbürg für 2200 Gulden an acht Bauern auf Abbruch verkauft hat. „Wahrscheinlich hielt sie eine Ruine für poetischer.“ Er amüsiert sich über das oberflächliche Wadeleben und gibt dabei eine anschauliche Beschreibung des Königs Max von Bayern. „Auch heute erschien König Max von Bayern noch auf der Promenade, begleitet von dem Herzog von Sachsen-Altenburg. Die Erscheinung war nicht mehr ganz neu, und der Schwarm, der ihm gestern noch folgte, war bei weitem kleiner. Viele grüßten sogar nicht mehr; vielleicht glaubten sie, er wolle inkognito reisen, oder haßten sie die Verehrung eines bloßen Ranges, so z. B. Vater. Er ist etwas über mittlerer Größe, zwei Finger kleiner wie die Fürstin von Lichtenstein, in den dreißiger Jahren, aber schon mit einer kahlen Platte beglückt. Seine Stirn war nicht gerade hoch, seine Nase gerade, sein ganzes Äußere



**Georg Siemens**  
als Schüler des französischen Gymnasiums.



als Student in Heidelberg.

wohlwollend, es zeugt von einiger Entschiedenheit.“ Der alte Dom in Bamberg, das prächtige Rathaus von Schweinfurt, die kühnen, gotischen Säulen der Nürnberger Kirchen und Dürers Gemälde machen ihm tiefen Eindruck, aber von München aus schreibt er: „In der Ruhmeshalle fand ich beinahe nur Malerbüsten, hat denn Bayern gar keine anderen berühmten Männer?“ In Reichenhall botanisiert er sehr fleißig, sammelt Versteinerungen und erklärt der wegen seiner Bergtouren ängstlichen Badegesellschaft sehr resolut: „Die Berge sind nicht da, um nur von unten angesehen zu werden; von einem Schaugericht ist noch niemand satt geworden.“ Er besteigt den Staufeuern und freut sich eines gewaltig entfachten Höhenfeuers. In seiner äußeren Erscheinung wird er als sehr mager, lang aufgeschossen und beweglich geschildert; der regelrechte deutsche Gymnast in seiner ganzen gärenden Unreife und seinem unendlichen Freiheitsdrang. Der spottliebende Vater nannte ihn gern seinen „Bindsfaden“.

---

### Zweites Kapitel.

## Jurist und Soldat. 1857 bis 1867.

### Die ersten Semester.

„Ich fürchte, Du armes Herz, Deine Stimmung wird sich nach Deines Sohnes Georg Abreise noch verschlechtert haben,“ schrieb Werner Siemens' Gattin im Frühjahr 1857 an Georgs Mutter. „Werner schreibt mir, Du wärst seit der Zeit sehr traurig. Deinem Georg ist der Abschied auch schwer geworden, aber welch herrlich schöne Zeit steht ihm bevor — die schönste im Leben, an die er noch mit Vergnügen zurückdenken wird, wenn er längst alt und grau geworden ist. In diesem Gefühl herzlicher Mitfreude mit Deinem Jungen wird der beste Trost für Dich liegen, wenn Du allein und verlassen bist, und weißt Du, Marie, daß ich glaube, daß Du aus der Ferne viel vorteilhafter auf ihn einwirken kannst, als wenn er bei Euch in Berlin wäre? Die sich oft wiederholenden elterlichen Ermahnungen machten ihn unmutig und reizten ihn zum Gegenteil. Jeder Mensch ist vernünftiger, wenn er

die ganze Verantwortung auf den eigenen Schultern fühlt. Freue Dich, daß Dir Gott einen so guten, talentvollen Jungen gegeben hat, und ermutige ihn recht oft zu offenen Mitteilungen."

Daß er es an Offenheit keineswegs fehlen ließ, zeigt unter anderem ein heidelberger Brief an seinen Onkel Rudolf Siemens\*):

„Auf das grausame Examinatorium, was Du mit mir anstellst, antworte ich kurz und bündig: In einer Verbindung bin ich leider nicht. Als ich in dem Korps der Westfalen angemeldet war, bekam ich Streit mit einem von ihnen und konnte infolgedessen nicht eintreten. Ich bummle aber hier mit lauter Holsteinern, Oldenburgern, Hamburgern und trinke morgens drei, abends sieben Schoppen leichtes Bier. Wein wird auf feierliche Gelegenheiten verspart. Ich erhalte nämlich offiziell gar nichts, im übrigen, wie Vater glaubt, alle sechs Wochen 50 Taler, wie aber Mutter weiß, 60 Taler. (Note für Deine Frau: Tue das nicht bei Deinem Sohn Johann Georg Oskar Werner, denn das schwächt sehr den Respekt, wenn es auch die Liebe erhöht.) Vorlesungen habe ich nicht gehört, nur bezahlt, und zwar bar; auch habe ich, um mein Gewissen zu beruhigen, einige juristische Bücher gekauft, ohne sie aufzuschneiden; ich laufe viel in der Natur herum, weil ich verliebt bin. Eine freie Schweizerin aus Zürich hat mich gefangen. Ich lerne zwar Heines Gedichte auswendig, aber ich schlafe doch schon wieder in den Nächten, ohne von Liebesqual erdrückt zu werden. In der ersten Raserei des verliebten Wahnsinns hatte ich mir ein Klavier gemietet, das kostet 26 Gulden, welche sind sehr schwer zu erschwingen. Allzuviel will ich vom Vater nicht verlangen, denn allzu scharf macht schartig, und Mutter meint, er wäre etwas unzufrieden gewesen. Es ist hier fabelhaft gemüthlich. Ich muß Dir auch noch mitteilen, daß ich im Winter solide werden will. Das Bier ist nämlich schlecht, und Wangerows Pandekten muß man genau hören. Ich habe es auch schon nach Hause geschrieben, und Mutter hat infolgedessen geglaubt, mir ungefähr 20 Taler mehr schicken zu müssen, als ich erwartet hatte. Leider ist es schon alle. Wenn Tante ihre milde Hand aufthun will, soll es mich freuen. Ich nehme alles,

---

\*) Dieser jüngere Stiefbruder von Georgs Vater, geb. 1819, starb als Amtsgerichtsrat in Berlin 1892.

sogar alte Stiefel und Beinkleider. Ermahnungen werden aber ungern gesehen, denn was mir die Leute sagen, das weiß ich gewöhnlich alles allein, und es fehlt mir nur am guten Willen.

„Nachschrift: Ich bin heute sehr fidel, denn ich habe Deinen Brief gefeiert und in folgedessen Magenjammer. Da fasse ich dann immer so gute Vorsätze, daß ein Magenjammer für mich eine Wohltat ist, abgesehen davon, daß er auch dann und wann, wenn er stark ist, am folgenden Tag das Mittagbrot spart.“

Die zwanglose Vereinigung, der sich Georg noch in demselben Semester angeschlossen, waren die „Oldenburger“, zu denen u. a. auch der Siemens nahe stehende spätere Präsident der Württembergischen Vereinsbank Kilian Steiner, der Parlamentarier Büsing, der badische Staatsmann Ludwig Urnsberger, der bekannte Rechtslehrer Rudolf Sohm, der Dresdener Galeriedirektor Karl Woermann u. a. gehört haben. Siemens wohnte beim Schneidermeister Überle in der Krämergasse. An das lustig verbummelte erste Semester, während dessen eine herrliche Fahrt durch den Odenwald gemacht wurde, schloß sich eine Tour in die Schweiz, an der sich seine Freunde, die Juristen Löwenberg, später vortragender Rat im Kultusministerium, und Heinsius beteiligten. Da man zur Tour um den Mont Blanc kein Geld für Führer hatte, so freundete man sich mit einem von Führern begleiteten Engländer an und kam so mit. Ein Bericht an die Eltern endigt mit der Handwerksburschenmelodie: „Schuh und Strümpfe sind zerrissen“. In Interlaken musterten sie ihre Habe. „Ich wette, daß ich auf diesen Anzug hin mit Erfolg betteln kann,“ sagte Georg Siemens. Die andern wetteten dagegen. Gerade eilte ein Wagen mit Damen und Herren vorbei. Siemens lief, seine Mütze hochhaltend, neben dem Wagen her. Und richtig, ein Geldstück flog heraus, gerade in die Mütze. Als sie sich abends im Hotel umgezogen hatten und zur Mahlzeit gingen, fanden sie sich den Reisenden aus dem Wagen gegenüber. Es waren Franzosen, denen das Geldstück nun zurückgestellt wurde, und mit denen man einen höchst ausgelassenen Abend verbrachte.

Auf einem Züricher Landstübli, der einem Freunde seines Vaters gehörte, fand Siemens freundliche Aufnahme, und es traf sich, daß auch gerade Richard Wagner dort logierte. Die Kunde von der An

Kunst des Komponisten hatte sich in dem kleinen Ort rasch verbreitet, und das Haus wurde von Verehrern und Verehrerinnen bestürmt. Wagner war ungehalten und ließ sich verleugnen. Aber gegen eine englische Kunstbegeisterte half nicht Tür noch Kiegel. Sie erzwang sich den Eintritt und fand Wagner auf dem Sofa liegend, im Schlafrock, „die mehr umfangreiche, als intelligente Seite seines Körpers dem Beschauer zugewandt“, und vernahm die würdevollen Worte: „So pflege ich zu komponieren.“

Ein gewisses Interesse hat sein Bericht über das französische Straßburg:

„Das Münster ist das Großartigste, was man sich denken kann. Die ganze übrige Stadt verschwindet gegen dies Gebäude. Die Straßen sind für eine so alte Stadt recht breit und äußerst reinlich, aber die Schmutzkerle von Soldaten, die noch hummliger aussehen, als die schafelsten Berliner Bummler, machen einem Straßburg mit ihren roten Hosen und theatralischen Attitüden fast unangenehm. Die dummen deutschen Gesichter, die das Französisch-Monchalante und Geniale nachäffen, wären lächerlich, wenn man sich nicht so darüber ärgern müßte. Die soliden Deutschen werden beim Nachäffen des französischen Leichtsinns, wie alle, die sich etwas aneignen wollen, was ihnen von Natur nicht gegeben ist, in das Extrem fallen, und das Elsaß kann dann die allerfranzösischste Provinz von Frankreich werden. Wenn sie auch widerständen, sie hätten ja doch keine Stütze an Deutschland.“

In Baden-Baden wurde auf der Rückkehr ein kleiner Einsatz auf der Spielbank gewagt, der mit dem Verlust fast der ganzen Baarschaft endete. Sie langte nicht mehr bis Heidelberg, und mehrere Stationen vorher mußten sie aussteigen. Als sie auf dem Perron standen, kam ein alter Herr auf Siemens zu und fragte: „Nun, junger Mann, Ihnen ist wohl das Geld ausgegangen?“ und griff in die Tasche. Siemens bejahte. „Woher kommen Sie denn?“ — „Aus Baden-Baden.“ — Der alte Herr runzelte die Stirne: „Da haben Sie wohl gespielt?“ — „Ja.“ — „So, nun dann geschieht Ihnen ganz recht, dann gehen Sie zur Strafe zu Fuß nach Heidelberg.“ Und damit steckte der alte Herr sein Geld wieder ein.

Nach Ablauf der Reise kam Georg nach der Heimat zurück. Der Vater befand sich gerade auf dem Lande. Georg kam und begrüßte ihn.

„Nun,“ fragte dieser, „was hast du denn in Heidelberg gelernt?“ — „Oh,“ erwiderte Georg, „ich kann 20 Seidel trinken.“ Da wies der Vater auf einen stämmigen Ochsen und sagte kurz: „Der sauft noch mehr.“ So endete das erste Semester.

Das nächste trägt schon einen etwas ernsteren Charakter. Teures Bandektenpapier, das Corpus juris und die Institutionen in der Marezollschen Ausgabe, Mommsens römische Geschichte und Drohsens Geschichte der preußischen Politik erscheinen in der knappen Korrespondenz mit dem Vater. „Jetzt beschäftige ich mich mit der Schrift von Kirchmann (über den preußischen Zivilprozeß) und muß dem Assessor Schönstedt, der vor acht Jahren als Student dagegen schrieb, zugestehen, daß er mich in die Tasche gesteckt hätte.“ Es ist von 110 Taler Schulden die Rede, bei denen mit scheinbarer Neue erklärt wird: „Nach und nach kriegt man doch dies Zigeunerleben satt, bei dem man einen Tag im Überfluß schwimmt, den anderen nicht weiß, wo man sein Mittagbrot pumpen soll.“ Äußere Ordnung der Buchführung verlangte der Vater durchaus. Damit es „stimmte“, wurde zu genialen Mitteln gegriffen. Es findet sich einmal notiert: „Für eine Kleiderbürste: 37 Taler“.

Auch die Ferien, selbst Weihnachten, will Georg in Heidelberg zu bringen. Nicht nur die Ersparnis des Reisegeldes, sondern auch die zunehmende Entfremdung zwischen den Eltern mag den lebensfreudigen Studenten dort zurückgehalten haben. Seine Mutter war unter dem Druck der bissigen Mißvergünstigkeit ihres Gatten schon so weit gekommen, daß es ihr schwer wurde, sich an fremdem Glück zu freuen; wirklich schlimm müssen die Launen des rasch alternden Mannes gewesen sein, wenn sogar Werner Siemens' kluge Gattin an Georgs Mutter schreibt: „Um alles in der Welt willen werde nicht irre an Deinem eigenen Herzen. Gott hat es Dir so weich und liebevoll gegeben, daß es kein bitteres Geschick ertönen könnte, sonst wäre es wohl schon lange geschehen.“ Immer mehr entzog sich der kränkeltnde Mann dem Verkehr.

Glänzend waren zu Heidelberg in jenen politisch so öden fünfziger Jahren die historischen und staatswissenschaftlichen Disziplinen vertreten. Ludwig Häusser und Karl Adolf von Vangerow waren die Fürsten der Univerſität; sie standen in der Fülle ihrer Schaffenskraft, nirraends in Deutschland saßen mehr begeisterte Schüler zu Füßen

großer Lehrer. Häußers deutsche Geschichte, deren Höhepunkte die Darstellung der Reformation und der französischen Revolution war, verfehlte nicht ihren Eindruck auf Georg. „Die kräftige und schmiegsame Stimme des Vortragenden, das stark bewegte Mienenspiel des lebendigen und hartlosen Gesichts, das Gefühl, daß die ganze Seele bei seiner Sache war, daß er, zumal bei den deutschen Hergängen des Jahrhundertanfangs, Schmach und Wiedergeburt wie eigene Erlebnisse nachempfand, daß er im stillen alle Geschichte auf das Ringen seiner Tage mitbezog und selber mit allen Kräften in diesem Ringen stand . . . so manchmal trat er mitten aus dem politischen Kampfe heraus, von dem die Zeitungen berichtet hatten, unter seine Studenten: dann empfing ihn ein ungeheurer Beifallssturm als Zeichen der Gesinnungsgemeinschaft.“\*)

Neben diesem kraftvollen Sohn der Pfalz, der Seele des berühmten Heidelberger „Engeren“, dessen Sänger Viktor Scheffel war, stand der liebenswürdige, feurige Kurhesse Bangerow, stolz und froh der Gewalt über die Herzen der Jugend. Mit besonderer Hingabe richtete er seine Vorträge für die jüngsten, juristischen Hörer ein, und in dieser Selbstlosigkeit mag es gelegen haben, daß er bis an sein Lebensende so grenzenlos verehrt wurde. Selbständiger gewordene Studierende freilich fanden daran wohl nicht genug Freude. G. Weber\*\*) erzählt, daß ein fähiger Hörer am Schlusse einer Vorlesung überdrüssig die Feder ausprühte mit den Worten: „Nun versteht's auch der Binschub“ — eine in den Straßen Heidelbergs wohlbekannte halb idiotische Figur. Und Georg Siemens schreibt seinem Vater über die Pandektenvorlesung: „Bangerow liest mit großem Eifer und sucht stets seinen Vortrag über die Stunde auszudehnen. Er spricht frei, mit mächtiger Stimme, mit fast allzu großer Lebhaftigkeit. Aber er tritt seine Worte öfters zu einem fabelhaften Brei und traut seinen Zuhörern auch gar nichts zu, so daß ich, der ich das Kurze und Gedrängte liebe, an ihm nicht mehr so viel Gefallen finde.“ Bei Pagenstecher, einem Mann, „der alles zu lesen scheint, sowohl Jus als Medizin“, wurde Geschichte des römischen Zivilprozesses belegt. Naturrecht und Völkerrecht lehrte der

\*) Aus Erich Marcks, L. Häußers und die politische Geschichtschreibung. (Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert. Heidelberg 1903.)

\*\*) Heidelberger Erinnerungen 1886, S. 242.

wohlbeleibte Süddeutsche Pöppel, der sich von den Studenten den Vergleich mit dem Heidelberger Faß gefallen lassen mußte. Zollwesen, Finanz- und Polizeiwissenschaft las der gravitatisch korrekte Heinrich Rau, allgemeine Staatswissenschaft Robert von Mohl, der den Heidelberger Spießbürgern in seiner eleganten Lebensführung mehr den Eindruck eines Hofmannes als eines Professors machte. Die Kollegien dieses scharfen Vorkämpfers für den liberalen Staatsgedanken, den einst das Frankfurter Parlament zum Reichsminister berufen hatte, sind besonders solchen Studierenden zugute gekommen, die vor eigener Gedankenarbeit nicht zurückschreckten.\*)

Es traf sich besonders glücklich, daß Georg nun einem außergewöhnlich anregenden Studentenkreis angehörte. Es seien neben den früher genannten auch Karl Möller-Brackwede, Freiherr von Dörnberg, Ernst von Lettenborn, Hinshius, alles tüchtige Juristen, genannt. Zu ihnen gesellte sich Friedrich Siemens, der damals schon seinen Wärmeregulator, eine der wichtigsten Erfindungen seiner Zeit, bekannt gemacht hatte. Gelegentlich kamen die beiden jungen Rumänen Wikha und Sturzda, die später wiederholt Minister in ihrer Heimat waren.

Zu diesen Zusammenkünften auf Georgs bescheidenem Mansarden-Dachzimmer gesellte sich ein genialer Mensch, der jahrelang einen nachhaltigen, fast dämonischen Einfluß auf Georg ausüben sollte. Er ist später durch eigene Schuld im Leben gescheitert.

Georg hatte D. in Heidelberg kennen gelernt, mittellos, aber von mächtigem Ehrgeiz befangen, voll der kühnsten Hoffnungen über die Rolle, die er zu spielen berufen sei. Hervorragend klug, dabei ebenso gewissenlos und berechnend, machte er sich an Georg heran. Er besaß das, was Georg bewunderte und doch sein Lebenlang nicht erringen konnte: große gesellschaftliche Gewandtheit und elegantes Auftreten. Wo es ihm paßte und nützte, konnte er von bestrickender Liebenswürdigkeit sein. Er wußte Georg so für sich einzunehmen, daß dieser, von Heidelberg zurückkehrend, seinem Vater die Bedingung stellte, entweder müsse er D. als seinen Sohn mit ins Haus aufnehmen, oder er selbst,

---

\*) G. Weber a. a. D. S. 255.

Georg, würde auch nicht zurückkehren. Man begreift diese Forderung einigermaßen, wenn man aus den Briefen ersieht, wie das Leben in Georgs Elternhause war. Ewige Vorwürfe von seiten des Vaters und ein still ergebenez Ertragen der Mutter. Aus den Briefen geht hervor, daß sie sich schon nicht mehr scheut, bei dem Sohne gegen den Vater zu klagen. Da mußte freilich eine Natur wie D., so voll rücksichtsloser Genußsucht, voll sehnsüchtigen Ehrgeizes und dabei so sicher in allen Lebenslagen, wie ein Magnet auf Georg wirken.

Der Vater ging auf das Verlangen ein, da er hoffte, damit seinem Sohne das Studieren angenehmer zu machen. Es ist der ewige Klage-ton in seinen Briefen, daß er in Georg nicht die erhoffte Liebe zur theoretischen Wissenschaft finde. Der alte Mann hatte sich ein ganz bestimmtes Bild der Entwicklung seines Sohnes gemacht, und wo er auch nur abzuweichen scheint, da brechen die bittersten Beschwerden los.

So kam denn mit D. ein böser Geist ins Haus. Drei Jahre war er da und wurde wie der eigene Sohn gehalten. Unter seinem Einfluß verschlechterte sich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Ja, selbst mit der Mutter beginnt es sich zu trüben. Das Ende war bei immer wachsender Dreistigkeit D.'s ein gewaltsamer Bruch. Doch hat ihm Georg später im Leben noch oft geholfen, bis die Bahn des ehemaligen Freundes so abwärts führte, daß auch solche Selbstlosigkeit unmöglich wurde.

### Die Militärzeit.

Am 1. Oktober 1858 trat Georg als Einjährig-Freiwilliger zu Berlin in das 3. Leibregiment ein. Dafür, daß er sich Berlin als Garnison wählte, mag vor allem entscheidend ins Gewicht gefallen sein, daß es ihm auf diese Weise möglich war, sich in die Geschäfte des Vaters einzuarbeiten und ihn zeitweise zu vertreten. Der Vater hatte sich zwar in seiner unwirschen Art gerade in jener Zeit oft sehr abfällig über Georgs Fähigkeiten und seine angebliche Untätigkeit ausgelassen. Im Grunde genommen scheint er jedoch auch damals schon von Georg eine ganz gute Meinung gehabt und große Hoffnungen auf ihn gesetzt zu haben.

Der Justizrat schrieb am 30. Mai 1858 an seine Frau:

„Gegen Georg bin ich die letzte Zeit etwas scharf gewesen, und dafür läßt er sich nicht viel bei mir sehen, was auch nichts tut. Einerseits habe ich mich überzeugt, daß er noch wenig in seinem Fach gelernt hat und in der Einsicht preußischer Verhältnisse viel mehr zurück ist, als er sein sollte, andererseits habe ich gefunden, daß er den Mangel wirklicher Kenntnisse mit einer mir nicht recht gefallenden Dreistigkeit erzeigen will. Dies habe ich ihm offen klar gemacht, und es wird sich fragen, welche Früchte es tragen wird. Jedenfalls aber würde Nachsicht unter solchen Umständen nicht angebracht sein. Er muß zu der Einsicht kommen, daß sich die Achtung ordentlicher Männer nicht durch den Schein oder Geld bestimmen läßt und in dieser Beziehung ein ganz anderer Maßstab angelegt wird, den er in pünktlicher Erfüllung seiner Pflichten zu suchen hat.“

Um Tage, an dem Georg seinen Militärdienst antrat, berichtete der Vater an die Mutter:

„Heute ist Georg zum Militär eingereicht. Er mißt 7 Zoll und 3 Strich und hat daher das besondere Glück gehabt, zur 1. Kompagnie zu kommen, die einen sehr strengen Hauptmann besitzt und täglich zwei Stunden mehr exerzieren muß, als die andern Kompagnien. So erzählte er mir eben, als er nach Hause kam, und er durfte das Mittagessen gar nicht abwarten, da er schon um 2 Uhr wieder bestellt war, um seinen Helm in Empfang zu nehmen.“

„Mit meinem Professor (Wölfel) habe ich alle Ursache sehr zufrieden zu sein. Nicht nur, daß er meine Angelegenheiten mit Eifer und Geschicklichkeit besorgt, so ist er auch ein sehr guter Umgang für Georg, dessen Gesichtskreis sich jetzt erweitert, und der nicht mehr allein Interesse zeigt für die kleinen Angelegenheiten des einzelnen Menschen, sondern auch für die großen Angelegenheiten des Volkes und der Menschheit. Ich bin, um dies zu wecken, auch mit ihm zu dem Redakteur der „Nationalzeitung“, Zabel, gegangen, der mir versprochen hat, ihn zu beschäftigen, und den ich daher auch diesen Winter in unserm Kreis zu sehen wünsche.“

Georg selbst fügt folgende Nachschrift hinzu:

„Und siehe, er wurde ein Kriegsknecht und mußte alle Tage sieben Stunden exerzieren und schießen lernen, damit er sein Volk erretten könnte aus den Händen der Philister. Das ist aber eine scheußliche Arbeit, es ist jetzt vier Uhr und ich bin nicht wenig müde. Morgen

kriege ich mein sämtliches Zeug und bezahle dafür 17 Taler, und das alles, um Werner und Hans zur Zielscheibe ihres Spottes zu dienen. Es geht uns sonst ganz gut; wir vertilgen Deine Schinken, und wenn die Arbeitskraft im Verhältnis zur Masse der Nahrungsmittel wächst, die man zu sich nimmt, so gibt es auf der Welt bald nichts mehr zu lernen für uns, und wir werden mindestens Feldmarschälle."

Vier Wochen später schrieb er in einem Brief an seine Tante Antonie von Sperl:

„Meine Militärzeit bekommt mir übrigens körperlich recht gut; ich glaube, ich bin in den vier Wochen schon  $\frac{1}{2}$  Zoll gewachsen, schlafe wie ein Bär und lerne zum Schrecken der Mutter schimpfen und fluchen wie der schlimmste Unteroffizier, habe schon eine Parade mitgemacht (in vier Wochen, ohne ausexerziert zu sein, Onkel wird dies bewundern) und bin mit Gewehr an vor unserm Divisionsgeneral sehr elegant vorbeimarschirt. Ostern stelle ich mich vielleicht vor, und zwar in Uniform, weil ich dann das Reifegeld um ein Drittel billiger habe, und lasse mich von Euch bewundern, denn die Uniform soll mir gut stehen.“

Seine Mutter war nicht sehr entzückt von dem Auftreten des freiwilligen Musketiers:

„Mein großer Junge läßt viel zu wünschen übrig. Er spielt als Soldat äußerlich eine ganz gute Figur, schimpft und gebärdet sich aber zum Entsetzen; ich suche mich damit zu beruhigen, daß diese Regung vorübergehen wird, wenn seine Beschäftigung den Reiz der Neuheit verloren hat.“

Aus jener Zeit stammt eine von W. Fechner während einer Wache im königlichen Schloß angefertigte Porträtskizze Georgs. Die leichte Verdrießlichkeit, die einen temperamentvollen Menschen während der öden Stunden des Wachtkommandos beschleichen muß, ist in den energischen Zügen deutlich abzulesen.

In sein Militärljahr fiel die partielle Mobilmachung wegen des Krieges zwischen Osterreich und dem mit Frankreich verbündeten Sardinien. Auch das Armeekorps, in welchem Georg stand, das dritte, wurde auf Kriegsstärke gebracht, aber es kam lediglich zu einem kurzen Übungsmarsch. Georg beurteilte die Situation von vornherein richtig und hielt eine Verwicklung Preußens in die Feindseligkeiten für ausgeschlossen.



Georg Siemens 1859.

Nach einer Bleistiftzeichnung von W. Fechner.

## Ahlisdorf.

In den ersten Wochen von Georgs Militärjahr kaufte der Vater das Rittergut Wendisch-Ahlisdorf, das seit jener Zeit bei der Familie geblieben ist.

Im Flachland, dessen weiten Horizont die stillen märkischen Kiefernwälder und die sanften Hügel des Fläming begrenzen, erhob sich das massive Herrenhaus mit seinem hohen, altertümlichen Ziegeldach und den gewaltigen Mauern. Ringsum zog sich ein breiter, mooriger Wassergraben, dann kam ein verwildertes Parkstück, darüber hinaus der altmodische Garten mit der großen hohlen Sonnenuhr. Ratten und Mäuse trieben ihr dreistes Spiel in den verlassenen Wirtschaftsräumen, Gespenstergeschichten über das Herrenhaus gingen bei den Bauern des mageren Gutsdorfes um; es war noch nicht vergessen, wie man im achtzehnten Jahrhundert von dem alten Obersten von Seyffertitz geplagt worden war, der seine polnischen Kriegsgewohnheiten in diese Gegenden mitbrachte, als er „das alte Eulenneß“ in die Hand bekam. Hatte er doch sogar die Bauern zu einem Vertrag gezwungen, wonach sie das Bier seiner Gutsbrauerei auch dann, und zwar zum vollen Preise, kaufen sollten, wenn es mißraten und sauer war. Im Hause war kein Fenster, keine Türe, kein Fußboden mehr ganz; die einzig bepflanzen Stelle war ein kleiner Kartoffelacker, alles andere war Weide für den Gesamtviehstand, bestehend aus zwei Ziegen. Die Ställe und Scheunen waren nahe am Zusammenfallen; Inventar war so gut wie keines vorhanden; die Felder sahen schlechter aus, als die sämtlichen umliegenden Bauernfelder.

Nach den vielen Sorgen, die das Gut in den ersten Jahren brachte, ist es späterhin — dank der Energie und Umsicht, die Georg Siemens auch auf dem landwirtschaftlichen Gebiete betätigte — zu einem blühenden Muster Gute geworden, gleichzeitig zu einem herrlichen Landsitz für die Familie und zu einer Stätte der Gastfreundschaft für den weiten Freundeskreis.

Der Vater scheint zu dem Ankauf von Ahlisdorf durch eine von den Eltern und Vorfahren überkommene Neigung, aber auch durch Erwägungen über die sozialen und politischen Vorteile eines größeren

Grundbesitzes bestimmt worden zu sein. Die Tätigkeit als Landrat in einem Kreise, in dem man als Großgrundbesitzer eingeseßten ist, verbunden mit einem parlamentarischen Mandat, erschien dem alten Herrn als das Ideal für seinen letzten Lebensabschnitt.

Wie Georg sich zu der Erwerbung von Mhlisdorf stellte, ergibt sich aus folgenden Briefen.

Aus einem Briefe an Antonie von Sperl, Ende Oktober 1859:

„Offen gesagt, der Gutskauf scheint mir ein bißchen verfehlt, Vater ist der Mühe, die er ihm auferlegen wird, nicht mehr recht gewachsen. Er wird alles selbst tun wollen, ohne die rechte Sachkenntnis zu besitzen, und sich sehr wahrscheinlich krank ärgern, wobei die Mutter ihre Stellung kaum wird gewinnen können; und wenn ich es versuchen wollte, ihm die Sachen aus der Hand zu nehmen, so wird es mich viel Zeit kosten, und das wäre jetzt ein für mich sehr schmerzlicher Verlust. Eineinhalb Jahre habe ich schon verbummelt, ein ganzes Jahr geht wieder unter brotlosen Künsten flöten (gemeint ist das Militärjahr), und dann bin ich wahrhaftig nicht mehr zu jung, um daran zu denken, daß ich mir eine selbständige, unabhängige Stellung verschaffen muß. Ich halte nichts mehr vom Gutsbesitzertum in den jetzigen Zeiten, wo der Grundbesitz eine bloße Ware ist, die ebenso oft ihren Besitzer wechselt, wie ein Spekulationspapier, und mehr Mühe macht und weniger Nutzen abwirft, als der Aktienbesitz. Die Zeiten, wo der Grundbesitz etwas galt, sind vorüber, seit es den Bürgerlichen gestattet worden, zu erwerben. Er ist ganz gut für denjenigen, der alle seine Zeit darauf verwenden will, sein Vermögen selbst zu verwalten; wenn es aber nur eine Handhabe sein soll, deren man sich bedient, um etwas zu erreichen, so ist es sicher nicht das beste, eben weil es mehr Mühe macht, ohne mehr Einfluß zu gewähren.“

Aus einem Briefe an Rudolf Siemens, 30. Oktober 1858.

„Vater hat Mhlisdorf für 83 000 Taler gekauft. Der Kaufvertrag ist abgeschlossen und wartet nur auf die Genehmigung des Finanzministers. Am ersten Januar wird Anzahlung der Hälfte des Kaufpreises und Übergabe des Gutes stattfinden. Das Geschäft soll gut sein, oder wenigstens gut zu machen, wenn Vater in das ziemlich ruinierte Gut etwa noch 12—15 000 Taler stecken kann. Verpachtet

ist es für 2500 Taler ohne die Forst, die freilich bis jetzt nur Geld kostet, aber doch noch auf den Damm zu bringen ist. Daneben wird Vater, der sich jetzt auf drei Monate durch einen Zeitzer Assessor Wölfel vertreten läßt, sich in Torgau und Zeitz als Kandidaten zu den Kammern aufstellen lassen und gedenkt in einem Ort wenigstens durchzukommen. Er war insolgedessen auf acht Tage in Dresden und Torgau. — Auch hier in Berlin herrscht jetzt ein sehr reges Leben, es hat sich ein Wahlkomitee gebildet, woran Vater wenigstens indirekt durch Werner teilnimmt. Sollte Vater scheitern, so wäre das auch kein Pech für ihn, denn erstens würde er seine Praxis weniger ruinieren, und diese braucht er sehr notwendig, um während der nächsten Jahre sein durch den Kauf etwas derangiertes Vermögen, von dem er gerade nicht sehr viel Zinsen wird ziehen können, wieder zu arrangieren; und zweitens hat er überhaupt mit Ahlisdorf Geschäfte genug, um nie Ruhe zu haben. Nächste Ostern kannst Du mal hinkommen, ev. Deine Frau mitbringen und bauen helfen, denn das Haus besteht nur aus Mauern. Fenster, Türen, Öfen, sogar die Dielen sind in einem ziemlich verdächtigen Zustand, und Vater wird wohl, bloß um sich etwas wohnlich einzurichten, eine ziemlich bedeutende Summe gebrauchen. Das Haus selbst ist ein Gebäude à la Louis XIV., bestehend aus zwei Flügeln mit sehr großen Zimmern, aber leider etwas kleinen Fenstern, die Wände so dick, daß in jedem Fenster ein Tisch und ein Stuhl stehen kann, also mit famosen Nischen (erster Stock), und auch ein sehr schöner, wenn auch verwilderter Park. Es liegt freilich in der platten Ebene, umgeben von Feld; der Wald ist eine gute halbe Stunde entfernt, aber das schadet nichts, denn Kiefernwald ist nicht so schön, daß man seine Abwesenheit gerade sehr vermissen täte. Die Jagd soll gut sein, viel Trappen und sonstiges Ungeziefer. Eine Brennerci fehlt noch, wofür Louis und Hans (Siemens) wahrscheinlich sorgen werden. Denn eine solche ist nötig, damit dem Gute nicht zu viel Dung entzogen wird. Du siehst, ich werde schon selbst Ökonom, wenn auch nicht aus Liebe, so doch aus Einsicht in meinen Nutzen. Eine gewisse Wichtigkeit hat es vielleicht aus pädagogischen Rücksichten, damit die Kinder eine etwas noblere Ansicht von Geld und dessen Wert gewinnen, wenn sie ihre Eltern damit etwas Nützliches schaffen sehen, aber ich bin schon zu alt, als daß

dies noch viel auf mich wirken könnte. Ich habe schon die modernen „jüdischen“ Ansichten mir angeeignet.“

Georg, der „wenn auch nicht aus Liebe, so doch aus Einsicht in seinen Nutzen“ Ökonom wird, der aber im übrigen von dem Grundbesitz im allgemeinen und dem Ankauf von Mhlsdorf im besonderen nicht viel hält, sollte seine Ansicht bald ändern. Die geringe Einschätzung des Grundbesitzes stammte bei ihm aus der antijunkerlichen politischen Atmosphäre, in der er aufgewachsen war. Aber die anfangs notwendige Beschäftigung mit der Gutswirtschaft ließ in ihm, neben der Einsicht in seinen Nutzen, bald auch die Liebe zu dieser besonderen Art praktischer Tätigkeit entstehen und das in einem Maße, daß der Ankauf von Mhlsdorf fast entscheidend für seine Berufswahl geworden wäre.

Georg hatte sich dem juristischen Studium ohne großes Überlegen und Wählen zugewendet. Der Entschluß erschien bei der Stellung, den Verhältnissen und den Anschauungen des Vaters als etwas Selbstverständliches. Gleichfalls selbstverständlich war, daß Georg Siemens nicht ein alltäglicher Durchschnittsjurist werden durfte. Der Vater tat sich auf den „wissenschaftlichen Geist der Familie“ viel zu gut; obwohl er selbst in seiner ganzen Betätigung sich ansehnlich über das Mittelmaß hinausgearbeitet hatte, beklagte er häufig, daß es ihm nicht gelungen sei, ein großes Ziel zu erreichen. Er dachte dabei wohl weniger an hohe staatliche Ämter und Würden, als an eine einflussreiche politische und parlamentarische Stellung.

Georg leistete seine Dienstpflicht erst in vorgerückten Semestern ab. Die von dem Studium gänzlich verschiedene, vorwiegend körperliche Betätigung, die gleichzeitig große, für eine zusammenhängende geistige Beschäftigung jedoch kaum verwendbare Intervalle von freier Zeit ließ, stellte ihn gewissermaßen auf einen Punkt außerhalb seines bisherigen Lebensweges und forderte dadurch zu einem kritischen Nachdenken über das heraus, was bisher als selbstverständlich hingenommen worden war. Er kam, für seinen Vater sehr überraschend, zu der Überzeugung, daß die juristische Laufbahn für ihn nichts taue, und daß die praktische Betätigung in der Landwirtschaft für ihn das Richtige sei. Georgs Vater selbst war ja, wie oben erzählt, in seiner Jugend nahe daran gewesen, die Juristerei mit der Landwirtschaft zu vertauschen.

Zum ersten Male sprach Georg seinem Vater von seinen neuen Absichten in einem undatierten Brief, der im Juni 1859 geschrieben sein muß. Georg ist noch beim Militär und verwaltet in Berlin gleichzeitig die Geschäfte des Vaters, der sich in Ahlisdorf aufhält. Er berichtet über die Eingänge an Geld und an Aufträgen, ferner über die auf Werner bezüglichen Nachrichten, der in Birkenhead auf der Flotte Experimente machte. Außerdem berichtet er, daß die Demobilisierung eifrig betrieben werde, und daß am 1. August die Reserven und die Leute, die drei Jahre gedient hätten, zur Entlassung kommen sollten. Des vielen Exerzierens ist er überdrüssig. Dann kommt er auf sein bevorstehendes Examen zu sprechen:

„Wenn ich mein Examen gemacht haben werde, werde ich um zwei Jahre Urlaub einkommen und während dieser Zeit Landwirtschaft erlernen und dadurch meinen durch allzu vieles Bummeln noch von Heidelberg her heruntergekommenen und faulen Körper und Geist auf den Damm zu bringen suchen. Habe ich dann noch Lust zu anderer Arbeit, so kann ich immer wieder eintreten in die Jurisprudenz und meine erlangten landwirtschaftlichen Kenntnisse bei der Regierung oder im Ackerbau-Ministerium recht gut verwenden. Mündlich will ich einmal nächstens ehrlich mit Dir reden, und Du wirst diesen Plan vernünftig und gut finden.“

Es war das Zusammenwirken verschiedenartiger Überlegungen, das Georg zu diesem etwas plötzlichen Entschluß bestimmte. Vor allem ein lebhafter Drang zur praktischen Betätigung, der ihn daran verzweifeln ließ, daß er in einer rein juristischen Beschäftigung sich ausleben könne. Diesen Grund hat er wohl dem Vater gegenüber auch mündlich ganz besonders betont. Der Vater schrieb am 20. Juni 1859 von Berlin aus an die Mutter nach Ahlisdorf:

„Georg hat mir offen gestanden, daß ihm das Studium keine Freude mehr macht. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn dazu nicht nötigen wolle, er solle nur das zweite juristische Examen machen. Das ist keine Hexerei. Wenn wir 1863 das Gut übernehmen (das bis dahin verpachtet war), ist Georg beinahe 24 Jahre alt. Er kann sich dann dort versuchen und behält die Qualität, einmal Landrat zu werden. Nach meiner Überzeugung fehlt es ihm zum Studieren an Liebe zur theoretischen Wissen-

schaft. Die Anlagen der Menschen sind verschieden. Zu praktischen Dingen hat er größere Neigung und er mag derselben genügen.“

In der That war es die eminent praktische Begabung, aber gerade in Verbindung mit einer scharfen theoretischen Auffassung der Dinge und Verhältnisse, der Georg Siemens die größten Erfolge seines Lebens verdanken sollte.

In dem Drange zur praktischen Betätigung bei einer wissenschaftlich veranlagten Natur trat die Geistesverwandtschaft Georgs mit den andern berühmten Mitgliedern seiner Familie zutage, insbesondere mit seinen Vettern Werner und Wilhelm, die ihre großen Erfolge gleichfalls durch die glückliche Vereinigung von praktischer Energie mit der wissenschaftlichen Durchdringung der Gegenstände ihres Arbeitsfeldes erzielt haben, eine Vereinigung, die bei Werner, der praktisch und wissenschaftlich in gleicher Weise schöpferisch wirkte, am stärksten ausgeprägt war. Dieser Siemens'sche Familiengeist, der sich in dem zwanzigjährigen Georg um jene Zeit ankündigt, ist nichts anderes, als ein Stück jener Kraft, der Deutschland — bisher das Land der unpraktischen Denker und Dichter — im letzten halben Jahrhundert vor dem Kriege seine gewaltigen wirtschaftlichen Fortschritte zu verdanken hatte.

Neben dem Bedürfnis nach praktischer Arbeit war für Georg bestimmend der Drang nach einer einflussreichen und vor allem unabhängigen Stellung. Der vom Vater selbst von der frühesten Zeit an genährte Gedanke einer politischen Betätigung spielte dabei wesentlich mit. Eine Stellung, von der aus eine große politische Wirksamkeit möglich sei, schien ihm aber — die politische Macht des preussischen Grundbesitzes hatte ihm das ja nahe vor Augen geführt — für einen Rittergutsbesitzer leichter und rascher erreichbar, als für einen mehr oder weniger auf den Staatsdienst angewiesenen Juristen. Von seiner die politischen Vorteile des Grundbesitzes geringschätzenden Ansicht, die er noch ein halbes Jahr zuvor so apodiktisch vertreten hatte, war er gründlich abgekommen.

Daß Georg sich gerade die Landwirtschaft als Feld für seine praktische Betätigung aussuchte, hatte wohl in den Verhältnissen, in die seine Eltern durch den Ankauf von Ahlsdorf gekommen waren, und über die sich Georg sehr genaue Rechenschaft gab, seine besonderen

Gründe. Es hätten ihm andere Wege offen gestanden. Vor allem bot ihm sein Vetter Werner damals schon an, in seine Unternehmungen einzutreten. Es wurde schon erwähnt, daß der Justizrat Siemens seinem Vetter Werner, als dieser sich im Jahre 1847 mit Halske zur Begründung der späteren Weltfirma zusammentat, mit dem erforderlichen Anfangskapital zur Hand ging. Er erklärte sich bereit, gegen Beteiligung am Reingewinn bis zu 10 000 Taler einzuschließen. Seine Beteiligung an der Firma dauerte bis zum Jahre 1854; das Ausscheiden war durch geschäftliche Meinungsverschiedenheiten veranlaßt, die aber das persönliche Verhältnis der Vettern nur vorübergehend trübten. Nach dem Abschluß der Firma Siemens & Halske für 1854 betrug das Gesellschaftskapital 262159 Taler, wovon 50000 Taler dem Justizrat Siemens gehörten\*).

In der Zeit, die uns hier beschäftigt (1859), war Werner an der Legung des Kabels durch das Rote Meer und von Aden nach Kuratschi beteiligt; ebenso wirkten Walter Siemens und die Siemens'schen Ingenieure damals bei der Legung des holländischen Kabels Singapore-Batavia mit. Werner scheint sich damals schon mit einer Verbindung dieser beiden Kabelstrecken und ihrer Verlängerung bis nach Australien beschäftigt zu haben, wodurch eine einzige große Kabelverbindung von London bis Sidney geschaffen worden wäre. Werner war bereit, Georg nach Beendigung seines Militärjahres nach Aden und Bombay hinauszuschicken.

Inzwischen gestalteten sich die Dinge in Mhlendorf recht sorgenvoll. Der Vater Siemens hatte sich und seiner Frau nicht nur eine schwere Arbeitslast aufgeladen, sondern auch seine bisher wohlgeordneten Vermögensverhältnisse einer schweren Gefährdung ausgesetzt. Der folgende Brief Georgs an seine Mutter vom 7. Mai 1859 gibt hiervon ein Bild:

„In Berlin sind wir jetzt in einer sehr schlimmen Lage. Es sind in den letzten vier Tagen keine 25 Taler eingegangen, und bei den Kriegsaussichten ist auch keine Hoffnung, daß sich dies sehr ändern wird. Sachen wird Vater wohl genug kriegen, aber kein Geld. Ich habe nicht so viel, um Friederike Auslagegeld geben zu können. Bei solchen Aussichten

\*) Vgl. Ehrenberg, Die Unternehmungen der Gebrüder Siemens, S. 89.

und bei der Verbindlichkeit Vaters, über drei Jahre 21 000 Taler zu bezahlen, von denen er nur 17 000 Taler disponibel machen kann ohne allzu große Verluste, bei der Aussicht, daß er bei einer Kündigung dem Pächter vieles herausbezahlen müßte, bei der Unmöglichkeit, Geld zu anderen als Wucherzinsen und anders als auf Wechsel zu bekommen, stehen die Sachen mit der Kündigung schlecht. Der Vater will es geradezu aus Verzweiflung tun; ich habe ihm aber energisch davon abgeraten, er kann kein Geld flüssig machen, um aus eigener Tasche die Zinsen an die Seehandlung bezahlen zu können, und jede verspätete Zinszahlung berechtigt diese zu einer Kündigung des sämtlichen Kaufgeldes, wovon sie sicher nicht abstehen würde; in folgedessen käme es zur Subhastation, und Vater hätte von seinem Geld über die Hälfte verloren, abgesehen von den Verlusten, die er bei den Aktien erlitten hat und die er nur durch einen ruhigen längeren Besitz wieder verwinden könnte, und der Blamage des Konkurses. — Er ist jetzt nichts weniger als ein wohlhabender Mann, sondern ein Mann, dessen Verbindlichkeiten für den Augenblick sein Haben übersteigen, da er sein Haben, d. h. die Aktien, wegen Mangels an Käufern nicht in Geld umsetzen kann, selbst wenn er es wollte.

„Das ist eine verfluchte Stellung, wenn man nicht mehr ganz auf eignen Füßen steht.

„So geht es mir auch, ich singe dito das Lied: „Hangen und Wangen in schwebender Pein“, während Du wenigstens weißt, wie Du dran bist und etwas zu tun hast, was Vater gegenwärtig nicht einmal kann. Wenn er von seinen vielen Terminen erschöpft nach Hause kommt, macht er sich unangenehme Gedanken, kurz, er tut mir herzlich leid.

„Über meine Stellung weiß ich noch nichts, ob Krieg, ob Frieden. Jedenfalls werde ich für den erwarteten Krieg im voraus eingeschuhriegt, so daß ich des Abends kaum die Beine heben kann, und meinen Sold verdiene ich mir teuer.

„Bergnüge Dich nach Kräften, aber so billig wie möglich und vergiß nicht Deinen gehorsamen Sohn  
Georg.“

Aus einem Briefe Georgs an seinen Onkel Rudolf Siemens:

Berlin, 8. 8. 59.

„Du wirfst meinen Plan (Landwirt zu werden) nicht für unvernünftig erklären. Entweder ich warte noch sechs Jahre und lerne, um

nichts zu nutzen und nichts zu schaffen, oder ich arbeite und lerne noch zwei Jahre und gehe gleich in die Praxis. Entweder ich regiere im allgemeinen, denn Vater behauptet, die Juristen regieren, wenn sie zur Regierung gehen (!) und haben viel, viel Ehre, oder ich regiere im besonderen. Mein Verstand reicht aber nicht dazu aus, um im allgemeinen zu regieren, und ich will es erst anders versuchen. Fühle ich dann noch in mir das Zeug zum ersten, dann kann ich noch immer in das Abgeordnetenhaus kommen und ohne zweites und drittes Examen avancieren. Dann habe ich zwei andere Gründe:

„1. ist die geldliche Lage von Vater durch den Gutskauf erheblich verschlechtert worden. Der Pächter ruiniert, was das Zeug halten will. Vater hat ziemlich 90 000 Taler zu verzinsen und bekommt bloß 40 000 Taler zu fünf Prozent von ihm. Dazu wird das Gut schlechter. Er kann also gerade in den Tagen, wo er nicht mehr arbeiten kann, in eine unangenehme und beschränkte Lage kommen. Ich könnte dann zwar schon Regierungs-Assessor sein, aber warum soll er mit dem sauer verdienten Geld andere mästen, wenn sein Sohn damit mehr erreichen kann.

„2. halte ich es in dieser etwas stürmischen Zeit für eine Pflicht eines jeden, der etwas erreichen will, gleichviel, ob in Groß- oder Kleindeutschland, sich eine einflussreiche, hauptsächlich aber unabhängige Stellung zu erwerben, wo er nichts von dem guten Willen fremder Leute zu erwarten braucht, vergleiche Werner Siemens, dem hier quasi die Leitung der Kleindeutschen Bewegung in Kompagnie mit v. Unruh u. a. angetragen werden sollte. Sogar ein Regierungs-Assessor ist nicht unbedingt abhängig, er ist nur von der Regierung nicht unabhängig. Die höchste Freiheit liegt im Befehlen und die fehlt ihm bedeutend. Warum soll man, wenn man auch das Junkertum glühend haßt, sich seine guten Seiten verhehlen. Die Aussicht auf das Ministerwerden steckt man gewöhnlich auf, wenn man zum Bewußtsein seiner Kräfte gelangt; man wird entweder Geh. Hofrat oder guter Bürger (vergleiche Herwegh); item: ich werde Rittergutsbesitzer.

„Werner hat jetzt großartige neue Unternehmungen vor. Er legt Kabel von England nach Suez und von Aden über Bombay—Batavia nach Sidney. Walter kam insolgedessen gestern von Warschau hier an und reiste nach zehnstündigem Aufenthalt sogleich weiter

über London nach Batavia. Meher\*) geht in acht Tagen nach England und dann wahrscheinlich wieder nach Aßen. Werner bot mir an, noch umzuschmeißen (denn ich werde gegen aller Willen Bauer) und auch das Examen im Stich zu lassen. Es wäre ein kühner Gedanke. Ich würde dann im November nach Aßen und Bombah gehen als Hilfsarbeiter. Ich möchte aber jetzt bei diesen Zeiten in Deutschland bleiben. Die Zeit zum Auswandern ist noch nicht da. Ich bitte um Deinen Rat, gebe Dir aber nur acht Tage Bedenkzeit dazu."

Georg hat in der Folgezeit seine Neigung für den landwirtschaftlichen Beruf zunächst hinter den väterlichen Wünschen zurückgestellt und seine juristische Laufbahn weiterverfolgt. Aber eine Vorliebe für die landwirtschaftliche Tätigkeit hat er immer behalten, und er hat späterhin auch in den Jahren, in denen die Leitung der Deutschen Bank und seine politische Wirksamkeit die größten Anforderungen an seine Arbeitskraft stellten, stets noch die Zeit gefunden, sich bis in die Einzelheiten des Betriebs mit der Verwaltung und rationellen Bewirtschaftung von Ahlsdorf und der später hinzuertworbenen Güter zu befassen.

### Referendar und Assessor.

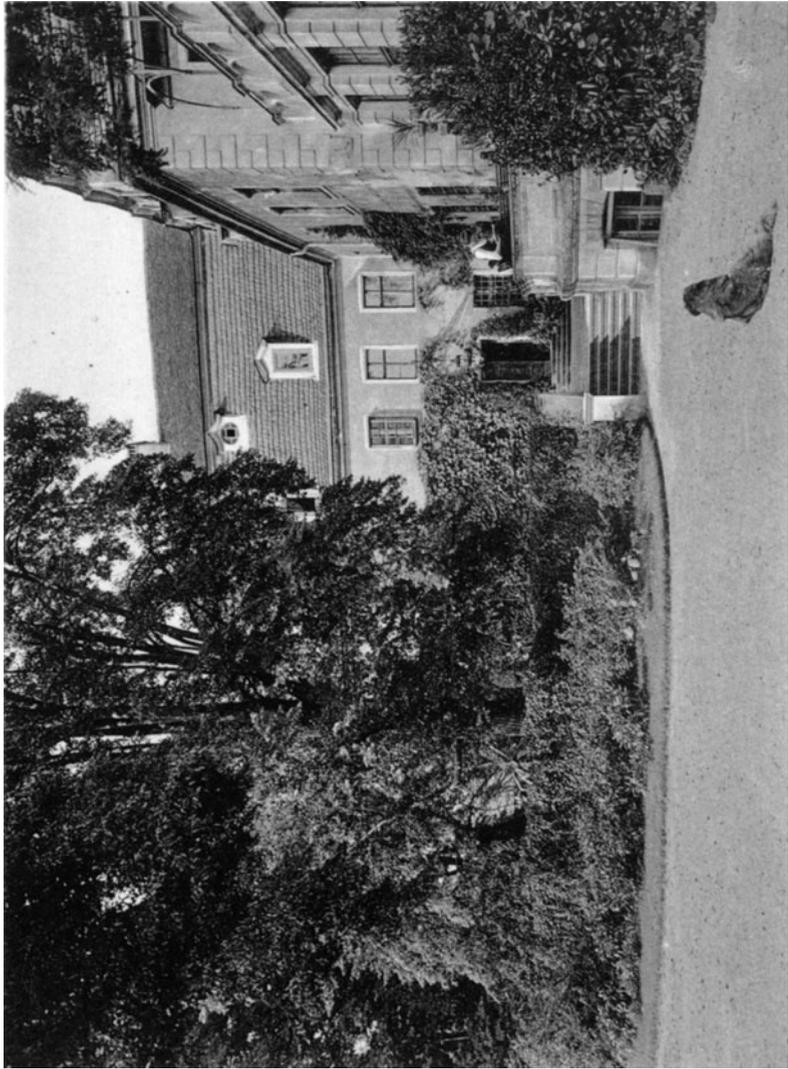
Nachdem Georg bald nach Ablauf seiner Militärzeit sein erstes Examen bestanden, trat er in Jüterbog als Referendar beim Kreisgericht ein. Er wählte diesen Platz mit Rücksicht auf die Nähe von Ahlsdorf.

Es war eine fröhliche Zeit in jener freundlichen, kleinen Stadt mit dem alten Festungsgemäuer und dem hohen gotischen Ziegeldom, in dessen Sakristei man den plumpen Ablaßkasten Tegels leider mehr zu bestaunen pflegt, als die schönen gotischen Zierate an Galerien und Zunftschränken. Berlin war rasch zu erreichen, das väterliche Gut lag nur drei Stunden weit. Es gab herrliche Schlittenfahrten dorthin in frischer Winterluft über die weißen Felder, bei hellem Glockengebimmel und Peitschenknall. Auch die weitere Umgebung hatte manchen Reiz. Nahe Ahlsdorf lag Bärwalde, der schattige Herrensitz Achims und Bettinas von Arnim,

---

\*) Freund und Sozjus von Werner von Siemens.

Завет IV.



Штисдорф 1908.

dann Wiepersdorf, die Ruhestätte des alten friderizianischen Generals von Einsiedel, und das Schlachtfeld von Dennewitz, auf dem auch der alte Onkel Sperl gefochten hatte.

Ein angenehmer Verkehr bestand zwischen den Gerichtsherrn und den jungen Offizieren der brandenburgischen Artilleriebrigade, mit denen im sog. Kasino gemeinsam gespeist wurde.

„In deutlicher Erinnerung steht mir der Referendar Siemens,“ schreibt einer der damals nach Züterbog kommandierten Offiziere, General Schüler in Berlin, „als ein hagerer Herr von etwas über Mittelgröße mit hellblondem, krausem Haar, klugen forschenden Augen und bleicher Gesichtsfarbe. Er hielt sich gerade, nur der Kopf war leicht nach vorn gebeugt. Die Ähnlichkeit in der Kopfform mit seinem Onkel Werner Siemens war erstaunlich. Er war ein starker Raucher. In der Unterhaltung sprach er meist ruhig, offenbar mit Sorgfalt die Worte wählend und zahlreiche sarkastische Bemerkungen einflachtend.“

Von manchem vergnügten Abend und übermütigem Streich wird berichtet. Als das Frühjahr kam, wünschte Georg sich dringend ein Reitpferd, um seine Besuche in Ahlsdorf rascher und ansehnlicher machen zu können. Da der Vater diesen Wunsch für überflüssig hielt, verschaffte sich Georg von einem Metzger ein paar große Ziehunde und ein kleines Wägelchen. Nachdem er so zum Entsetzen des Gerichtsdirektors und des alten Justizrates ein paarmal von Züterbog nach Ahlsdorf kutschiert war, wurde ihm das Pferd bewilligt.

Eine köstliche Schilderung der kleinstädtischen Verhältnisse gibt nachfolgender Brief an Rudolf Siemens:

„Züterbog, 8. 4. 1861.

„Zuerst meinen Dank für die Freundlichkeit, mit der Du Dich Deines in der Verbannung lebenden Neffen erinnert hast. Derselbe lebt zwar in Böotien, es fehlen ihm aber doch nicht die kleinen Gemütsbewegungen, welche das Leben zwar unangenehm, aber doch interessant machen. Es war eine Folge mehrerer interessanter Erlebnisse, die mich ganz vergessen ließ, Deine freundlichen Zeilen zu beantworten.

„Zuerst hatte ich eine Partie Akten verloren, sechs bis sieben Bagatellstücke, die mir zum Dekretieren von meinem vorgelegten Kreisrichter übersandt waren, und ich beschäftigte mich acht Tage lang mit

Schmerzempfinden, Gespenstern von geschwankten Auskultatoren, Regreßansprüchen, die meinem Vater (horror) bar Geld kosten könnten usw.

„Zweitens aber, und das war fast ebenso schlimm, passierte hier bei dem arrangierten Festessen am 22. März, dem Geburtstag unseres Königs Majestät, folgendes Unglück. Es existiert hier ein Landrat, 76 Jahre alt, evangelischer Konfession, ein Major einer Artillerieabteilung, 32 Jahre alt, ditto evangelisch (der dominus dirigens des Jüterboger Appellationsgerichtes ist als Abgeordneter abwesend). Es existiert drittens eine Verfügung des königlichen Generalkommandos der Marken, daß der Höchstkommandierende des Ortes es sich nicht nehmen lassen möchte, den Toast auf Seine Majestät auszubringen. Auf Grund dieser Verfügung hatten die beiden Spitzen der Behörde sich geeinigt, daß der Major, dem noch mehr an der Karriere lag als dem Landrat, den Toast auf den Kriegsherrn ausbringen sollte. Dies geschah in ehr herrenhäuslerischen, neupreußischen Ausdrücken. Leider geschah es sehr spät (wir hatten schon sechs bis acht Gerichte Essen und einige Gläser Wein im Magen), und einige Stiefelisten hatten Mut.

„Als nun Hoch geschrien, Lusch geblasen und die Gläser der Anwesenden harmonisch aneinander klangen, kam Dein Vorgänger, Kreisrichter Eckoldstein, stieß mit dem Rat des Landes an und bemerkte sehr laut, aber naiv, daß es ihm sehr unpassend erschiene, daß nicht der Landrat den Toast ausgebracht hätte usw. Mehrere Mitglieder des Gerichts, unter andern Dein najeweiser Nefte, standen natürlich dabei und fanden das sehr vernünftig. Die sämtlichen anderen Teilnehmer am Festessen fanden dies aber sehr unvernünftig. Der Major hielt eine donnernde Rede, daß wir sehr ungehorfame Untertanen wären, der Landrat aber ein sehr gehorsamer, daß Se. Majestät (nämlich das Generalkommando) selbst befohlen, daß er den Toast ausbringen sollte, und verließ mit sämtlicher anwesenden Soldateska das Lokal. Der Jüterboger Männer, namentlich aber des Gastwirts, bemächtigte sich zuerst Entsetzen und Staunen, nachher Wut gegen die unverschämten Gerichtspersonen. Es fielen einige unverschämte Äußerungen des Wirtes, und Eckoldstein räumte ditto mit seinem Gefolge das Schlachtfeld. Bloß Dein Nefte blieb da. Er fand, daß wenn auch unabsichtlich, doch eine ganz vernünftige Demonstration gemacht sei, und meinte, daß eine gute Gelegenheit

gekommen sei, um öffentliche Meinung zu machen. Er machte daher öffentliche Meinung. Da verschiedenen Leuten aber seine Reden zu kühn waren, wurde er gegen verschiedene Bürgerhonoratioren sehr grob. Er hörte nämlich folgenden Plan vorschlagen: Eine Deputation von Ratsherren sollte sich unter dem Vortritt des Bürgermeisters zum Major begeben und erklären, sie hielten die Demonstration für schändlich, bäten um Entschuldigung, daß sie passiert sei, und ersuchten ihn, der königlichen Stadt Züterbog wieder sein Wohlwollen zuzuwenden.

„Dies fand Dein Neffe, der der Meinung war, daß die Gesellschaft durch das Verlassen des Lokals seitens der Offiziere mehr beleidigt sei, und daß diese um Entschuldigung zu bitten hätten, sehr unpassend. Es geschah auch nicht.

„Die Folge war aber, daß das Militär sich zurückgezogen, daß der früher gemeinschaftliche Mittagstisch aufgehört hat, daß wir und die Leutnants uns nicht mehr kennen, und daß ich, der ich meines Erachtens die Sache vom einzig vernünftigen Standpunkt aufgefaßt habe, allein stehe wie der Fels im Meer; denn die besch — — — Kreisrichter wollten um jeden Preis Versöhnung, sie gaben sich zu der Erklärung her, daß die Sache weder Demonstration noch persönliche Beleidigung gegen die Militärs hätte sein sollen, daß das Ganze aber ein besch — — — dummer Jungenstreich gewesen.

„Die Versöhnung ist trotzdem nicht erfolgt, und sie schieben die Schuld auf mich. Ich aber, ich habe kein Geld, keine Lust, zu arbeiten, keine Gelegenheit, zu bummeln, die hübschen Mädchen sehen mich alle mit Mißtrauen an; kurz, ich fühle mich namenlos unglücklich und möchte an Deinem Busen ausweinen, vorausgesetzt, daß es in Wittstock kein Militär gibt.

„Sonst nichts Neues. Ich wandle still, bin wenig froh, und immer fragt der Seufzer: Wo (finde ich jemand, der mir Geld borgt)?

„Ich lebe zwar sehr solide, brauche zum Leben aber doch 600 Taler jährlich, selbst wenn ich mich einschränke. Bummeln tue ich gar nicht. Ich gehe jeden Abend um zehn Uhr zu Bett, nachdem ich vorher irgend ein chemisches oder landwirtschaftliches Artikelchen durchgeochst habe; denn mit dem Fuß geht es bei mir gar nicht vonstatten. Meine Absichten sind folgende: Ich mache das zweite juristische, das dritte Regierungsexamen, werde Landrat im Schweinitzer Kreis, übernehme das Gut,

lasse mich eb. in die Kammer wählen, schließe mich einer Partei an, die unter monarchischer Form möglichst viel selfgovernment in den Gemeinden, möglichst wenig Militär, möglichst wenig Steuern haben will, möglichst wenig von dem affigen Nationalprinzip redet und begriffen hat, daß zwischen einem Staat und einem Volk noch einiger Unterschied ist, die möglichst wenig schwagt, aber möglichst viel stimmt.“

Im Mai und Juni machte Georg seine erste militärische Übung in Brandenburg. Anfang 1863 kam er als Referendar nach Zossen, über das er seiner Mutter folgendes berichtet:

„Zossen, 7. 1. 1863.

„Zossen ist gar kein unangenehmes Städtchen. Ich habe im Wirtshaus zum goldenen Löwen eine wunderhübsche große Stube, gegenüber dem Gericht, die nur den im Winter unangenehmen Fehler hat, daß der Ofen keine luftdichte Türe hat, Holz und Torf liegen hier aber anscheinend auf der Straße. Menschen sind hier in Menge und anscheinend sehr angenehme. Arbeit ist auch genug, und helfen eine Menge Berliner Ausschlächter sie vermehren. Jeden Freitag muß ich nach dem eineinhalb Meilen entfernten Mittenwalde fahren. Mein Kreisrichter holt mich jeden Tag zum Spaziergehen ab, und wir laufen dann auf der Baruther Chaussee so weit, wie es geht, und dann denselben Weg zurück. Denn um die Stadt, die in einer sumpfigen Niederung liegt, gibt es keine Spazierwege als Wall, Anlagen usw. Ob es junge Mädchen gibt, habe ich noch nicht erfahren können.

„Ganz Zossen ist ungeheuer fortschrittlich, und zwar ist diese Tatsache im Laufe von drei Jahren durch die Wirksamkeit eines einzigen Mannes, eines Arztes, herbeigeführt worden. Wenn aber die Stadt auch liberal fest ist, so ist doch die ländliche Bevölkerung zu arm, um gleiche Garantien zu geben. Sie ist liberal geworden, weil der Landrat, ein recht verdienstvoller Mann, mit vieler Zähigkeit es durchgesetzt hat, daß ein zweieinhalb Meilen langer Kanal hergestellt wurde, der die Torfbrüche durchschneidet und entwässert. Da die ganze auf Aktien geborgte Bausumme in der kurzen Zeit von sechzig Jahren amortisiert werden soll, so sind natürlich die Beiträge der einzelnen hoch, und es müssen viel Bauern eine jährliche Summe von 60 und mehr Talern bezahlen. Hierzu tritt die vor nicht langer Zeit in hiesiger Gegend ein-

geführte Rentenablösung, deren Vorteile man vergißt, deren Nachteile, die jährlichen Ablösungsquoten, ebenfalls dem Landrat in die Schuhe geschoben werden. Endlich das Schlachtgeschrei der Liberalen: „Keine Steuern mehr“. — Sie meinen, daß der Kanal (die künftige Quelle des Wohlstandes) eine Last sei so gut wie die Rentenablösung, und wurden liberal. — In einer solchen Bevölkerung kann natürlich nicht viel Nachhaltigkeit stecken, und man kann denn jetzt schon häufig hören: „Na, sie wollen et oben doch eemal, dat kann doch zu nischt nutzen.“ Sie sind noch immer gewohnt, geführt zu werden. Hoffentlich ist es anderwärts anders.

„Berliner kommen in Mengen hierher und schießen alle Hasen tot, aber sie verbreiten keine besondere Intelligenz.“

„Nachschrift: Für die freundliche Übersendung des Wäschekoffers sage ich meinen herzlichsten Dank. Das Bedürfnis nach Wäsche steht immer in Verhältnis zu dem Verkehr, den man zu andern Menschen unterhält, und Du kannst aus demselben entnehmen, daß ich hier durchaus nicht isoliert lebe. Im Gegenteil lesen wir täglich die Wosin und politisieren sehr.“

Natürlich, denn nun kam die Zeit, wo die politischen Wogen in Preußen hoch aufbrandeten. König Wilhelm, erfüllt von der Aufgabe, Preußen wieder zu seiner Stellung zur Zeit Friedrichs des Großen emporzuführen, plante die Verdopplung der Armees. Die liberalen Politiker, überzeugt, daß die dafür nötigen Lasten zu schwer für das Land seien, begannen 1862 die Budgetablehnungen, damit den großen Konflikt. Noch sah niemand den gewaltig kühnen Ernst der Pläne Bismarcks. Georgs Vater nahm in seinem ländlichen Bezirk eine oppositionelle Kandidatur an, Werner Siemens kandidierte in Sollingen-Kemscheid.

In Georg aber vollzog sich eine die Zukunft vorbereitende Wendung. Neben dem wärmsten politischen Feuer zeigt sich immer mehr der entschiedene Überdruß an der reinen Juristerei, dagegen ein steigendes Interesse für Finanzwirtschaft. Die erste abfällige Kritik richterlicher Tätigkeit findet sich bezeichnenderweise im Verein mit bewundernden Hinblicken auf Werner Siemens' großartiges Wirken in fernen Landen:

„Werner ist in London. Er hat seinen Kontrakt abgeschlossen, um eine Telegraphenlinie in der Kolonie am Kap der guten Hoffnung zu legen, und wird in Paris hoffentlich einen Kontrakt abschließen, um 1500 Meilen Telegraphen in den La Platastaaten zu legen, während ich Bagatellerkenntnisse baue, wovon 24 auf das Duzend gehen, über Hühnerfutter, Tischler-, Schuster- und Schneiderarbeiten im Werte von 5 bis 10 Silbergroschen, und mich mit schmutzigem Gefindel herumzankte und herumschimpfte, dem ich vergebens auseinanderzusetzen mich bestrebe, daß sie eine Dummheit begehen, wenn sie einen Prozeß führen. Ich will damit nicht behaupten, daß dieses Leben nicht interessant sei, im Gegenteil, es gibt sehr viel Spaß dabei, aber man drischt doch nur fremdes Stroh. . . .“

Damals trat Georg in sehr nahe Beziehung zu Hermann Schulze-Delitzsch, dem Begründer der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, der seit 1861 als Abgeordneter in Berlin lebte. Trotz eines Altersunterschiedes von dreißig Jahren konnte man von einer wirklichen Freundschaft zwischen den beiden Männern sprechen. Ein amüsanter Zufall wollte es übrigens, daß Georg Siemens einem Gericht beifaß, vor welchem Schulze-Delitzsch auf Antrag des Berliner Polizeipräsidenten zu fünf Talern Ordnungsstrafe verurteilt wurde. — Unter Schulze-Delitzsch's Einfluß gründete Georg in Posen eine, jetzt noch bestehende Darlehnskasse, sein erstes Bankunternehmen.

Es kam der Krieg gegen Dänemark. Für Georg brachte er keine Gelegenheit, Lorbeeren zu pflücken. Von Anfang April bis Ende August galt es, beim Leibgrenadierregiment zu Frankfurt a. O. als Bizefeldwebel Rekruten zu exerzieren. Die Zahl der verfügbaren Unteroffiziere war äußerst gering. In acht Wochen sollten aus 180 Rekruten ebenso viele feldtüchtige Krieger gemacht werden; waren sie abgerückt, so begann die Arbeit mit 180 Mann von neuem. Im September wurde Georg Sekondeleutnant.

Nach dem Friedensschluß galt seine Arbeit der dritten juristischen Prüfung, die er in Berlin am 16. September 1865 vor den Examinatoren Bode, Heineccius und v. Jüngerleben mit gutem Erfolg ablegte. Zwischen durch war er gelegentlich in der Presse für juristische Tagesfragen mit Eifer tätig. Ländliche Besitzer hatten reklamiert, daß

Gesetz über die Gebäudesteuer werde falsch ausgelegt. Georg Siemens vertrat den Standpunkt der Leute, wonach die Steuer dem Gebäude auferlegt werden müsse, während eine ministerielle Denkschrift eine Veranlagung nach dem Ertrag der zum Gebäude gehörigen Grundstücke forderte. Dadurch werde die Steuer zu einer Einkommensteuer, und der Zweck des Gesetzes werde verfehlt. Bei dieser Gelegenheit stellt Georg in einem Briefe an seinen Vater folgende sarkastischen Betrachtungen an über die Technik der politischen Agitation:

„Eine 'Zeitungs-'Argumentation muß meines Erachtens davon ausgehen: Ihr edles Volk habt die politische Bildung mit Löffeln gegessen . . . Die Argumentation gibt man dann besser durch prägnante Fälle als durch logische Entwicklungen. Berthold Auerbach sagte mir sogar: Es ist nicht möglich, einen guten Zeitungsartikel zu schreiben über Dinge, die man gewissenhaft behandeln will, weil die Antithesen zu sehr abgeschwächt werden. — Der Kreuzzeitungs-Wagner aber drückte sich aus: Jeder Mensch ist in dem, was er versteht, konservativ.“

Der Entschluß, Jurist zu bleiben, wurde Georg durch seinen Vater, der ihn gerade in jener Zeit mit ausgesuchter Schroffheit behandelte, nicht erleichtert. Im Gegensatz zu dem Vater, der stets so tat, als ob er von Georg gar nichts hielte, stand damals schon das Urteil seines Onkels Wilhelm von Sperl. Dieser setzte auf Georg so großes Vertrauen, daß er sogar seine Adoption anbot. Er schrieb: „Ich bin zwar nicht eingefleischter Aristokrat genug, als daß ich ausschließlich meinen Familiennamen ins Spiel bringen wollte. Bei näherer Betrachtung aber der von jeher so eigentümlichen aristokratischen Zustände Preußens, wo die Aristokratie meist hoch oben schwimmt und unverhältnismäßig bevorzugt wird, leuchtet mir doch so viel ein, daß es vielleicht für den herzensguten Georg von wesentlichem Vorteil sein würde, wenn ihm an höchster Stelle durch ein Pergament die Pforten des künftigen Glückes zu einer schnelleren Karriere geöffnet würden. Ich bin der letzte meines Stammes und habe keine direkten Erben. Ich würde über meinen Nachlaß zugunsten meiner Nichte und ihres einzigen wohlgeratenen und wohlgebildeten erwachsenen Sohnes disponieren in der gleichzeitigen Absicht, denselben zu adoptieren . . . Das End-

ergebnis aber möchte das sein, daß Georg nicht den Namen nach ein Edelmann werde, sondern edler Mensch immerdar sei und bleibe.“

Der Familienstolz der Siemens war indessen stärker, als die Aussicht auf die Vorteile einer Standeserhöhung.

Ein dem Anlaß nach recht unbedeutender, aber heftiger Zusammenstoß mit dem Vater erzeugte in Georg den Entschluß, nach dem Rhein zu gehen und das rheinische Examen zu machen. Georg wurde an das Landgericht in Aachen veretzt. Die Übersiedelung erfolgte Ende Februar 1866. Über Land und Leute schrieb er bald darauf:

„Aachen, 6. März 1866.

„Ich kann nicht sagen, woran es liegt, aber mir erscheinen die Rheinländer wie ihre eisernen Öfen. In solchen Öfen ist nichts Gleichmäßiges, Ruhiges. Macht man Feuer darin, so ist es gleich heiß, um eine Stunde darauf wieder kalt zu sein. Das gleichmäßige Warmhalten der Stube ist, wie Du ja von Vaters Stube in Ahlsdorf her weißt, eine große Schwierigkeit. Deshalb liegen die Leute hier auch täglich in der Kneipe, und zwar in Bierkneipen; denn das Bier hat auch hier den Wein in hohem Grade verdrängt. Der Wein kostet die Flasche 10 Sgr. Da nun die Leute hier oft und viel trinken, so gewöhnen sie sich an Bier. Nur der ältere Aachener trinkt noch seinen Wein, so wie der Berliner Philister sein Weißbier vertilgt. Natürlich betrinkt er sich nicht selten; und Trunkenheit ist durchaus nichts Schimpfliches. So war ich neulich dabei, als ein benachbarter Friedensrichter von ungefähr 60 Jahren vergnüglich in eine Pfütze fiel. Die Sache wurde ganz ruhig weitererzählt, ohne daß jemand etwas darin fand.

„Sitzen diese Leute aber fortwährend in den Kneipen, dann können sie zu Hause nichts tun, und ich habe noch keinen besonders originellen Gedanken gehört. Alles ist Schablone, die nur erträglich wird, weil die Leute stets in guter Laune und allerdings phantasiereicher sind, als unsere Landsleute. Philosophen wird das Rheinland nie erzeugen und praktische Männer nur insoweit, als man dies ohne Ruhe sein kann. Sie sind geborene Handelsleute. Ich will versuchen, anderen Umgang zu bekommen, die Kneiperei langweilt mich.

„Die Stadt Aachen hat wenig besonders Eigentümliches. Man kann

sie nicht einmal eine alte Stadt nennen, da von den früher vorhandenen Bauwerken wenig mehr da ist. Außer dem Rathause und dem Münster ist kaum ein bedeutendes altes Bauwerk in Aachen. Die Lage dagegen ist ganz hübsch. Es liegt in einer Senkung zwischen drei etwa 200 bis 250 Fuß hohen Bergrücken, die alle recht hübsche Ausichten auf die Stadt eröffnen. Die Berge selbst sind kohlenhaltig, und die Industrie hat deshalb in Aachen und der damit zusammenhängenden Stadturtscheid, sowie der Umgegend einen großen Aufschwung genommen. Man rechnet im Regierungsbezirk jetzt ziemlich 16 000 Menschen auf die Quadratmeile, was sich aus den vielen Städten erklären dürfte. Viel gesehen habe ich in den acht Tagen noch nicht, weil das Wetter hier ziemlich weich, aber sehr regnerisch ist. Ich denke aber in den nächsten Tagen mehr zu sehen, weil ich als Instruktionsrichter für Kriminalsachen nach hiesiger Gerichtsverfassung vermutlich viel Lokaltermine haben werde. Übrigens ist Aachen nicht unbedingt zum Rhein zu rechnen. Die Bevölkerung ist eine Mischlingsrasse von Wallonen und Germanen, ein Verhältnis, das sich namentlich bei den Frauenzimmern erkennen läßt, die hier wie in allen Mischlingsvölkern abscheulich häßlich sind."

Seinem Vater berichtete er über seine Tätigkeit und seine Eindrücke von dem rheinischen Recht:

„Ich bin hier auf dem Landgericht eingeführt und werde vorläufig auf dem Untersuchungsamt als Instruktionsrichter und als Beisitzer in den Zuchtpolizeisachen (entsprechend den Deputationen für Vergehen) verwendet. Die Arbeit ist bei der Nachbildung, welcher unser Verfahren seit dem Jahre 1848 nach der Analogie des rheinischen unterworfen gewesen, mit einigen Abweichungen genau wie bei uns. Der Unterschied beruht wie bei allen französischen Sachen hauptsächlich in dem bedeutenden Gewicht, welches man der Form der richterlichen Akten beilegt, und der deshalb viel größeren Zahl von Wichtigkeiten, und in dem Umstand, daß der Schwerpunkt für das Auffuchen der Ermittlungen mehr in der Polizei liegt. Ich kann nicht sagen, daß mir einer dieser Umstände als etwas besonders Lobenswerthes erschiene; die Rheinländer sind aber zufrieden. Wenn das Recht der in eine gewisse Form gebrachte Ausdruck der bisher stattgefundenen sozialen Entwicklung ist, dann mag diese Gesetzgebung auch für die Leute passen.

Es sind zwischen denselben und unserer Anschauung viel größere Verschiedenheiten, als man annimmt. Die Revolution von 1789 hat hier viel mehr Einfluß gehabt, als man glaubt. Der Begriff „Gemeinde, lokale Selbstverwaltung“ usw. ist hier so ziemlich ganz durch die zentralisierende Staatsidee verdrängt worden. Viel mag auch daran liegen, daß die Rheinländer viel mehr Gewerbe treiben, und daß der Blick solcher Leute mehr auf den Weltmarkt gerichtet ist, und daß sie darüber das Naheliegende vergessen.“

Aus einem Brief Georgs an seinen Vater:

„Aachen, 26. April 1866.

„In der Justiz passiert nichts Neues. Meine Abneigung gegen den Code wird nicht schwächer. Einige philosophisch vernünftige Prinzipien sind doch nur unvollkommen ausgeführt. Das, was mir noch am besten gefällt, ist der Prozeß — einfach beruhend auf dem Grundsatz der Selbstverantwortlichkeit — und die Eigentumstheorie, die im Code lange nicht so heilig gehalten wird wie bei uns. Das Eigentum ist keine Grundlage, sondern ein Resultat der Kultur“.

Über seine eigenen Absichten gibt folgende Stelle aus einem Brief an seinen Vater vom 19. März 1866 wenigstens nach den negativen Seiten hin einigen Aufschluß:

„Aus einer Bemerkung der Mutter fühle ich mich übrigens veranlaßt zu fragen: Wie ist es mit der Aussicht zum Landrat? Ich habe zwar keine Lust dazu, man ist in solcher Stellung augenblicklich in der Dörsentour und tot. Da aber das Landratsamt als ziemlich müheloses — wenn nämlich gut verwaltet, d. h. wenig regiert wird, ein Ruheposten ist, so meine ich, Du könntest nichts Besseres tun, als darauf reflektieren. Wenn Du in Altsdorf bist, wirst Du wohl etwas darüber hören.“

Die Absicht, sich späterhin dem landwirtschaftlichen Beruf zuzuwenden und daneben eine Landratsstelle zu erhalten, hatte also Georg in jener Zeit völlig aufgegeben. Trotzdem hat er auch die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Aachener Gegend mit aufmerksamem Auge betrachtet.

Am 28. April 1866 schrieb er an seinen Vater:

„Ich habe übrigens neulich Gelegenheit gehabt, mehrere ländliche Wirtschaften genauer durchzugehen. Denke Dir, daß ein einfacher Bauer

— 56jähriger Mann ohne Schulbildung — seine Kälber nach Dr. Grouvens (Direktor der chemischen Versuchstation in Salzünde bei Halle) chemischen Fütterungsgesetzen aufzieht, vergleichende Versuche über die Mischung der einzelnen Futterbestandteile anstellt und danach verfährt. Der Mann besitzt 200 Morgen Land. Dabei veranschlagte der Mann alles in Geld und wußte mir über jeden Pfennig Ersparnis Rechenhaft abzulegen. Ich bin dafür einen halben Tag bei ihm geblieben. Lieblingsdünger ist hier auf Wiesen: Steinkohlenasche, von der die Leute große Erträge haben wollen, und worüber mir von einigen Oberförstern die merkwürdigsten Wirkungen bei sauren Wiesen erzählt wurden. — Sch.\*) wirft sie auf den Hof.“

Über die politischen Verhältnisse seines Bezirks berichtet er an seinen Vater am 17. April 1866:

„Hier herrscht die liberale Partei übrigens jetzt sehr vor. Die liberale Fraktion, in welcher der alte Adel, ein großer Teil der Magistratur und die vornehm sein wollenden Fabrikanten hauptsächlich vertreten sind, gibt ziemlich klein bei. Zwar gehören ihr der Magistrat und die Stadtverordneten, bei den Wahlen sind sie aber doch geschlagen worden. Auch hier werden friedliche Resolutionen gegen den Bruderkrieg usw. gefaßt. Hierbei gehen übrigens beide Parteien miteinander. Das Gefühl für Preußen ist hier ein sehr geringes. Die Handelsverbindungen der Aachener Fabrikanten gehen meist ins Ausland. Als frühere freie Reichsstadt haben sie sonst ganz bequem gelebt, und die preußische Verwaltung ist daher keine besondere Verbesserung gewesen. Sie gucken auf uns ungefähr, wie der wohlgenährte Schoßhund einer alten Dame auf den hungrigen Hofhund heruntersieht.“

## Handelspolitische Ideen.

Die Lage Aachens in der Nähe des Schnittpunktes der Grenzen von Preußen, Holland und Belgien, die internationalen Beziehungen der Aachener Industrie mußten einem Beobachter, wie es Georg Siemens war, auf volkswirtschaftlichem und handelspolitischem Gebiet mancherlei Anregungen geben. In seinen Briefen aus jener Zeit finden wir ein

\*) Inspektor in Ahlsdorf.

Thema erörtert, das Siemens noch in den allerletzten Jahren und Monaten seines Lebens stark beschäftigte, das Thema des Agrar- und Industriestaates. Es ist merkwürdig, mit welcher Prägnanz er schon in jener Zeit, in der Deutschland, alles in allem genommen, noch vorwiegend Agrarstaat war, die Gedanken formulierte, die in einer solchen Zuspitzung erst ein Vierteljahrhundert später die Parteien erhitzen. Der Gedanke nicht nur der wirtschaftlichen, sondern auch der kulturellen Überlegenheit der Industrieländer über die Ackerbaustaaten, der Gedanke, daß sogar eine rationelle Landwirtschaft nur in Industrieländern zur vollen Ausbildung kommen könne, ist damals schon in Georg Siemens wach gewesen. Dabei war er damals ebensowenig doktrinäer Freihändler wie später: im Gegenteil, sein Gedankengang stand eher unter dem Einfluß der Ideen von Friedrich List und Henry Carey, dessen „Grundlagen der Sozialwissenschaft“ er damals studierte. Vor allem aber beherrschte ihn damals schon die Idee des untrennbaren Zusammenhangs der nationalen Politik mit den wirtschaftlichen Fragen. Der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich erschien ihm unvermeidlich aus handelspolitischen Gründen. Preußen brauchte Schleswig-Holstein und Hamburg, und Preußen in dieser Erweiterung mußte mit dem Zollverein identisch werden, wenn nicht die deutsche Industrie verkümmern und wenn nicht Deutschland in eine absolute wirtschaftliche Abhängigkeit von England geraten sollte. Der junge Assessor beurteilte damals schon — bei allen Einseitigkeiten und Übertreibungen im einzelnen — die Kriege aus dem Gesichtswinkel der weltpolitischen und volkswirtschaftlichen Zusammenhänge, deren klare Erkenntnis späterhin der Leitstern seiner politischen und kaufmännischen Wirksamkeit geworden ist.

Aus Briefen Georgs an seinen Vater seien folgende Stellen wiedergegeben:

„Aachen, 28. April 1866.

„Auch ich glaube nicht an den Krieg, wenn ich ihn gleich für wünschenswert halte; die Gründe, die mich dazu bestimmen, werden freilich von wenig Personen anerkannt werden. Seit wir nämlich durch Abschließung des französischen Handelsvertrages unsere ganze Handelspolitik verändert haben und aus dem Schutzollsystem in den Freihandel

übergegangen sind, seit diesem Augenblick sind wir in das westeuropäische System übergegangen und bilden nur ein Land mit Frankreich, England und Belgien. Wollen wir diesen Konkurrenten gegenüber, die uns an Kapital und Macht gegenüber dem Auslande weit voranstehen, unsere Stellung wahren und uns nicht in den Rang von Kolonien zurückdrängen lassen, wie Portugal, die Türken, Jamaica usw., wollen wir nicht reiner Ackerbaustaat werden, unsere Produkte durch englische Schiffe absetzen lassen und unsere Bedürfnisse von Engländern beziehen, wollen wir uns nicht durch fremde Handelsleute, die aus jedem unserer Bedürfnisse eine Kommissionsgebühr für sich zu erwerben wissen, geradezu auszuplündern lassen, dann müssen wir Schleswig-Holstein haben, dann muß der Zollverein und Preußen identisch werden. Ich stelle einfach den Satz auf: ohne Schleswig-Holstein und namentlich Hamburg ist unsere Industrie ruiniert. Ackerbau und Sklaverei gehen immer Hand in Hand, wie man in den amerikanischen Südstaaten und Rußland sehen kann. Freiheit ist nur in Industrie- (nicht Handels-) Staaten möglich.“

„Machen, 7. Mai 1866.

„Was Deine Ansichten über den Krieg betrifft, so kann ich mich durch Deine Deduktionen nicht überzeugen lassen.

„I. Freiheit ist nur da möglich, wo den verschiedenen Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen Spielraum zur Entwicklung gegeben wird. Dann tritt die Teilung der Arbeit ein, und es ergänzen sich die verschiedenen Menschen zu einem Ganzen, während doch jeder einzelne gleichberechtigt bleibt. Dies ist nur möglich in einem Lande, wo neben dem Ackerbau auch die Industrie blüht; denn nur in solchem Lande werden Arbeitskräfte gesucht. Es ist aber nicht der Fall in einem lediglich ackerbautreibenden Lande. Dort ist nur eine Beschäftigungsweise möglich, es können daher die Hauptmenge der Menschen ihre Fähigkeiten nur in einer Richtung entwickeln, es fehlt die Möglichkeit, sich gegenseitig zu ergänzen, es fehlt die Konkurrenz im Ankauf der Arbeitskräfte. Der Arbeiter wird gezwungen, seine Arbeit um jeden Preis zu verkaufen, und verzichtet natürlich damit auf seine Freiheit. Alle Erleichterungen unserer ackerbautreibenden Bevölkerung im Mittelalter und in der Neuzeit sind im wesentlichen durch die Industrie ver-

anlaßt worden. Was Du von rationellem Ackerbau sagst, daß er das Junkertum zerstöre, gebe ich zu; rationeller Ackerbau ist aber nur in einem industriellen Lande möglich. Ein lediglich ackerbautreibendes Land, welches Kolonialwaren usw. braucht, muß von seinen Produkten verkaufen, ohne daß ihm dieselben wieder ersetzt werden. Nach Liebig's Theorie, die seit 1863, wo Liebig seine „naturwissenschaftlichen“ (nicht chemischen) Briefe veröffentlicht hat, unangefochten feststeht, ist dies Raubbau, und es muß ein solches Land verarmen. Armut aber führt immer zur Sklaverei.

„II. Es ist aber auch unrichtig, daß Freihandel nur die Wirkung habe, die Kultur dorthin zu bringen, wo die günstigsten Bedingungen für dieselbe vorhanden seien. Dies mag für Utopien richtig sein, nicht für uns. Der Freihandel, eingeführt im gegenwärtigen Zeitpunkt, ist ein Rennen zwischen ungleichen Kräften, zwischen England und Pommern; da hört die Freiheit auf. Der stärkere Konkurrent vernichtet den schwächeren, gerade so wie Siemens & Halske den kleinen telegraphenbauenden Meister in Berlin vernichteten. Der kleine Mann mag noch so viel Fleiß, Sparsamkeit usw. haben, die Chancen werden immer gegen ihn sein. Es wird beim Freihandel niemals möglich sein, in Ostpreußen eine Industrie zu entwickeln; und für die jetzt jährlich dort eintretenden Mißernten weiß ich einen guten Grund, das ist der Mangel jeder einheimischen Industrie.

„III. Der beste Beweis für die Richtigkeit meiner Ansichten ist die englische Geschichte. Die ganze englische Politik ist darauf hinausgegangen, durch hohe Schutzzölle eine eigene Fabrikindustrie zu begründen. In ihren Kolonien haben sie dagegen das Aufblühen einer solchen stets verhindert. Der Abfall der amerikanischen Freistaaten war ja lediglich durch hierauf zielende Maßregeln veranlaßt. Die Kolonien wurden gezwungen, ihre Rohprodukte zur Verarbeitung nach England zu schicken und mit dem dafür gelösten Geld englische Fabrikate zu kaufen. Folge davon war, daß Jamaika, Indien usw. vollständig verarmt sind, weil sie ihre Produkte nur abzüglich der Transportkosten bezahlt erhielten. Demnächst schloß England Freihandelsverträge mit Portugal und der Türkei. Beide Länder sind durch den Freihandel mit England vollständig ruiniert. Der Freihandel hat eine Ruinierung ihrer

Industrie und eine Ausbeutung ihres Grund und Bodens durch den Raubbau zur Folge gehabt. Jetzt suchen die Engländer frische Kunden. Zugleich aber haben die Engländer durch ihre früheren Schiffsahrtsakte beinahe den ganzen Transportverkehr an sich gerissen. Sie haben es verstanden, industrielle Länder in ackerbautreibende zu verwandeln, d. h. in jenen Ländern den Produzenten vom Konsumenten zu trennen. Durch ihre Schiffe vermitteln sie nun den Verkehr zwischen diesen beiden Personen und gewinnen doppelt.

„Wollen wir dies verhindern, wollen wir nicht unsere ganzen Waren durch Engländer transportieren lassen und damit von einem fremden Volke abhängig werden, dann müssen wir unsern Handel mit der Zeit hinsichtlich seiner Ausdehnung und seiner Wirkung verändern.“

### Der Krieg 1866.

Der Nacherer Aufenthalt erfuhr im Mai eine Unterbrechung durch den Ausbruch des Krieges mit Österreich.

Georg Siemens wurde zum 1. Rheinischen Infanterie-Regiment No. 25 von Lüchow eingezogen und erhielt zunächst das Kommando, die Reservisten dieses Regiments nach Schleswig überzuführen. Bis Mitte Juni verblieb er bei seinem Regiment in Schleswig. Dann kam der Marschbefehl nach Hannover. In raschen Märschen ging es von Augustenburg durch Schleswig-Holstein nach Altona, wo das preußische Schiff „Doreley“ das Regiment sofort nach Harburg überführte. Von da wurde der Marsch auf Hannover fortgesetzt. Von der hannoverschen Armee hieß es, sie sei bei Bremen und Verden konzentriert, aber nicht schlagfertig. Die Aufnahme des Regiments in den Ortschaften war die freundlichste, die Quartiere waren die angenehmsten. Im Wirtshaus zu Hixstedt fand Siemens „sogar die Kunstgeschichte von Lübke in rot saffianenem Einband auf dem Tisch der Wirtsstube; zudem sind die Leute auch der österreichischen Politik dieses protestantischen Staates durchaus abhold, so daß von einem feindlichen Verhältnis nicht die Rede sein kann“. Am 16. Juni erhielt man die hannoversche Kriegserklärung, am 19. bereits befand sich das Regiment in der Hauptstadt.

Georg Siemens liegt bei einer Tante, Frau Auguste Wächter, im Quartier und tröstet „die bedrängten Frauenzimmer, die vor den

preußischen Eroberern eine heillose Angst haben“ — und allen Ernstes glaubten, Bismarck habe dem Kaiser Napoleon die Rheinprovinzen abgetreten, um in Hannover und Osterreich freie Hand zu bekommen“.

Wie die Ereignisse für Siemens verliefen, sei hier kurz voraus bemerkt:

Am 27. Juni machte er das Gefecht bei Langensalza mit; sein Regiment hatte starke Verluste, er selbst blieb, obwohl dem heftigsten Kugelregen ausgesetzt, unverletzt. Dann focht er unter Manteuffel auf dem bairischen Kriegsschauplatz. Am 23. August erhielt er Urlaub, verbrachte einige Tage in Ahlsdorf und Berlin und kehrte am 31. August zu seinem Regiment nach Wiesbaden zurück. Von dort rückte er im September nach Nordschleswig, wo die Demobilisierung erfolgte. Siemens hat aus dem Feldzug fleißig Briefe an seine Eltern geschrieben, die nicht nur rein persönliche Dokumente sind, sondern in mancher Beziehung interessante Beiträge zur Geschichte jenes Krieges darstellen. Die Briefe sollen deshalb ohne wesentliche Kürzungen wiedergegeben werden.

An die Mutter, „Aachen, 6. Mai 1866.

„Soeben sagt mir der Adjutant, daß ich morgen meine Einberufungsorder zu erwarten habe, und daß ich wahrscheinlich nach Köln oder Koblenz geschickt werde.

„Ich bitte Dich daher, mir umgehend meine Uniform und etwas Geld zu schicken. Der Krieg mit Osterreich scheint mir nützlich und kommt mir erwünscht. Ich glaube, daß derselbe auch einen Wendepunkt in unserer inneren Politik mit sich bringen wird. Leider werde ich, da ich jetzt zum 3. Armeekorps gehöre, wieder von fern die Geschichte ansehen müssen.

„Hier ist natürlich seit dem 50jährigen Frieden große Aufregung, und man hört nicht wenig Schimpfworte gegen v. Bismarck und den König. Ich glaube indessen doch, daß die Leute dumm sind und unrecht haben. Doch wird der Kurierzug gleich abgehen.“

An die Mutter, Aachen, 9. Mai 1866.

„Für Deinen freundlichen Brief vom Montag meinen besten Dank. Die Uniform fehlt aber immer noch, und doch ist sie das Nötigste, was

mir fehlt. — Am Sonnabend früh um acht Uhr gehe ich von hier fort, um die Reserven des 25. Infanterie-Regiments nach Schleswig zu bringen. Ich werde dort bleiben und somit vermutlich den Sommer auf der Insel Alsen und in Augustenburg oder Sonderburg zubringen.

„In Bezug auf den Krieg kann übrigens von Befürchtungen für mich nicht die Rede sein, solange wir nicht Krieg mit Dänemark kriegen. Ich glaube nicht, daß sie die rheinischen Regimenter den Österreichern entgegenstellen werden. Die Aufregung ist hier natürlich groß, namentlich heiraten viele Leute schleunigst, und ich habe insolgedessen auf dem Gericht mehr zu tun.“

„Meine Sachen habe ich zusammengepackt und vorläufig einem Bekannten zur Aufbewahrung übergeben. Bricht der Krieg wirklich aus, dann werden dieselben nach Berlin geschickt werden. Man sieht, was Österreichs Pläne doch für Einfluß auf einen preußischen Assessor ausüben können.“

An die Mutter, Augustenburg, Pfingstmontag, 20. Mai 1866.

„Ich sitze hier vergnügt in meiner neuen, aus zwei großen schönen, nur etwas schwach möblierten Zimmern bestehenden Wohnung im früheren herzoglichen Schlosse mit einer wunderhübschen Aussicht über einen großen, aus schönen Buchen bestehenden Park und auf eine tief in das Land einschneidende Bucht der Ostsee. Ich erlebe hier das zweite Frühjahr; die Obstbäume lassen sich eben von der Sonne bescheinen, und die Vögel machen dazu einen Heidenlärm, so daß über den Menschen wirklich eine friedliche Pfingststimmung kommen muß. Meine Reise ist glücklich verlaufen. Am Freitag mittag war ich in Hadersleben, am Freitag abend war ich in Flensburg, wo ich sehr gut (nur etwas teuer) zur Nacht blieb. Am Sonnabend früh fuhr ich mit dem Dampfboot nach Sonderburg und war am Sonnabend mittag in Augustenburg. Ich bin noch um 24 Stunden zu früh angekommen, da sich die Ankunft meines Kommandos, das eine Strecke zu Fuß hatte machen müssen, bedeutend verzögert hatte. Man nahm mich sehr freundlich auf, ich aß sehr gut zu Mittag, trank den gewohnten Moselwein zu den gewohnten Preisen à Flasche 10 Sgr., segelte am Nachmittag auf der Augustenburger Bucht spazieren. Am Abend wurde

Bier und Wein getrunken, Klavier gespielt, Zeitungen gelesen, deren das Offizierkorps sieben bis acht Stück hält, und des Nachts habe ich gut geschlafen.

„Da das Bataillon nämlich hier seit längerer Zeit liegt, so haben sich die Offiziere die unteren Räume des Schlosses ausmöbliert, sich einen Ökonomen angeschafft, welcher verpflichtet ist, für gewisse Preise ihnen Speisen und Getränke zu beschaffen, und leben so behaglich, wie das nur immer möglich ist. In einem Badeort kann man nicht bequemer leben. Dabei sind alle Ausichten dafür, daß die Leute auch für den Fall eines Krieges hier oben zur Befahrung zurück bleiben werden.

„Alsen ist ein sehr hübsches Land, etwas hügelig, von vielen Seiten durch die Ostsee durchschnitten, die sich in einer Breite, die ungefähr der des Rheines gleichkommt und häufig dieselbe übertrifft, in das Land eindringt. Das Land selbst gewährt durch seine vielfache Mischung von Feld und Wald einen der angenehmsten Anblicke.

„Ganz anders sieht auf den ersten Anblick Schleswig aus, wenn man es, wie ich, von Süden nach Norden durchfährt. Die Eisenbahn führt von Neumünster in Holstein ab immer in der Mitte des Landes durch die ödesten Gegenden, die man sich denken kann. Eine Strecke von 25 Meilen nichts als Torfbruch und Sandfelder gewährt eine trostlose Ansicht. Dagegen sollen desto schönere Gegenden an den Küsten liegen, und ich muß auch gestehen, daß die Umgebungen der Flensburger Bucht, die ich vom Dampfschiff aus sah, diese Behauptung zu bestätigen scheinen.

„Der einzige Fehler von Augustenburg ist der, daß es zu klein ist, und daß es zu sehr von der großen Verkehrsstraße der Eisenbahn und der Dampfschiffe abgelegen ist. Will man nach der Eisenbahn, so muß man nach Flensburg, wozu man vier Stunden braucht, während man zu Dampfboot nach Sonderburg zwei Stunden bedarf. Augustenburg liegt nämlich an einer so tiefen Bucht, daß kein Schiff dorthin kommt. Außerdem gibt es keinen Dampfschiffahrts-Fahrplan, so daß man sich nicht sicher einrichten kann. Doch wird man dies wohl nicht vermissen, so lange die hiesigen Verhältnisse noch neu sind, und um die Zukunft will ich mich vorläufig noch nicht bekümmern. Unter den Offizieren scheinen

einige unterrichtete Leute zu sein, so daß die Sache wohl ihren guten Gang gehen wird, bis der Kongreß kommt und demobilisiert wird.

„Fürs erste „sind der Herr Leutnant also noch sehr guter Hoffnung, und verbleibt derselbe mit bestem Gruß — — —.“

An die Mutter, „Augustenburg, 2. Juni 1866.

„Für Deinen freundlichen Brief sage ich Dir meinen besten Dank. Mitzuteilen habe ich freilich wenig, weil in meiner Lage wenig Veränderungen eingetreten sind. Ich wohne nach wie vor in meiner ganz angenehmen Wohnung im Augustenburger Schlosse, habe den Vormittag einige Beschäftigung im Spaziergehen, esse nach Kräften zu Mittag und trinke Moselwein, der hier noch billiger ist wie in Aachen, weil das Offizierkorps sich denselben von den dortigen Winzern hat schicken lassen und kein Wirt daran verdienen will. Bei der gesunden Luft und der Bewegung im Freien fühle ich mich herrlich wohl und vermisse ganz und gar nichts. Ich werde dabei dick und fett und fürchte nur, daß, wenn ich zurückkomme, Dir und Antonie mein dicker Bauch nicht gefallen möchte. Wann wir zurückkommen werden, steht freilich noch nicht fest, wenn auch anzunehmen ist, daß von einem Feldzug im hiesigen Lande nicht die Rede sein wird. . . Selbst im Kriegsfall werden die Österreicher, die an Zahl uns bedeutend nachstehen, wahrscheinlich aus Holstein herausmarschieren, und wir ihre Garnisonen in Kiel, Rendsburg und Altona einnehmen.

„Gegenwärtig unterhalten wir uns mit den dänischen Bauern. In Alsen wiegt nämlich das dänische Element bedeutend vor. Der Deutsche gibt es wenig, und die deutsche Sprache hört man auch wenig. Ich habe mir deshalb auch schon eine dänische Grammatik gekauft. Unsere Soldaten unterhalten sich mit den Dänen freilich weniger mit Hilfe der Grammatik und des Wörterbuchs. Sie ziehen den Gebrauch der Fajschinenmesser vor, wozu ihnen bei der Widerhaarigkeit der Dänen leider etwas zuviel Gelegenheit gegeben wird, so daß manche Schlägereien vorkommen, die auf die Gemütlichkeit der Rheinländer nicht das schönste Licht werfen. Wie gewöhnlich geben die Frauen und die durch das Bestreben nach ihrer Gunst hervorgerufene Eifersucht den

ersten Anlaß zu dergleichen Geschichten, deren Ihr in Ahlsdorf vielleicht auch schon gehabt habt. Übrigens muß man den Däninnen nachsagen, daß das Nationalitätsgefühl bei ihnen in hohem Maß entwickelt ist, und zwar in höherem Grad als die Schönheit, die hie und da etwas zu wünschen übrig läßt. Der Teint ist fein, aber die Figur ungeschickt und der Gang schwerfällig, zudem wird das Gesicht durch eine weiße Nachtmütze, die das ganze Haar und einen Teil der Stirn verdeckt, etwas verunstaltet. Dagegen sind die Männer meist schlanke hübsche Figuren, die gegen unsere kleinen Rheinländer vorteilhaft abstechen.

„Die Beschäftigung ist Ackerbau und namentlich Viehzucht, die durch das feuchte Klima und den dadurch hervorgerufenen Wiesenreichtum sehr bedeutend unterstützt wird. Am 1. Mai wird das Vieh (Kühe — Schafe gibt es nicht) auf die Wiese getrieben, wo es trotz der kalten Nächte bis Ende des Sommers bleibt. Dort wird es gemolken, und ich kann Dir versichern, daß die Augustenburger Sahne, die ich zum Kaffee erhalte, Eurer Schlempefütterungsfahne sehr vorzuziehen ist. Gefüttert wird es gar nicht, und in den Stall kommt es auch nicht, so daß ein Wirtschaftserinnenposten auf Alsen nicht allzu schwierig sein kann. Auch Brennerereien gibt es hier, die aber Getreide brennen. Ich habe die ganze Insel (6 Quadratmeilen groß) nach allen Richtungen durchstreift und noch kein Kartoffelfeld gesehen. Nur Raps, Weizen, Hafer und Wiesen. Über die Fruchtfolge will ich mich noch genauer erkundigen.“

An den Vater, Augustenburg, 5. Juni 1866.

„Eben, wo wir von einem Übungsmarsch zurückkommen, findet das 2. Bataillon Befehl, nach Flensburg zu marschieren. Wir rücken daher um 2 Uhr ab. Ich übersende Dir einige überflüssige Gegenstände und werde Dir von Flensburg, wo wir morgen abend eintreffen, Genaueres über meine künftige Adresse mitteilen. Es scheint, als ob man die in Schleswig garnisonierenden Regimenter um Rendsburg herum konzentrieren will.“

An die Mutter, Dorf Rehr bei Tzehoe (Holstein), 10. Juni 1866.

„Durch den Vater hast Du wahrscheinlich schon erfahren, daß wir am Dienstag aus Augustenburg ausmarschirt sind, um eine Proklamation des angestammten Herzogs zu verhindern. Wir hatten ursprünglich angenommen, daß nur ein Lager bei Rendsburg bezogen werden würde. Jetzt befinden wir uns seit gestern abend bereits mitten in Holstein und werden morgen vermutlich nach Tzehoe selbst oder hinter diese Stadt in der Richtung nach Altona zu Quartiere beziehen, um den Zusammentritt der Stände zu verhindern. Wenn die guten Leute sich etwas weniger hätten anmerken lassen, daß es ein „besonderes schleswig-holsteinisches Volk“ gibt, das nur durch Zufall deutsch spricht, dann hätten wir vielleicht noch heute höchst bequem in Augustenburg sitzen können, während ich so in einem Dorfe liege, das — wenn auch größer und schöner als Stolzenhain\*) — doch an Bequemlichkeit den ersten Berliner Hotels etwas nachsteht. Seit wir aus dem Alfener Seeklima heraus sind, hat sich übrigens eine ziemlich bedeutende Hitze bemerlich gemacht, die uns den Schweiß stromweise vergießen läßt, und ich bin ziemlich glücklich darüber, daß meine Stelle bei der 8. Kompanie mich anweist, hinter der Kolonne zu marschieren, und mir somit erlaubt, dem wirklich unbequemen Staub aus dem Wege zu gehen.

„Von Augustenburg, wo wir den Befehl zum Ausmarsch gerade während einer Promenade durch die Insel bekamen, marschirten wir Dienstag nachmittag nach Emskirchen und Brooker, wo wir abends 9 Uhr eintrafen. Von dort am Mittwoch nach Flensburg, einer ganz wunderhübsch, lang am Fjord hingestreckten Stadt von 18 000 Einwohnern, umgeben von teilweise prachtvollen Buchenwäldern; von dort fuhren wir am Donnerstag mit der Eisenbahn nach der ersten Station vor Schleswig, von wo wir nach Oberseß marschirten, wo 1864 das erste Gefecht zwischen Österreichern und Dänen geliefert wurde. Mein Wirt zeigte mir neben verschiedenen Kuriositäten von Kugeln auch eine wunderschöne, etwa 3 Fuß dicke, dicht belaubte Kreuzdornhecke, wo nach meiner Ansicht keine Kugel durchkommen konnte, und erzählte mir, daß auf der Flucht mehrere Dänen durch dieselbe

---

\*) Dorf bei Ahlsdorf.

gesprungen seien. Ob die Hosen derselben sich auf dem Kopenhagener Museum befinden, ist mir unbekannt.

„Von Oberseß marschierten wir am Freitag nach einem bei Rendsburg belegenen Dorf Bornstedt und von dort am Sonnabend über Rendsburg hierher. Bei der Hitze waren wir alle recht zufrieden, daß zum Reinigen unserer Sachen, zum Wechseln der Wäsche usw., uns heute ein Ruhetag gegeben wurde, dem wir durch heftiges und anhaltendes Schlafen denn auch alle mögliche Ehre erwiesen.

Die Quartiere sind hier meist gut, nur scheinen die Holsteiner Flöhe bissiger zu sein wie die Schleswiger, wozu die angeblich im ganzen Lande verbreitete — wenn auch von mir noch nicht wahrgenommene — Augustenburgische Gesinnung beitragen mag. Inzwischen hoffen wir, daß nach dem bevorstehenden Verschwinden der Oesterreicher wir deren Quartiere in Kiel, Altona, Neumünster und Heide einnehmen werden; denn wir werden nach den uns mitgetheilten Befehlen in Holstein bleiben, während die sächsischen und schlesischen Regimenter sich zu ihren betreffenden Armeekorps begeben dürfen.

„Einen Aufenthalt hier kann man sich übrigens gefallen lassen. Das Land ist leidlich hübsch, und wenn die Bauern nicht die verfluchte Gewohnheit hätten, ihre Bettstellen mit zwanzigpfündigen Betten zu garnieren, könnte man hier auch schlafen. Doch eben ruft mich ein Bekannter ab.“

An die Mutter, Pinneberg, 12. Juni 1866.

„Der Krieg ist hier beendet, und wir liegen seit gestern mittag ganz vergnügt in diesem kleinen, reizenden Städtchen, zwei Meilen von Altona, in der ziemlich sicheren Aussicht, nach Kiel oder nach Altona in Garnison zu kommen.

„Meinen aus Rehr geschriebenen Brief wirst Du erhalten haben, und bleibt mir sonach nur übrig, Dir den Verlauf der letzten zwei Tage zu schildern. Am Montag morgen marschierten wir nach Iphoe, wo wir gerade morgens 11 Uhr, der zur Eröffnung der Stände bestimmten Stunde, auf dem Marktplatz aufmarschierten. Da alles ruhig blieb, marschierten wir noch abends 7 Uhr auf der Chaussee nach Elmshorn

und Altona weiter und kamen in ganz angenehme Quartiere in den umliegenden Dörfern. Gestern rückten wir nach diesem Ort gegen 3 Uhr morgens ab und kamen gegen 2 Uhr mittags in unsere Quartiere. Wir sind die ganze Zeit von den Leuten ziemlich gut aufgenommen worden und haben namentlich auf dem Lande von einer preußenfeindlichen Gesinnung nichts gemerkt. Hier sind wir aber wie im Himmel. Mein Wirt, ein Weinhändler, ist ein äußerst angenehmer Mann, seine junge Frau eine der reizendsten Erscheinungen, die man sehen kann; dazu Damenbesuch im Hause, zwei junge Kielerinnen, mit denen ich trotz meiner Müdigkeit noch gestern nachmittag spazieren gegangen bin, und endlich eine Verpflegung, die wirklich ihresgleichen sucht. Ich kann beschwören, daß ich noch nie so guten Kalbsbraten gegessen habe, wie gestern mittag, und daß selbst Werners bester Bordeaux demjenigen nicht das Wasser reicht, den ich gestern und heute hier trank. Die Betten aber waren das Nonplusultra von Bequemlichkeit, so daß eine Trennung von demselben heute schwer wurde. Gegenüber der schweren Betten, die man sonst findet, sind die meinigen ein wahres Paradies. Die Betten, wenigstens die wir hatten, sind hier nämlich so schwer, daß sich eine ganz eigentümliche Einrichtung in den Bauernhäusern ausgebildet hat. Von der Decke herab hängt bis auf etwa ein Fuß Höhe von dem Kopfkissen eine einem Klingelzug ähnliche Schnur, die man mit beiden Händen erfaßt, wenn man aufstehen will, um sich dadurch das Erheben zu erleichtern. Wenn man von dem vielen Marschieren etwas müde und steif geworden ist, ist eine derartige Einrichtung auch gar nicht unpraktisch.

„Wie gesagt, habe ich von der preußenfeindlichen Stimmung auf dem Lande wenig bemerkt. Wenn ich mich nach den Steuerverhältnissen erkundigte — ihre Grundsteuer ist nämlich etwa die dreifache von der unsrigen — und nicht recht begreifen konnte, daß sie durchaus einen Herzog haben wollten, dann erwiderten sie regelmäßig: „ihnen sei das auch ganz gleichgültig, die Advokaten aber hätten die ganze Geschichte gemacht“. — Überhaupt scheinen mir die Leute recht zu haben, welche die Augustenburger Agitation für eine künstliche halten. Die großen Grundbesitzer und Fabrikanten sind dagegen, die Bauern nicht dafür, bleiben also nur die durch die *Doctores juris et medicinae* geführten,

dummen, kleinen Handwerker. Ob gerade in diesem lediglich ackerbaureisenden Land diese Personen wirklich der Kern der neu entdeckten schleswig-holsteinischen Nation sind, ist mir doch zweifelhaft.

„Mit den Mitteilungen über mein körperliches Wohlbefinden ist aber auch so ziemlich alles erschöpft, was ich sagen könnte. Zu Höherem als Marschieren, Schlafen und Essen habe ich mich noch nicht erhoben. Dies wird erst von morgen ab geschehen, wenn wir hier bleiben. Für jetzt bitte ich nur, daß Ihr mir eben so eifrig schreiben wollt, wie dies bisher von mir geschehen.“

An den Vater, Hittstedt bei Harburg, 16. Juni 1866.

„Heute früh sind wir von Altona aus auf dem preußischen Schiff „Doreleh“ über die Elbe nach Harburg gesetzt und sind dann in der Richtung nach Bremen und Verden marschiert. Es scheint, als ob wir die hannöversche Regierung etwas drängen sollen, sich für Preußen zu erklären. Ich will kurz recapitulieren, daß wir von Augustenburg durch Schleswig-Holstein in ziemlich raschen Märschen bis Pinneberg (zwei Meilen von Altona) marschiert sind, wo wir nach dem Abmarsch der Oesterreicher einige Tage ruhig stehen blieben, bis der Bundesbeschluß uns gestern nachmittag ganz plötzlich die Order zum Abrücken nach Harburg brachte. Am Abend trafen wir daselbst ein, um heute bis hierher zu kommen.

„Unsere Absichten sind natürlich die friedlichsten, und wenngleich die Hannoveraner, anstatt sich mit uns zu vereinigen, sich vor uns zurückziehen, so ist es uns allen doch ziemlich zweifellos, daß binnen wenigen Tagen ein Umschwung zugunsten der preußischen Regierung in den politischen Kreisen stattfinden muß. Eventuell würden wir die vollkommen unvorbereitete hannöversche Armee, die bei Bremen und Verden konzentriert sein soll, entwaffnen. Unsere Zahl ist jetzt nicht groß, ich schätze sie (nach der wirklich vorhandenen, nicht nach der Papierzahl) auf 16 000 Mann, sie ist aber den Hannoveranern mindestens gleich, wenn nicht überlegen und scheint, wenigstens nach den bisherigen Dispositionen zu urteilen, gut geführt zu werden.“

An die Mutter, Hiltfeld bei Harburg, 17. Juni 1866.

„Ich berichte nur meine Erlebnisse der letzten zwei Tage. Wir sind über Altona und Harburg hierher marschiert und befinden uns jetzt auf der Chaussee nach Bremen und Verden. Einen eigentümlichen Eindruck machte auf uns die überraschende, uns gestern abend erreichende Nachricht der von Hannover erfolgten Kriegserklärung. Wir hatten nämlich bei der wirklich äußerst liebenswürdigen Haltung der Bevölkerung und bei der Abwesenheit aller hannöverschen Truppen angenommen, daß die hannöversche Regierung trotz ihrer blödsinnigen Abstimmung bei dem Bunde doch noch unsere Partei ergreifen würde. Es schien uns dies um so notwendiger, als ihre Armee durchaus nicht auf dem Kriegsfuß war, während wir im besten Zustand in das Land einmarschierten, und als es wirklich nicht abzusehen ist, welche Vorteile Hannover von einem Bündnis mit Oesterreich zu hoffen hat. Übrigens sind wir alle der Ansicht, daß trotz der Kriegserklärung von hier aus kein Schuß fallen wird. Einmal wird unsere Division vermutlich zur Besetzung des Elbüberganges in hiesiger Gegend bleiben, ohne die Hannoveraner aufzusuchen, andererseits werden die Hannoveraner sich wohl hüten, uns in den Weg zu kommen, da sie zweifellos die empfindlichsten Schläge zu erwarten haben. Wenn wir hier bleiben, in einer recht fruchtbaren Gegend, so können wir uns übrigens gratulieren. Wir trinken täglich sehr guten Bordeaux und essen nach Belieben Kalbsbraten und schlafen in den herrlichen Betten bei dem Apotheker von Hiltfeld. Freilich sind die Damen nicht so hübsch wie in Pinneberg, indessen ist die Verpflegung nicht minder gut.“

An die Mutter, Hannover, 19. Juni 1866.

„Ich sitze hier bei Tante Auguste am Schreibtisch und will die Gelegenheit benutzen, um Dir mitzuteilen, daß mir nichts passiert ist, und daß ich nach wie vor einem Brief von Dir entgegensehe.

„Mein Regiment bleibt hoffentlich noch einen Tag in Hannover. Unsere Erwartungen sind so oft getäuscht worden, daß wir über unser Schicksal nichts mehr Bestimmtes anzugeben wagen. Für jetzt heißt es, daß wir die Besatzung von Hannover bilden sollen. Was daran ist,

weiß man natürlich nicht. Heute früh sind wir von Lüneburg per Bahn hier eingetroffen, und habe ich mich bei Wächters einquartiert, wo die Tante sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, mir ihren Haß gegen Bismarck auszudrücken. Freilich wird die hannöversche Nationalität und die hohe Welfenflamme ein bißchen ins Gedränge geraten.

„Die Tante Auguste sieht nicht gut aus. Meine Gedanken wage ich bei dem langsamen Verlöschen ihrer körperlichen Kräfte nicht auszudrücken. Das aber sehe ich, daß sie seit dem Februar dieses Jahres, wo ich sie zuletzt sah, sehr abgenommen haben. Ihr Geist bleibt indes immer der alte, freundliche, und mag die sorgsame Umgebung zur Aufrechterhaltung desselben beitragen. Eben hat sie mir ein Paar Strümpfe geschenkt.

„Hat der Vater vielleicht einmal an mich geschrieben? Ich habe noch nichts von ihm gesehen. Daß er sich wohlbefindet, weiß ich durch Tante Auguste, weiter aber auch nichts.“

Brief von Frau Auguste Wächter an Frau Justizrat Siemens,  
Hannover, 20. Juni 1866.

„Der fürchterliche Krieg hat doch auch seine angenehmen Momente. Ein solcher war es, als gestern morgen Dein lieber Sohn Georg, stärker als je, zu uns ins Zimmer trat. Wir legten natürlich erst als Cousin Beschlag auf seine liebe Person, nachher haben wir uns fürchterlich gestritten und waren erbitterte Feinde, aber Du kannst Dir denken, wie objektiv. Für ihn ist es ja ein Glück, wenn er für seine Sache sich begeistern kann! Wir sehen auf das Schwärzeste in die Zukunft! Nicht die Sache der Kleinstaaten vertreten wir, es war ja auch hier so manches faul, aber den Verrat an Italien und Frankreich, den Verlust der Rheinprovinzen, das kann nicht verschmerzt werden.

„Uns geht es natürlich sehr schlecht, aber in dem großen Jammer wiegt der einzelne nicht. Ich hoffe nur, daß diese Zeilen Dich über Deinen Sohn bis hierher gänzlich beruhigen. Er ist ein prächtiger Mensch, und ich fühle, als ob ich meinen Einzigen vor mir hätte. Gott wird ihn Dir bewahren!

„Meine Feder jagt — Du kannst Dir denken, wie es hier im Hause steht, denn die dienenden Kräfte liegen brach, und die eigene Hand muß alles thun. Und doch ist es das beste, da man dann nicht zu denken braucht.“

Es sei hier eine kleine Anekdote eingeschaltet.

Georg wurde, nachdem sein Regiment in Hannover eingerückt war, sofort zur Besetzung des Telegraphenamtes kommandiert. Er erzählte später gerne einen heiteren Zwischenfall. Als er sich sehr ermüdet in eine Ecke gesetzt hatte und beinahe eingeschlafen war, begann der Apparat zu ticken. Mit der Sprache des Telegraphen durch seinen Verkehr bei Siemens & Halske vertraut, verstand Georg sofort, daß es sich um wichtige Meldungen der Hannoveraner über die Main-Armee handelte und er legte Beschlag auf die Depesche. — Abends wurde der Vorfall bei Wächters erzählt, ohne daß man wußte, daß Georg der Hauptbeteiligte war und man fragte ihn staunend: „Sind denn alle preussischen Offiziere so ausgebildet, daß sie sogar das Ticken des Telegraphen verstehen?“

Brief an den Vater, Göttingen, 24. Juni 1866.

„Gestern haben wir in der Nähe von Göttingen in ziemlich engen Quartieren gelegen, weil angenommen wurde, daß die Hannoveraner sich noch in der Nähe befinden sollten. Heute hörten wir plötzlich, daß dieselben schon seit drei Tagen abgerückt seien, und fahren nun binnen einer Stunde nach Kassel, resp. weiter, um uns mit den anderen Korps zu vereinigen, die sich mit der Reichsexekutionsarmee herumpauken sollen. Die Hannoveraner sollen sich in Thüringen befinden. Vielleicht hat Onkel Mohring in Nordhausen einen kleinen Besuch ihrerseits erhalten. Über die Stimmung hier ist nichts zu berichten, als daß die Hannoveraner still, wir aber desto vergnügter sind. Obrigkeiten existieren für uns nicht, in Harzburg sind wir eingerückt, ohne daß man uns gefragt hätte, ob wir etwas Steuerbares zu verzollen hätten. In Hannover habe ich neulich von nachts 11 Uhr bis morgens 2½ Uhr, um auf den uns nach Seesen fahrenden Zug zu warten, auf dem grünen Rasenplatz vor dem Bahnhof gelegen und geschlafen, ohne als Bummler

arretiert zu werden. Kurz, wir erlauben uns alle möglichen — von der Polizei verbotenen — Handlungen.

„Hier wohne ich bei Sr. Erzellenz dem Kgl. Hannöv. Wirkl. Geh. Rat Wedemeier, Minister a. D., und trinke Rotwein. Es ist nämlich von dem kommandierenden General v. Falkenstein ein Verpflegungsreglement erlassen, wonach jeder Offizier täglich Suppe, Fleisch, Gemüse, Braten und Kompott nebst einer Flasche Wein zu erhalten hat, wofür wir ihm sehr dankbar sind, weil gute Nahrung doch mächtig dazu hilft, die uns zugemuteten Strapazen zu ertragen, während die Hannoveraner freilich an diesem Reglement hier und da etwas auszusetzen haben. Doch genug von uns.“

„In der letzten Stunde vor dem Ausmarsch gestern abend erhielt ich noch das Paket der Mutter mit den Hemden, für die ich nicht genug dankbar sein kann. Wächters, bei denen ich einquartiert war, sowie Oldekopp sind wohl. In Hannover ist es diese Woche bunt zugegangen. Alles kam so überraschend schnell für die Leute, daß sie den Kopf verloren. Jeder suchte sich eiligst mit Lebensmitteln zu versehen, Verkäufer glaubten gute Geschäfte machen zu können, die Preise stiegen auf das unglaublichste, bis das preussische Militär die Sache in die Hand nahm, Soldaten wurden in die Läden beordert und verkauften zu vernünftigen Preisen.“

An die Mutter, Warza b. Gotha, 29. Juni 1866.

„Ich bin Dir eine Schilderung derjenigen Erlebnisse schuldig, die mir seit meinem Göttinger Briefe passiert sind.

„Am Nachmittag unseres Einrückens in Göttingen daselbst erfuhren wir, daß die Hannoveraner bei Langensalza im Preussischen stünden, und erhielten Order, sogleich per Eisenbahn über Dscherzleben, Magdeburg und Eisenach dorthin zu marschieren. Am Abend 7 Uhr rückten wir auf den Bahnhof, kamen aber, da alle Eisenbahnbeamten ausgerissen waren, erst am andern Morgen 10 Uhr zur Abfahrt. Vor uns waren in gleicher Weise das 11. Regiment und das erste Bataillon des 25. Regiments abgerückt.

„Am andern Morgen 7 Uhr trafen wir in Gotha ein, wo wir hielten, weil inzwischen die Eisenbahn von Gotha nach Eisenach zerstört worden

war, und marschierten sogleich in der Richtung auf Langensalza weiter. Eine Meile vor diesem Ort sahen wir die ersten Hannoveraner und machten Halt, weil einmal unsere Leute noch nicht alle beisammen waren, und weil die eingetroffenen Linienbataillone durch schlechte Quartiere, die wir kurz vor Göttingen gehabt hatten und durch zweimaliges Fehlen der Nachtruhe doch sehr ermüdet waren. Wir gingen zurück bis nach Warza, wo wir bei angenehmem Wetter bivakirten. Am andern (Mittwoch) Morgen war alles zusammen. 5 Linienbataillone, 2 Bataillone Koburger Jäger, 5 Landwehrbataillone (die Torgauer, Herzberger und Döbberseener, sowie die Berliner Bataillone: 20. und 32. Regiment) und 3 Batterien, wovon eine gezogene. Kavallerie hatten wir leider nur zwei Schwadronen. Damit ging es nun vorwärts. Eine halbe Meile vor Langensalza fiel der erste Kanonenschuß, der wirklich die angenehmste und fröhlichste Aufregung hervorrief. Die Hannoveraner zogen sich immer weiter zurück, bis hinter Langensalza, wo sie bei einem Dorf Mergleben Stellung nahmen. Diefelbe war wunderhübsch gewählt. Das Dorf liegt auf einem Berge, davor zwei tiefe Gräben oder Bäche, die wir überschreiten mußten. Um 9½ Uhr fielen die ersten Gewehrschüsse. Unser Regiment sollte auf der linken Seite in das Dorf dringen, das 11. Regiment und die Landwehr scheint Order gehabt zu haben, von der rechten Seite einzudringen. Ich wurde mit meinem Zuge so geschickt, daß ich nebst mehreren anderen das Dorf von vorn zu beobachten und die Verbindung aufrechtzuerhalten hatte. Unsere Leute gingen wunderhübsch vor, sie wurden zwar etwas blaß, als die ersten Leute fielen, aber folgten doch ganz fröhlich, wenn man sich etwas exponierte. Ich kam denn auch mit unseren Schützen über die beiden Gräben weg bis dicht vor das Dorf und glaube, durch unser Feuer den Hannoveranern, die wiederholt mit Infanterie und Kavallerie dort delogierten, großen Schaden getan zu haben; denn sie kehrten an den von uns beobachteten Stellen stets um, und zwar mit Hinterlassung vieler Leichen. Plötzlich aber wurden mir mehrere Leute von hinten erschossen, und ich sah nunmehr, daß die Hannoveraner, die den beiden Bataillonen unseres Regiments mit einer Brigade gegenüberstanden, dieselben in großen Massen umgangen hatten, und daß dieselben, arg zusammengeschossen, zurückgegangen waren. Bei diesem

Zurückgehen piffen die Kugeln um uns her, wie ich es faun für möglich gehalten hatte, und es fielen viele Leute. Ich bin aber, ob ich gleich ganz hinten war und wiederholt bei den Verwundeten blieb, von denen ich einige noch ein Stück weit mitnahm, und obgleich die Hannoveraner auf 80 Schritt uns beschossen, ganz glücklich davongekommen. Eine Kugel zerriß mir das Band meiner Schnapsflasche. Ich habe dieselbe aber doch noch mitgenommen und bei der furchtbaren Hitze noch manchen mit dem aus dem Graben geschöpften Wasser erquickt. Diese Gräben haben uns überhaupt große Dienste geleistet. Unsere Leute waren, da schon im Bivak Wassermangel geherrscht hatte, und da in Langensalza, wo wir auf Wasser gerechnet hatten, nicht Halt gemacht wurde, vollständig verdurstet und erschöpft und konnten kaum noch vorwärts. Als ich nun von ihnen verlangte, daß sie etwa 200 Schritt im fremden Feuer vorwärts laufen sollten, da meinten sie, das könnten sie nicht. Ich lief nun mit einigen wenigen nach vorn und schrie den anderen zu, daß Wasser da sei. Da kamen sie denn auch beinahe alle nachgegangen, weil Laufen ihnen unmöglich war. Diese tranken sich satt und blieben im Gefecht munter. Die anderen, die nicht an Gräben waren, hatten es viel schlimmer. So hatte ich denn beim Durchwaten derselben viel Wasser in meine Kniestiefel bekommen. Als ich nun dieses Wasser herauslaufen ließ, hielten die armen Menschen ihre Kochgeschirre unter und drängten sich um das schmutzigste aller Wasser mit der größten Eier. Beim Rückzug wurden denn auch viele gefangen.

„Am andern Morgen zählte der Verlust unseres Bataillons 6 Offiziere und 406 Mann, während das erste Bataillon 9 Offiziere und 300 Mann verlor. Von diesen letzteren kamen aber heute 200 Mann wieder an, die in hannöversche Gefangenschaft geraten waren, so daß wir an Toten und Verwundeten nur 4 Offiziere, unsern Arzt und etwa 200 Mann verloren haben — was immer noch 25% ausmacht. Freilich ist bis jetzt nur der geringere Teil tot. Als unsere Bataillone abmarschiert waren, blieb ich noch mit einigen 20 Mann im Gefecht und schloß mich dem 11. Regiment an, so daß ich auch das Ende gesehen habe. Es war eine wahre Freude, wie namentlich unsere Rheinländer trotz der ungemeinen Übermacht der Hannoveraner, die etwa 18 000 Mann gegenüber 7000 Mann hatten, und trotz ihrer Verluste sich schnell wieder formierten, so daß

von Verfolgung gar nicht die Rede sein konnte. Wir haben denn auch die Nacht bei dem hiesigen Dorfe bivouakiert, und zwar vor dem Ort, von dem aus wir zum Gefecht vorrückten, so daß wir nicht einen Fuß Terrain verloren haben.

„Heute ist die Nachricht von einer Konvention eingetroffen, und sind wir hier in Warza einquartiert, wo ich zum erstenmal — seit dem ersten Tage, wo wir nach Hannover kamen, wieder ins Bett komme. Vorläufig wird man uns wohl gestatten, uns ein paar Tage auszuruhen, und will ich nun nach Gotha reiten und den Brief zur Post bringen.“

An den Vater, Eichrodt bei Eisenach, 2. Juli 1866.

„Heute früh erhielt ich Deinen Brief vom 18. Juni nebst Einlage von 40 Talern, wofür ich meinen besten Dank sage. Wir sind inzwischen aus unseren Quartieren wieder ausmarschiert und über Gotha nach Ohrdruff und Georgenthal marschiert, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, daß die Bayern in Suhl ständen. Als sich die Nachricht als falsch herausstellte, gingen wir wieder über Gotha zurück hierher, wo wir todmüde gegen 12 Uhr abends eintrafen. Marschiert wird jetzt viel, und man wird manchmal über die Mäßigkeit unserer guten Sachsen recht wehmütig, die da annehmen, daß man unsere Strapazen mit Hilfe von einem Schälchen Kaffee und einem Stückchen Schwarzbrot wochenlang aushalten könne. Doch es geht gut. Hier liege ich nun bis morgen früh und habe von meiner Quartierswirtin eben die tröstliche Versicherung empfangen, daß von einem Bett nicht die Rede sein könne, weil die ihrigen in Folge der gestern einquartierten Offiziere voller Läuse seien. Da nun solche Tierchen manchmal recht unangenehm beißen, so werde ich mir mit der gewohnten Streu weiter helfen. Sed haec haecenus.“

„Zwei Tage nach dem Gefecht wurde ich von meinem Major nach Langensalza kommandiert, um die auf dem Schlachtfeld befindlichen Waffen zu sammeln. Ich habe mir bei dieser Gelegenheit die Geschichte noch einmal angesehen und mich wirklich über die Dreistigkeit gewundert, mit der unsere Leute gegenüber einer Position, gegen welche Düppel eine Kleinigkeit ist, vorgegangen sind. Daß sie sich gut gemacht haben, ergibt folgende hannoversche Verlustliste (welche offiziell ist und mir

von einem Major des 5. hannoverschen Infanterie-Regiments gegeben wurde):

tot: 22 Offiziere, 212 Mann;  
 verwundet: 78 Offiziere, 812 Mann;  
 vermisst: 6 Offiziere, 812 Mann;  
 Summa: 106 Offiziere und 2000 Mann.

„Da die Hannoveraner keine Gefangenen verloren haben, so sind die Vermissten (exkl. natürlich Deserteure) zum größten Teil auch als verwundet anzusehen.

„Der Hauptverlust ist beiderseitig durch Infanteriefireur veranlaßt, welches überhaupt im Gefecht den unangenehmsten Eindruck machte, während man sich an die Geschützflugeln sehr schnell gewöhnte.

„Über unsere Bestimmung ist wenig bekannt. Es scheint, als ob Manteuffel, unser Kommandeur, nicht gern unter anderen Generalen stehen will und daher für seine Division eine besondere Bestimmung als „fliegendes Korps“ sich hat — durch seinen Einfluß bei der Hofpartei — anweisen lassen. Wir fliegen denn auch munter, das Gewehr auf dem Buckel, von einem Ort zum andern, und ich muß gestehen, daß es mir ganz gut gefallen würde, wenn nur nicht diese abscheuliche Müdigkeit wäre. Den Leuten wurden bisher zwar die Tornister gefahren, da das Fuhrwerk aber nicht mehr zu schaffen, so hört diese Fahrerei von morgen ab auf, und wir tragen die Geschichte munter weiter. Wohin wir fliegen, ist nicht bekannt; wir haben auch keine Idee darüber, da wir seit Hannover nicht mehr in Städte gekommen sind und von Zeitungen seit dieser Zeit auch kein Blatt gesehen haben. Wir sind zwar auf neun Zeitungen abonniert, aber es kommt keine einzige in unsere Hände, und wir wissen daher nicht das Mindeste über Bewegung der bairischen und süddeutschen Truppen, resp. über die Stellung des bairischen (preußischen) Korps, welches sich bei Kassel aufhalten soll.

„Meine Gesundheit ist vortrefflich, und die Abendmüdigkeit hilft mir zu einem Schlaf, um den Ihr mich ohne Ausnahme beneiden würdet. Leider ist das Wetter, fortwährend Regen, nicht danach angetan, um einen für die Schönheiten der Gegend besonders empfänglich zu machen. Ich denke indessen, daß, weil alles bisher so gut gegangen, auch das übrige sich noch machen wird.“

An die Mutter, Borsch bei Geisa, 7. Juli 1866.

„Heute haben wir Ruhetag, den wir allerdings zum Reinigen unserer Sachen ganz gut gebrauchen können, und ich denke, daß die Bayern, die zwei Stunden von uns links seitwärts stehen, bei dem in Strömen vom Himmel fallenden Regen uns in Frieden lassen werden. Wir tun ihnen gewiß nichts. Vorgestern schien es zum Gefecht kommen zu sollen, weil die Bayern unserer Avantgarde standgehalten hatten. Als wir aber aufmarschiert waren (die Langensalzaer Regimenter stehen augenblicklich in der Reserve) und immer auf den Kanonendonner warteten, blieb alles stille, und es kam die Benachrichtigung, daß die Knödelesser zurückgegangen seien. Wir sind infolgedessen auch abmarschiert und bewegen uns nach Fulda zu, wo wir hoffentlich morgen abend gut schlafen werden. Ich vermute, daß unser Korps dazu bestimmt ist, bei den Herren Bankiers in Frankfurt a. M. sich zu amüsieren. Die Herren Bundesritter werden uns dabei hoffentlich nicht allzu hinderlich sein, und was die Kugeln anbetrifft, so können sie nicht schlimmer pfeifen als bei Langensalza.

„Der Aufenthalt in Feindesland ist übrigens für uns ziemlich wesentlich, weil nach dem Falkensteinschen Verpflegungsreglement in diesem Falle jeder Offizier pro Tag eine Flasche Wein von seinem Quartiergeber zu verlangen hat und sein Quartier nicht zu bezahlen braucht. Man kann nicht besser verpflegt sein als in Feindesland, und man leidet nirgends mehr Hunger und lebt nirgends teurer als bei seinen guten Freunden, das habe ich im Thüringer Wald gesehen.

„Eine Bitte habe ich noch. Zeitungen haben wir hier gar keine, und ich möchte doch gern eine Berliner Zeitung lesen, um sowohl in bezug auf die Kriegsnachrichten, als auf die Politik au fait zu bleiben. Wir haben zwar gehört, daß die Oesterreicher geschlagen sind (am 3. d. M.), aber wir wissen davon nichts Näheres. Zugleich würde es mir sehr angenehm sein, wenn ich eine gute Karte der Fuldaer, Wehlarer und Frankfurter Gegend auf Leinwand aufgezogen kriegen könnte. Alle unsere Karten reichen nämlich weitestens bis Fulda und sind somit von morgen ab unbrauchbar. Sonst nichts Neues, als daß ich mich trotz des vielfachen Regens sehr wohlfühle und in der hiesigen, reizenden

Gegend (Rhön) jeden Abend auf irgendeinen Berg klettere, um mich umzusehen. Angesichts der Bayern werden unsere Märsche natürlich ziemlich klein gemacht (zwei bis drei Meilen den Tag), und da ist man denn ganz munter und hat vor dem Abendbrot immer Zeit zu dem einen oder anderen Spaziergang.

„Ich möchte ganz gern meine Briefe so einrichten, daß sie zu Zeitungs-korrespondenzen brauchbar wären, aber in unserer Lage, wo man gar nichts erfährt, ist das unmöglich. Was bei unserer noch immer nicht konzentrierten Armee passiert, wißt Ihr in Berlin ja immer viel früher als wir. In Düppel lag die Geschichte ganz anders wie bei uns. Vielleicht ändert sich die Sache, nun Falkenstein das Oberkommando ergriffen hat. Bis jetzt waren wir drei selbständige Armeen unter Bayer, Manteuffel und Goben, die alle auf ihre eigene Hand operierten. Wünschenswert wäre jedenfalls eine gute Konzentration gegenüber den dreifach überlegenen Kräften der Bayern, Württemberger, Nassauer, Hessen und Badenser, wenn ich auch nicht leugnen will, daß in einem Gebirge wie dem unsrigen, eine solche sehr schwierig, ja vielleicht unmöglich ist. Jedenfalls kann eine entscheidende Schlacht nicht früher als dicht bei Frankfurt kommen, weil nur in der Ebene die beiderseitigen Kräfte entwickelt werden können.

„Schreib mir, ob der Vater gewählt ist, und wie sich die politischen Stellungen der Kammerparteien ändern. Daß sie sich ändern müssen, ist mir zweifellos, und ich hoffe noch immer, daß der begründete Haß gegen die Junkerpartei die Fortschrittspartei nicht zur Ruinierung des Staates und zu ihrer eigenen Vernichtung treiben wird.

„Werner wünsche ich eine baldige Bekehrung. Er soll nicht mit Löwe und Twisten in eine Sackgasse reiten und sich unmöglich machen.

„Schreibt mir, bei welcher Munitionskolonie Carl Möller steht? Vielleicht kann ich ihm etwas helfen. Ich habe mir nach und nach bei dem Bataillon eine ziemlich angesehenere Stellung errungen.“

An den Vater, Kissingen, 11. Juli 1866.

„Ich schreibe Dir hier auf der grünen Wiese zwischen der Stadt und der Saale rechts von der Chaussee, wo unser Bataillon kampiert,

nachdem unsere Vorhut gestern die Bayern nach hitzigem Gefecht aus Kissingen auf Schweinfurt zurückgetrieben hat. Unser Bataillon, das gestern noch kurz hinter Fulda stand, ist durch einen Gewaltmarsch bis dicht vor Kissingen gerückt, und wir liegen heute hier, um die Suragierung, alias die Plünderung gegen Quittungsleistung, zu decken. Ich liege auf der Erde und schreibe auf einer ausgehobenen Basalttür, daß es mir sehr wohl geht. In meinem Tornister habe ich noch ein Beefsteak, ein Stück Wurst, ein Stück Rindfleisch und ein Ei. Ich hoffe, daß unser suragierender Offizier mir noch eine Flasche Wein mitbringt, und freue mich in Ruhe meines Lebens, während unser Korps als Avantgarde der Falkensteinischen Armee die Bayern verfolgt.

„Man sollte es nicht meinen, es gibt noch Badegäste hier. Herrn Halske habe ich indessen noch nicht gesehen. Meine zerrissenen Hosen und einige Müdigkeit abgerechnet, geht es mir recht gut. Ich habe den Thüringer Wald, Fulda, eine höchst interessante Stadt, und die Rhön auf ganz neuen Wegen gründlich gesehen, zum Teil höchst angenehme, zum Teil allerdings auch mittelmäßige Quartiere gehabt und in der letzten Zeit nicht zu bivakieren brauchen. Sobald ich diesen Brief ausgeschrieben habe, gehe ich in den Kurgarten und trinke Ragoczy. In das Gefecht kommen wir heute und morgen nicht. Übrigens sind alle die hiesigen Gefechte, die mit gleichen Kräften geführt werden, nicht halb so blutig, wie das Langensalzaer, und wir sind alle fest überzeugt, daß auch in Böhmen bei keinem Regiment solche Verluste vorgekommen sind, wie wir sie hatten. Aus der Zeitung habe ich gesehen, daß Du durchgefallen bist, und freue mich herzlich. Werner und seine Gefinnungsgenossen werden sich vollständig ruinieren. Leider wird durch ihre Haltung auch die ganze liberale Partei mitruiniert. Daß man Robert (?) und Arnold Ruge nicht für Übergänger erklären wird, liegt auf der Hand, und doch stimmen sie alle für Krieg und Geldbewilligung. Doch das Schreiben auf dem Bauche liegend ist mühsam.“

An den Vater, Dorf Obernau bei Aschaffenburg, 18. Juli 1866.

„Nachdem wir sieben Nächte hintereinander ohne Stroh bivakiert und des Tags über in der größten Hitze tüchtige Märsche gemacht, liegen

wir seit vorgestern still auf Vorposten, und ich habe wenigstens eine Nacht in einem Bette geschlafen.

„Nachdem Hessen-Darmstadt am 13. bei Laufach und Osterreich am 14. bei Aschaffenburg tüchtig abgeklopft worden, letztere hatten ca. 3000 Gefangene verloren (worunter sehr viele Italiener, die übergingen), liegen wir auf Vorposten gegen die Badenser, von denen unsere Dragoner heute früh die ersten Gefangenen eingebracht haben, ohne mehr wie zwei Verwundete dabei verloren zu haben.

„Die Division Göben ist schon in Frankfurt, und werden wir wahrscheinlich südlich über den Main uns wenden.

„Zu größeren Gefechten wird es nicht mehr kommen. Es herrscht nämlich zwischen Falkenstein und Manteuffel eine gewisse Verstimmung, die zur Folge hat, daß Manteuffel bei größeren Affären immer hinten in der Reserve steht. Natürlich machen wir, sobald Gefechtsgerüchte kommen, immer die furchtbarsten Märsche, um noch heranzukommen, erscheinen aber stets zu spät, um noch irgendeinen tätigen Anteil am Gefecht zu nehmen. So ging es bei Kissingen, wo nur einzelne Bataillone ins Gefecht kamen, so bei Laufach, so bei Aschaffenburg.

„Ob wir uns nunmehr wieder rückwärts wenden, gegen die Bayern, die sich bei Würzburg konzentriert haben, oder gegen die Badenser, die bei Wörth und Mildenburg stehen müssen, wissen wir nicht. Die Bundesarmee aber, die sich in Mainz eingeschlossen zu haben scheint, dürfte dem Manteuffelschen Korps entgangen sein.

„Meine Gesundheit ist trotz des Bivakierens ganz vortrefflich. Wir füttern uns hier wieder heraus, ich habe heute sogar Würzburger Champagner getrunken und noch eine Flasche in meinem Koffer. Bier ist allerdings alle, aber Wein gibt es zu billigen Preisen in Unmasse, was unsere Rheinländer höchst vergnügt macht. Daß unsere Kleidung nicht mehr ganz courfähig ist, liegt auf der Hand, indessen sieht man bei Feldsoldaten darüber wohl hinweg.

„Die Karte habe ich bekommen und sage meinen besten Dank; nur fürchte ich, daß sie nicht weit genug reichen wird, und bitte Dich, nach Möglichkeit nach recht genauen Karten von Süddeutschland, Baden und Württemberg doch umschauen zu wollen. Bei unserm Bataillon ist

keine Karte außer der meinigen, und doch hängt von einer solchen Karte oft viel ab.

„Neulich wurde in einem Speffarttal, unweit Lohr, bei Sonnenuntergang ein Gottesdienst abgehalten, der auf uns alle einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Die tägliche Gefahr ruft in vielen Menschen doch eine gewisse Religiosität wach. Denke Dir also in einem tiefen Tale, umgeben von bewaldeten Bergen, eine Versammlung von 3000 Menschen, lauschend auf einen guten Redner, empfänglich für jeden Eindruck; dies mahnt wirklich an die Versammlungen der ersten Christen, und ich habe, dem Eindruck mich fügend, die Choräle wirklich höchst andächtig mitgesungen.

„Der Mutter Brief hat mir große Freude gemacht, sage ihr dafür meinen besten Dank. Namentlich wenn man in den wundervollen Nächten, auf dem Rücken liegend, vor den Wachtfeuern, die von Tausenden von Menschen umgeben sind, seinen Blick auf den prachtvollen Sternenhimmel richtet, der sich so schön von dem schwarzen Gebirge abhebt, dann überfällt einen etwas wie Sehnsucht nach Ruhe und friedlichem Genuß des Lebens, und dann bemächtigt sich des armen Menschen geschöpfes eine Reihe von Gedanken, die einem Lebenszeichen aus der Heimat sehr erwünscht machen. Ich denke, die Cholera wird Euch fernbleiben. Eventuell bleibt Euch, wenn es in Berlin gefährlich werden sollte, noch immer Ahlsdorf oder ein Aufenthalt an der Seeküste.

„Denkst Du noch immer an Stolzenhain? Es wird billig werden, und der Krieg mit Frankreich scheint mir doch unmöglich. Für den günstigen Ausgang des jetzigen bin ich wenig besorgt. Im mittelstaatlichen Lager ist auf die Überhebung Entmutigung und, was schlimmer ist, Mißtrauen und Zwiespalt gefolgt. Wir werden uns hier halten, bis ein zweiter Sieg in Böhmen dort ein paar Divisionen frei macht. Dann werden wir mit all den verschiedenen Armeen, Österreichern, Bayern, Württembergern, Badensern, Darmstädtern, Kurhessen und Nassauern fertig. Die Schwarzburg-Rudolstädter nicht mitgerechnet. Doch der Adjutant reitet eben ab.“

An die Mutter, Bivak bei Wörth am Main, 22. Juli 1866.

„Ich schreibe bei schönem Sonnenuntergang im Maintal am Fuß einer schönen Ruine, daß ich mich wohl befinde und heute abend nach Genuß eines guten Beefsteaks und einer Flasche Forster Traminer sehr gut zu schlafen hoffe.

„Wir hatten heute auf ein Gefecht mit den Badensern gehofft. Die Herren sind aber nach Hause gegangen. Unser Weg wird uns nach Stuttgart führen. Vielleicht werden dadurch einige neue Regierungspräsidenten-, oder Kreisrichterstellen frei, von denen eine für mich zu annectieren ist.

„Wir sind alle voll guter Hoffnung. Wenn auch im Militär der Sinn für die politische Wichtigkeit des jüngst erfochtenen Sieges noch wenig erwacht ist, und wenn auch das militärische Schlagen noch für den Hauptzweck gehalten wird, so ändert dies doch nichts an der Sachlage, daß nunmehr durch unsere Armee endlich eine Aussicht auf Einigung Deutschlands und auf Verwirklichung unserer nationalen Ziele geschaffen ist.

„Vielleicht hört nun auch das Mißtrauen gegen Bismarck auf. Vielleicht überzeugen sich die Bierpolitiker der Fortschrittspartei, daß die Kraft der Nation nicht in den 90 000 Menschen ruht, die über 5000 Taler Einkommen haben, und daß es nicht wahr ist, wenn man annimmt, es genügen für Erweckung der Begeisterung im deutschen Volke einige Reden in Bezirksvereinen oder ähnlichen Instituten. In den geringeren Klassen des Volkes beruht die sog. Begeisterung nicht in vernünftiger Erkennung notwendiger Ziele, sondern in der Leidenschaft. Diese aber ist wechselnd. Das haben unsere Leute recht in Frankfurt erfahren, wohin wir leider nicht kommen. Für diese bedarf es noch immer des Zwanges . . .“

An die Mutter, Im Bivak bei Langenrothelsen bei Gmünden,  
23. Juli 1866.

„Ich schreibe Dir hier 25 Schritt vom Ufer des Main, nachdem ich eben vom Baden zurückgekommen, wobei ich durch den Main geschwommen bin und somit die Mainlinie überschritten habe.

„Fortgesetzt 24 Stunden später, 24. Juli 1866.

„Wir sind im Bivak liegen geblieben und verbringen daselbst den uns gewährten Ruhetag in der furchtbaren Hitze, der wir uns nur durch heftiges Baden zu entziehen wissen, da alle künstlichen Schatten, die wir durch Aufspannen von Decken oder Mänteln über Gewehre usw. herzustellen versuchen, nutzlos bleiben. Morgen früh geht es weiter in der Richtung auf Aschaffenburg, wo die Bundesbrüder stehen sollen. Wir sind alle des besten Mutes und ertragen die uns zugemuteten Mühseligkeiten, die hauptsächlich in wirklich furchtbaren Märschen bestehen mit dem besten Mute. So haben wir an dem Tage, wo ich Dir den Brief aus Rißingen schrieb, von nachmittags drei Uhr ab bis den anderen Morgen fünf Uhr marschiert, haben abgelocht und sind dann um neun Uhr weiter gezogen bis abends sechs Uhr. — Heute aber namentlich ist alles vergessen und das Lager voller Freude. Jedermann reitet im Adamskostüm Pferde in die Schwemme. Es ist nämlich ein Schiff voll echten Rißinger Bier von einem Offizier des 11. Regiments entdeckt worden, das nach Rotterdam den Main hinab schwamm, und hat der General Order gegeben, dasselbe anzuhalten. Sein Inhalt ist allmählich an die Leute verteilt worden, und die Stimmung infolgedessen äußerst heiter geworden.

„Soeben habe ich auch die ersten Zeitungen erhalten und daraus zu meinem größten Vergnügen gesehen, daß der König den Waffenstillstand abgelehnt hat. Unser Kampf ist eben ein Prinzipienkampf, und es gibt keinen Waffenstillstand zwischen der Entwicklung der Staatsidee, wie wir sie in Preußen anstreben, und den dynastischen Prinzipien der Oesterreicher.

Die Erfolge in Schlesien, gegen die wir natürlich zurückstehen müssen, obgleich unsere Gefechte gegen bessere Armeen mit größeren Verlusten geführt werden, haben unsere Leute sehr kampflustig gemacht, und wir denken, daß die Bundesarmee noch tüchtig geklopft werden wird. Nach unseren heutigen Nachrichten scheint sie sich wehren zu wollen.

Unser Bivak liegt in einer paradiesisch schönen Gegend im Maintal, das von etwa 800 Fuß hohen Bergen umkränzt ist: auf dem linken Ufer lauter Laubwald, auf dem rechten Felder, Weinberge und Wald in der reizendsten Abwechslung; Dorf an Dorf ist aneinandergedrängt, und die Ernte hat bereits begonnen.“

An die Eltern, im Bivak bei Wörrstein a. M. (rechtes Mainufer),  
25. Juli 1866.

„Ich liege, wie gewöhnlich, auf der Erde und schreibe auf dem Tornister. Den Brief der Mutter vom 18. d. M. habe ich erhalten. Wenn dieselbe sich meine Stellung durch Kugelregen usw. erklären will, dann tut sie unrecht. — Wir liegen hier höchst friedlich auf Vorposten und braten Kartoffeln in Hammelfett; dazu kommt Kommißbrot, und wenn es gut geht, ein Stück Käse, in einem Chaußeegraben; dazu ein Kostüm, das einem wandernden Handwerksburschen eher gleicht, wie einem Gardeassessor, Feldflasche an der Seite, Pfeife und Tabaksbeutel am Rockknopf vorn aufgehängt, Revolver auf der Seite, Tornister auf dem Buckel und Freßbeutel über die Schulter. Das läßt gewiß auf ungerregelte Verhältnisse schließen, die für ordnungsliebende Bureaukraten ganz erschreckend sein müssen. Dabei befinden wir uns herrlich wohl und ziehen vergnügt durch das schönste aller Täler des Mains. Wir haben uns nämlich von Frankfurt a. M. zurückgewendet und gehen entweder auf Würzburg oder nach Süden, wozu wir allerdings zum vierten Male über den Main setzen müssen. Unsere nächsten Gegner waren gestern die Badenser, heute sind es die Bayern. Dieselben ziehen sich indes fortwährend zurück, und trotz der Ernennung Mateuffels zum Kommandierenden werden wir schwerlich noch zu einem ernsthaften Gefecht kommen; es sei denn, daß es den Bayern unangenehm würde, wenn wir uns nach München bewegen. Denn wir gewöhnen uns hier sehr an das Biertrinken, und das Münchener Hofbräuhaus würde durch unsere Leute, die einen erschrecklich guten Magen haben, gar bald ausgetrunken sein.“

An die Eltern, Roßbrunn, eine Meile von Würzburg, 26. Juli 1866.

„Ich schreibe, nachdem soeben ein ziemlich heftiges Gefecht, das für uns sehr glücklich ablief, beendet ist, weil die Artillerie und das 11. Regiment keine Munition mehr hatten.

„Wir haben keinen Schuß getan, weil wir in der Reserve standen, sondern hörten nur von ferne Knallen, standen in einem unangenehmen

Granatfeuer, das drei bairische Batterien, die vorzüglich schossen, auf uns losließen. Dieselben waren nämlich durch zwei weiße Fahnen, die vergnügt auf dem Kirchturm des Dorfes flatterten (Uettingen), herrlich über unsere Position instruiert, und die Granaten krepierten Stück auf Stück in unserer nächsten Nähe. Wir wanderten infolgedessen auf einem Flächenraum von ungefähr 200 Schritten immer hin und her, und es hat mancher von uns, der sonst nicht höflich war, seinen Diener vor den über uns hinsausenden Geschossen gemacht. Merkwürdigerweise hat unser Bataillon keinen Mann verloren, und der Respekt, den wir noch von Langensalza her vor Granatfeuer hatten, hat sich vermindert; denn dort schlugen gleich die ersten Granaten in das Bataillon, und wir haben da ganz erhebliche Verluste gerade durch Artilleriefeuer erlitten. Nachher kamen wir in das Kleingewehrfeuer, das uns aber nicht mehr schadete, weil die Bayern im Abziehen zu ihrem Zielobjekt das neben uns haltende Füsilierbataillon sich ausuchten, und jetzt liegen wir im Bivak und könnten aus den bairischen Feldkesseln am bairischen Feuer kochen, wenn wir etwas hätten.

„Über den Verlauf des Gefechts kann ich natürlich nichts Bestimmtes sagen. Ich weiß nur, daß wir etwa eine Meile Terrain gewonnen haben. Die Bayern haben unser Gros in der Nacht überfallen. Wir rückten daher schon um 2½ Uhr aus und kamen, als das Gefecht schon im besten Gange war. Unsere Gegner sollen sich sehr gut geschlagen haben und namentlich das 36. Regiment große Verluste haben. Rekrutierungsbezirk desselben ist die Hallische Gegend.

„Es kommen übrigens in solchem Gefecht ganz niedliche Momente vor. Ich hatte mir die Hose auf dem hinteren Teil meines Körpers zerplatzt. Da es kalt war, und da ich froh, benutzte ich den nächsten Halt, um mich auf den Bauch zu legen und von einem Schneider meiner Kompagnie mir das unangenehme Loch zunähen zu lassen. Das Granatfeuer war schon etwas schwächer geworden, und der Mann hatte eine leidlich ruhige Hand. Auf einmal höre ich einen heftigen Knall in großer Nähe und kriege zugleich einen heftigen Stich in die bekannte Gegend. Der Mann war zu sehr erschrocken und hatte mich erheblich gestochen. Darüber fuhr ich natürlich in die Höhe und wurde von den Kameraden, die in der Nähe saßen, herzlich ausgelacht.

„Ob wir vor Würzburg nochmals zum Schlagen kommen werden, weiß ich nicht. Die Bayern müssen aber große Verluste gehabt haben, weil die Geschichte nachher zum Infanteriegefecht wurde, und das Zündnadelgewehr eine sehr unangenehme Waffe ist. Auch verliert der Zurückgehende mehr als der Angreifer. Gefangene sind unsererseits viel gemacht worden. Den Leuten ist, wie mir einer erzählte, von ihren Offizieren gesagt worden: Die Preußen schossen jeden Gefangenen tot. Natürlich teilen unsere Leute mit ihnen das letzte Stück Brot und Wein, und es herrscht bald die beste Freundschaft. Noch nie habe ich auf eine so anständige Weise Krieg zu führen gesehen, wie die unsrige.“

An die Eltern, Bismarck bei Würzburg, 28. Juli 1866.

Gestern morgen, als wir gerade zum Gefecht ausmarschierten, erhielt ich Eure Briefe vom 22. d. M. Ich danke für die Karten, muß mich aber gleich gegen den Vorwurf wehren, daß ich nicht genug schreibe. Ich habe namentlich seit Kissingen, wo die wiederholten Gefechte stattgefunden haben, einen Tag um den andern geschrieben, lustige und ernsthafte Briefe, je nach der Stimmung und dem Wetter, und kann demnach nur annehmen, daß eine Reihe von Briefen verloren gegangen ist.

„Im gestrigen Gefecht, wo unsere Bestimmung war, bis dicht vor Würzburg zu marschieren, hatten wir auf große Verluste gerechnet, die nach der Disposition namentlich unser Regiment hätten treffen müssen, weil die Bayern sich vorgestern vortrefflich geschlagen hatten. So z. B. hat das 36. Regiment 24 Offiziere und 500 Mann verloren. In dessen zogen sich unsere Bundesbrüder, der vorgestrigen Prügel gedenkend, aus freien Stücken zurück, so daß zwischen Würzburg und uns kein Mann mehr steht. Unsere Verluste sind unerheblich und nur durch Granatfeuer der Festung hervorgerufen, in deren Geschützbereich wir uns etwas zu unvorsichtig gewagt hatten.

„Heute sind durch unsere Vorposten Parlamentäre nach dem Mantuffelschen Hauptquartier durchgekommen. Es wäre zu wünschen, daß der Krieg endigte. Die Verwüstungen sind wirklich zu groß. Diese Nacht regnete es z. B. wieder stark. Die Folge davon war die, daß hier,

wo etwa 10 000 Mann zusammen liegen, alle Felder mit Fackhakenmesser und Taschenmesser usw. abgemäht wurden, daß den Bauern im nächsten Dorf alles Korn und Stroh aus den Scheunen geholt wurde, damit sich die Leute Hütten bauen konnten, in denen sie sich notdürftig auf einige Stunden gegen den Regen schützen konnten. Den Bauern werden Haustüren, Zäune, ja sogar Bettstellen weggeholt, um damit zu kochen, und die ganze, sonst blühende Gemarkung bietet das Bild der vollständigsten Verwüstung. Man kann unserm König nicht genug danken, daß er den Krieg von unseren Feldern ferngehalten hat. Gegen derartige Ausschreitungen der Soldaten ist auch nicht das Geringste zu machen, im Gegenteil sind sie dazu zu ermuntern, weil andernfalls bei dieser Witterung ihre Gesundheit auf dem Spiele steht. Ich möchte nicht, daß hier die Cholera ausbräche.

„Unsere Gesundheit ist übrigens nach wie vor vortrefflich. Heute früh ist noch ein wenig geschossen worden. Doch wird wahrscheinlich nächstens die Sache losgehen, weil unsere Regimenter schon Kommandos haben abgeben müssen, um Emplacements für Belagerungsgeschütz zu machen. Doch ich werde kommandiert, um Brennholz zu requirieren.“

An die Eltern, Erlabrunn vor Würzburg, 30. Juli 1866.

„Borgestern wurde zwischen Manteuffel und den Bayern eine vorläufige Waffenruhe bis zum 2. August verabredet. Wir rückten zum erstenmal seit langer Zeit wieder mal in Quartiere. Ich habe den Frieden schon in der Tasche zu haben geglaubt und mich allerherzlichst auf meinen im nächsten Monat zu Berlin zu verlebenden Urlaub gefreut. Nun ist wieder alles Wasser. — Die Waffenruhe ist gekündigt. Heute Nacht rücken wir wieder aus, und das Würfelspiel geht wieder los. Ich glaube nicht, daß eine Fortsetzung des Krieges Preußen noch irgendeinen Erfolg bringen kann. Was zu erreichen war, ist durch die Schlacht bei Königgrätz und die Besetzung Frankfurts und Darmstadts bereits erreicht. Größere Forderungen als die bereits akzeptierten Friedenspräliminarien können wir schon Napoleons wegen nicht stellen. Unser Verlangen ist ja nur, daß Oesterreich — was ihm ja nicht schwer fällt — eine unanständige Handlung begehen und seine Bundesgenossen im

Stich lassen soll. Wozu also dies neue Blutvergießen und das Hervorzaubern der schrecklichsten aller Felder, der Schlachtfelder? Ich weiß es nicht, das Schlächterorgan hat sich bei mir noch nicht genug ausgebildet, um ungerührt vorbeizugehen, wo eben ein armer Schelm, der vielleicht ein guter Bekannter ist, seine letzten Kräfte dazu verwendet, um nach Wasser zu wimmern. Ich habe die Geschichte herzlich satt.

„Doch genug davon. Mir geht es recht gut. Bis jetzt hat mir weder Granatfeuer noch Miniertugel geschadet, und auch im übrigen befinde ich mich wohl. Meine Stiefel, die etwas krank waren, befinden sich beim Doktor, und ich denke, daß, wie bisher, auch künftig alles gut gehen wird. Ich habe wirklich vor der Cholera bei Euch mehr Furcht, wie vor dem Granatfeuer bei uns.

„Keinesfalls kann die Geschichte noch lange dauern, und wir wollen unsere besten Kräfte daran setzen, damit zu Deutschlands Sicherheit und zu Preußens Ehre ein glorreicher Friede geschlossen werde.“

An die Eltern, Gelnhausen, unweit Hanau, 13. August 1866.

„Nachdem wir wieder einige Zeit im Lande herumgezogen und uns am Main und im Speessart aufgehalten, sind wir seit drei Tagen als Garnison in diese Residenz des Kaisers Friedrich Barbarossa, die alte freie Reichsstadt Gelnhausen, einquartiert, woselbst ich beim Landrat Quartier genommen habe.

„Gestern habe ich wieder die ersten Zeitungen und heute Euren Brief vom 3. August gekriegt. Leider bin ich nicht imstande, Eure Wünsche wegen des Urlaubs zu erfüllen, da unsere Kompagnieführer auf Urlaub gegangen sind, ich somit als Kompagniechef unentbehrlich bin. Meine Beschäftigung besteht darin, morgens zwei Pferde müde zu reiten, nachmittags spazieren zu fahren, abends aber Hosen und Rockfutter zu untersuchen, ob nichts zerrissen ist, und zu allen Zeiten soviel als irgend möglich zu essen und zu trinken. Da die gewohnte Aufregung fehlt, so langweilen wir uns natürlich entseßlich.

„Körperlich geht es mir recht gut. Wenn wir auch Brechruhr u. dgl. haben, so sind wir doch von der asiatischen Cholera noch vollständig frei geblieben, und die wenigen bis jetzt eingetretenen Todesfälle haben ihren Grund lediglich in dem Verschulden der davon Betroffenen.“

An den Vater, Wiesbaden, 4. September 1866.

„Am demselben Tage, wo ich in Frankfurt a. M. eintraf, war meine Kompanie nach Wiesbaden gerückt, um dort Quartier zu nehmen. Ich fuhr nach und liege hier seit Sonnabend bei einer ganz freundlichen Wirtin, die durch Bonhomie im Umgang geschickt für die Mängel ihres Logis zu entschädigen sucht. Ich habe hier das Unglaubliche fertig gebracht, mir in meiner Stube einen heftigen Schnupfen und Husten zu holen, während ich in den zahlreichen, häufig vom schlechtesten Wetter begünstigten Bivaks doch von dergleichen verschont geblieben bin, und dennoch würde ich gern ewig Schnupfen und Husten haben wollen, wenn ich dadurch der Zukunft entgehen könnte, die uns für die nächsten Tage bevorsteht. Wir müssen nämlich wieder nach Schleswig, und zwar nach dem alltrübseligsten Orte dieses trüben Landes, nach Augustenburg. Manteuffel hat gegen die ursprüngliche Absicht des Kriegsministeriums, diese Dislokation zu erwirken gewußt. Er hat nämlich in dem Glauben, uns einen Gefallen zu erweisen, darum gebeten, daß ihm seine Regimenter, die ihm durch ihre Bravour lieb geworden seien, wieder mit nach den Herzogümern gegeben werden möchten und dies hinsichtlich des 25., 36. und 11. Regiments auch durchgesetzt. Nun werden das 11. Regiment Holstein, das 36. Südschleswig besetzen, und wir Nordschleswig wieder okkupieren und in der Düppelfestung Garnison-Wachtdienst üben und dickfelligen Landsleuten vom fog. verrathenen, oder wie man besser sagen könnte, verräterischen Brudersstamm die Rudimente der preussischen Armeedisziplin beibringen. Wir werden dort bei der herrschenden Teuerung — die früher gegebene Teuerungszulage soll fortfallen — in den unglücklichsten finanziellen Verhältnissen uns sehr elend fühlen, und ich glaube, daß mancher lebenswürdige Kamerad sich Mühe geben wird, selbst auf Kosten seines Avancements in andere glücklichere Regimenter versetzt zu werden. Wann die armen Tiere von Landwehroffizieren nach Hause kommen sollen, ist noch sehr im Dunkeln. Bismarcks Kriegsrede im Abgeordnetenhause hat uns wenig Aussichten eröffnet, und Nachen wird mir vorläufig auch ziemlich ferne liegen.

„Wie sehr man bei solcher Zukunft am Augenblick hängt, das werdet

Ihr leicht ermessen, und wir bestreben uns denn auch sämtlich in Wiesbaden, soviel angenehme Erinnerungen wie möglich mitzunehmen. Auf der letzten Reunion ist von uns Offizieren trotz ihrer doppelsehigen Stiefel fleißig getanzt worden. Auch Nassauer haben sich wieder eingefunden und scheinen jetzt in besserem Frieden wieder mit uns leben zu wollen, als es anfangs aussah. Daß den armen Menschen unsererseits mit der größten Liebenswürdigkeit entgegengekommen wird, bedarf wohl keiner Grundangabe. Sie sind eben Landsleute, gleichviel, ob sie sich als solche fühlen oder nicht. Einst werden sie doch für das schöne Bewußtsein empfänglich werden, einem großen und mächtigen Staate anzugehören.“

An den Vater, Kochern bei St. Goarshausen a. Rh.,  
11. September 1866.

Meine Schicksale sind seit dem 7. d. M. sehr einfach gewesen. In Wiesbaden erhielten wir an diesem Tag (gerade als ich angefangen hatte, einige Bekanntschaften zu machen, z. B. Prince-Smith, der sich Dir empfehlen läßt u. a.) Marschorder und rückten den Rhein abwärts nach Walluf, am 8. nach Geisenheim, resp. Rüdeshheim, am 9. nach Lorch, wo wir den 10. blieben, am 10. nach der Gegend von St. Goarshausen, an welchem Ort ich etwa eine Stunde entfernt in einem nicht gerade sehr reichen Dorfe einquartiert bin. Die Nassauer scheinen sich, soweit ich dieselben, namentlich den evangelischen Teil, gesehen habe, ziemlich schnell über den Verlust ihres Herzogs zu trösten. Vor allem erwartet das Rheingau, das bereits große Vorteile von der Einführung des Zollvereins gehabt hat, entsprechende von der Verbindung mit Preußen. Inwiefern dies begründet ist, kann ich nicht recht ermessen. Man hütet sich, den Leuten zu widersprechen, wenn sie versichern, daß unter Preußen die Preise des Weins bedeutend in die Höhe gehen müssen. Hier geht alles in Wein auf.

„Wann ich ausziehen werde (d. h. den Rock), das weiß ich noch nicht. Einen großen Schreck habe ich durch die von dem Minister aufgestellte Forderung von 20 Millionen zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft bis Ende Dezember bekommen. Die militärische Beschäftigung reizt mich nicht mehr.“

An den Vater, Kochern bei St. Goarshausen a. Rh.,  
18. September 1866.

„Über unsere Schicksale liegen jetzt wenigstens einige Bestimmungen vor. Am 19. marschieren wir von hier nach Oberlahnstein, fahren vom dort am 20. über Gießen und Kassel, wo wir abends von 7—9 Ruhe haben, sodann die Nacht weiter nach Uelzen, wo wir frühstücken, und sind am 21. mittags 12 Uhr in Harburg. Wie wir von dort weiterkommen, ist noch nicht bestimmt. Es ist aber anzunehmen, daß wir am 26. oder 27. nach Augustenburg kommen. Dort wird demobilisiert, und auch die Landwehroffiziere können „auf Wunsch“ entlassen werden. Dagegen, daß ich diesen Wunsch ausspreche, wirst Du wohl nichts einzuwenden haben.“

An Antonie v. Sperl, Ohne Datum und ohne Ortsangabe.

„Wenn meine kleine, von kgl. sächsischem Patriotismus erfüllte Tante von einem „großschnäuzigen preussischen Lügenmaul, einem professionierten“ Räuber usw. noch einen Gruß annehmen will, dann will ich ihr einen recht herzlichen Gruß bringen. Wir können ja so tun, als ob der Friede, der hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, bereits abgeschlossen wäre, und wollen das Veröhnungsfest antizipieren. Landsleute sind wir ja nicht geworden, aber als deutsche Brüder können wir ja immer miteinander leben. In Frankfurt, Bayern, Kurhessen usw., wo wir uns herumgetrieben haben, geht es recht gut. Ich will nächster Tage hin und sehen, ob es nicht noch besser gehen wird. Wenn es denn dort aber in Ordnung ist, komme ich auch nach Dresden und sehe, ob es Euch gut geht. Du kannst Dich sicher darauf verlassen, daß bayerische und österreichische Einquartierung viel schlimmer ist, als preussische.

„Es ist zwar kein angenehmes Gefühl, seine Verwandten in zwei Armeen zu wissen, Ihr habt aber die Beruhigung, daß keiner derselben Euch Schande gemacht hat.“

Ein ehemaliger Kamerad, Major a. D. Böse, schreibt über Sie-  
mens folgendes:

„Ich erinnere mich trotz der nun verflossenen 36 Jahre seiner noch recht genau. Er war ein schlank gewachsener Herr mit etwas tödlichem Haar. Er folgte dem Transport der Reservisten, den ich im Mai 1866 von Jülich nach Augustenburg über den Allensfund zu führen hatte. Dr. Siemens war, wie schon damals zu merken war, in seinem politischen Denken anders geartet, wie wir „Zünftigen“; er stand darin auch nicht vereinzelt. Aber er blieb darum trotz seines sonst heiteren Auftretens immer etwas zurückhaltend. Uns allen war er ein getreuer Kamerad und kannte keine Hindernisse bei den uns beschiedenen oft schweren Aufgaben. Denn der Siegeszug, in dem wir innerhalb vierzehn Tagen die Herzogtümer und das Welfenreich gewannen, war durch harte Märsche und manche ruhelose Nacht gekennzeichnet. Über seine Tätigkeit in den Gefechten des Feldzugs kann ich leider wenig berichten, weil ich bereits in der zweiten Stunde des Treffens bei Langensalza kampfunfähig wurde und das fröhliche Feldleben mit monatelangem Seufzen im Lazarett zu vertauschen genötigt wurde.“

### Wachen 1867.

In Wachen fand er während seines nun folgenden Aufenthaltes, der sich bis zum Herbst des Jahres 1867 ausdehnt, mehr Gefallen am gesellschaftlichen Leben und an den Rheinländern als zuvor. Seine Amtsgeschäfte machten ihm nicht allzuviel Freude. Neben den Vorbereitungen für sein Examen beschäftigt er sich mit der englischen Sprache, studierte Aufsätze von Disraeli und die Geschichte Friedrichs II. von Thomas Carlyle.

Brief an die Mutter, Wachen, 21. März 1867.

„Ich schreibe und habe doch nichts zu sagen. Im Kalender steht, daß heute Frühlingsanfang ist, in der Luft aber treibt sich der Schnee so lustig umher, als ob wir Januar hätten. Nur die Erde zeigt einige Antipathie gegen die flatterhaften Gesellen von Schneeflocken und schmilzt sie weg, sobald sie niederfallen. Bei diesem Wetter bleibt man natürlich gern zu Haus und — ja und — und tut nichts. Ab und

zu träume ich von der vergangenen Karnevalszeit, von der Ihr Euch wirklich keinen Begriff machen könnt. Alle öffentlichen Gesellschaften sparen für diese Woche ihre Fonds; alle sparsamen Menschen für diese Tage ihr Geld; alle dummen Menschen ihren Witz; alle jungen Mädchen ihre bisher zurückgehaltene Bosheit. Jeden Abend war ein oder der andere Maskenball, wo die Honoratiorentöchter mit Mama im schwarzen Domino tief verhüllt erschienen, sich an den Arm irgendeines ihnen bekannten oder nicht bekannten Herrn hingen und ihm alles mögliche Unangenehme mit verstellter Stimme sagten in der sicheren, übrigens auch meist gerechtfertigten Überzeugung, daß niemand sie kennen würde.

„Natürlich bin ich auch auf allen Bällen gewesen und habe auch mein Päckchen in Empfang genommen, ohne mit der Wimper zu zucken. Es war wirklich sehr hübsch. Interessant war mir die Verwandlung Nachens am Aschermittwoch; alles wieder im Werktagskleide: der verrückte Chinese, der am Tage vorher auf der Straße promenierte hatte, ging mit dem Altkleid und der Brille in sein Bureau auf der Regierung. Junge Damen, denen man am Tage vorher die verrücktesten Dinge gesagt hatte, von denen man ebensolche Sachen gehört hatte, mit denen man stundenlang in den Ballsälen promenierte war, durften nicht begrüßt werden. Kurz es war anders: der Kopf dick und schwer, der Beutel leicht und dünn, man setzte sich wieder an die Arbeit.

„Mein Kapuzenjammer war nicht so groß, als Vater sich denselben vorstellen möchte. Übrigens hatte ich auch Beschäftigung genug im Hause. Während der Karnevalszeit war von meiner Wirtin die Entdeckung gemacht worden, daß ihre noch unverheiratete Tochter ihr Herz an einen jungen Mann verschenkt hatte, der Mama nicht konvenierte. Natürlich gab es Sturm: Zorn auf der einen, Protestationen und Deklamationen über ewige Liebe auf der anderen, Thränen und Krämpfe auf beiden Seiten. Beide Parteien machten mich schließlich wegen meiner — hört, hört — Solidität und Ernsthaftigkeit zu ihrem Vertrauten, eine höchst faule Stellung in der Welt. Ich brachte es endlich dazu, daß die Mutter vorläufig nachgab; natürlich behandelten mich infolgedessen beide Parteien als Verräter. Der häusliche Himmel ist bewölkt; ab und zu gibt es Gewitter, und ich stehe nicht dafür, daß nicht

der Blitz auch noch mein unschuldiges Haupt trifft. Wenn der Liebhaber ein etwas weniger dummer Mensch wäre, hätte ich den schönsten Stoff zu einer Novelle für die Nationalzeitung.“

Aus einem Brief des Vaters an Georg, Berlin, 22. Mai 1867.

„Ich komme immer wieder darauf zurück, daß es, wenn Du nicht auf eine frühe Erbschaft spekulierst, notwendig wird, daß Du Deinen Aufenthalt am Rhein nicht über das Maß verlängerst, welches durch besondere Umstände geboten ist. Du näherst Dich nun auch dem Mannesalter, und es sind nicht die alten Jungfern allein, welche durch phantastische Tracht und naives Benehmen die Welt über sich und ihre Lage glauben täuschen zu können, sie finden im Gegenteil zahlreiche Pendants auch unter den jungen Männern. . . . Wenn Du bald zurückkehrst, kannst Du hier Wirkungskreis genug finden. Überwinde endlich Deine Scheu vor regelmäßiger Tätigkeit und strebe nach der Überzeugung, daß das Leben doch eine höhere Bedeutung hat, als sich zu amüsieren.“

Brief an den Vater, Aachen, 26. Mai 1867.

„Deinen freundlichen Brief wollte ich nicht eher beantworten, bis ich Werner gesprochen, der am Montag früh hier durchkam, und mit dem ich gesellschaftshalber über Lüttich nach Namur gefahren bin. Ich habe mit Vergnügen von ihm gehört, daß Deine Gesundheit besser geworden ist. Der Sommer, der sich wenigstens hier schön anläßt, so daß man ohne Überzieher ausgeht, wird wohl auch sein Teilchen beitragen, um Deine Laune und damit auch Deinen Magen zu erheitern, und im Herbst bin ich ja wieder in Berlin. Mir war es ein großes Vergnügen, Werner wiederzusehen. Er ist mir doch der Liebste wegen der ungemeinen Frische seiner Anschauungen, seiner Pläne und der Anregung, die er jedermann zu geben weiß. Und dazu seine große Zähigkeit.

„Hier dagegen hat man gar keine Pläne, außer wohin man des Abends gehen soll, und das rheinische Philisterium ist mir nachgerade

langweilig geworden, so daß ich mich recht sehr wieder nach Hause sehne. Insofern begegnen sich also unsere Wünsche, ohne daß Du nötig hast, mich durch Andeutungen zu kränken, als ob ich durch ein längeres Wegbleiben auf eine frühere Erbschaft spekulierte. — Zu tun habe ich hier nicht viel. Mein Geschäft ist Kriminaldezernat und Erledigung der vielfachen Schwierigkeiten, die sich bei Exekutionen hiesiger Erkenntnisse in Hannover, Kurhessen und den anderen früheren Bundesstaaten erheben, die oft Gelegenheit zur Erörterung der kompliziertesten staatsrechtlichen Fragen bieten. Lernen tue ich indessen dabei wirklich nicht zuviel.

„Politik treibt man hier ebensowenig wie bei Euch. Das einzige Aufregende war die Rede unseres Abgeordneten Scherer, der (von der katholischen Partei gewählt und mit vieler Mühe gegen den national-liberalen Kandidaten durchgebracht) plötzlich den Teufelsfuß entblößt und seinen Wählern und Gesinnungsgenossen einen tüchtigen Tritt versetzt hat. Die katholische Partei ist natürlich wütend. Die zweite Aufregung ist die luxemburgische Frage, die für eine Grenzstadt nicht unwichtig ist. Das französische Prestige ist hier so groß, daß man allgemein an eine Abtretung glaubt. Das Volk ist indessen so apathisch, daß es nur fragt: was wird er (Bismarck oder Napoleon) machen, nicht was wir machen werden. Das sind ja stets notwendige Resultate einer illiberalen Regierung.“

Brief an die Mutter, Aachen, 20. Juli 1867.

„Hier in Aachen ist jetzt die merkwürdigste Aufregung: die sog. „Heiligenfahrt“. Alle sieben Jahre werden gewisse „große Reliquien“, als der Rock der Jungfrau Maria, ein Tuch, womit Christus bei der Hinrichtung sich den Schweiß abgetrocknet hat, u. a., der Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Dann kommen Prozessionen auf Prozessionen, wandern durch die Straßen der Stadt, ziehen in den Dom an den Reliquien vorbei, erbauen sich daran und gehen singend und betend wieder nach Hause. Die Eisenbahnen haben für die entfernten Pilger zugleich mehrere Extrazüge täglich anberaumt, und die Straßen sind insofolgedessen überfüllt. Am vorigen Sonntag sind einer (eher zu ge-

ringen als zu hohen) Schätzung nach nicht weniger als 68000 bis 70000 Menschen hier eingezogen, d. h. also genau so viel, als die Stadt Einwohner hat. Du kannst Dir das Gedränge in den engen Straßen nicht vorstellen. Wie natürlich, ist denn auch für diese Zeit (etwa drei Wochen dauert die Geschichte) ein Jahrmart abgeleitet, und es steht Bude an Bude, wo das fromme Bäuerlein, ein hier sehr wohlhabendes und gern renommierendes Geschöpf, sein Geld loswerden kann.

„Daß natürlich auch schon Wunder geschehen sind, läßt sich denken. Ein Kind aus Birtscheid, welches nicht gehen konnte, hat nach Berührung mit einer der Reliquien seine Krücken weggeworfen und ist nach Hause gegangen. Auf meine Frage an den Ober-Procurator, ob man nicht gegen den betreffenden Geistlichen wegen Medizinalpulscherei oder unbefugten Kurierens strafrechtlich einschreiten sollte, suchte der Biedermann mit den Achseln. Wissen aber möchte ich, ob dies Wegwerfen der Krücken ein Betrug der Geistlichkeit ist, oder ob das Kind in überreizter Nervosität — wie mir ein Arzt auseinandersetzte — sich im Augenblick selbst für geheilt gehalten hat: der Arzt meinte, daß es in acht Tagen jedenfalls wieder auf Krücken umherwandern würde. Dergleichen Wunder findet man hier übrigens ganz natürlich. Die Reliquien selbst habe ich leider nicht gesehen. Als dieselben aus dem mit dem Stadtsiegel versiegelten Schrank unter Zuziehung der Behörde herausgenommen werden sollten, hatte ich auch eine Einladungskarte erhalten; aber ich konnte sie nicht benutzen, weil inzwischen auswärts ein Mord vorgefallen war, und ich zur Sektion der Leiche verreisen mußte. Ich denke indessen immer noch es auf irgendeine Weise möglich zu machen, so daß ich Dir in sechs Wochen, wo ich zurückzukommen gedenke, mündlich eine genaue Beschreibung der Dinge liefern kann. Fest steht, daß sie bereits durch Karl den Großen hierher gestiftet sind, also schon zu dieser Zeit für alt gehalten worden sind.“

Der Vater war wenig zufrieden damit, daß das Examen sich über den Zeitpunkt, den er dafür in Aussicht genommen hatte, hinauszog. Theils war es Sorge, daß Georg seine „Scheu vor regelmäßiger Tätigkeit“ nicht überwinden könne, oder mindestens, daß er seine hohen Er-



**Justizrat Johann Georg Siemens,**  
geb. 11. Sept. 1805 zu Langenstein, gest. 25. April 1879 zu Ahlsdorf.



**Marie Siemens, geb. von Sperl,**  
geb. 7. März 1819 in Dresden, gest. 28. Nov. 1902 in Ahlsdorf.

wartungen enttäuschen werde, teils der begreifliche Wunsch nach Entlastung von seinen eigenen Geschäften. So schrieb er am 8. Juli an Antonie v. Sperl:

„Über zwanzig Jahre, vom Jahre 1846 ab, bin ich nun schon in Berlin, und die Zeit ist herangekommen, in der ich nun auch auf einige Erleichterungen Anspruch machen kann. Mein Wunsch war immer, daß sich Georg zu einem tüchtigen Mann heranbilden möge. Die Kultur wird nicht untergehen, aber sie bedarf jetzt mehr wie je kräftiger und einsichtiger Männer, die es verstehen, einzugreifen in das Rad der Geschichte, wo es nötig und dienlich. Werde ich diesen Wunsch noch erreichen, so ist die Aufgabe meines Lebens vollführt. Doch das steht bei den Göttern.“

\* \* \*

Am 21. Dezember 1867 bestand Georg das mündliche Assessor-Examen. Neben den Vorbereitungen für die schriftliche Prüfung nahm er einen Teil der Geschäfte seines Vaters vor und fungierte als Berater von Siemens & Halske.

Aber noch ehe Georg mit seinem schriftlichen Examen zu Ende kam, trat an ihn eine Aufgabe heran, die von ausschlaggebender Bedeutung für Richtung und Gestaltung seines ganzen Lebens geworden ist: die Mitarbeit an dem von Werner und Wilhelm Siemens eingeleiteten großen Unternehmen einer indo-europäischen Telegraphenverbindung.

### Drittes Kapitel.

## London und Persien. 1868 bis 1870.

### Werner Siemens und seine Unternehmungen.

Zu wiederholten Malen ist in der bisherigen Darstellung auf das enge Verhältnis hingewiesen worden, das zwischen dem Justizrat Johann Georg Siemens einerseits, Werner Siemens und seinen Brüdern andererseits bestand. Dieses enge Verhältnis war nicht auf die durch die nahe Verwandtschaft gegebenen persönlichen Beziehungen beschränkt, sondern erstreckte sich auf die geschäftlichen Unternehmungen Werners und seiner

Brüder. Als Werner Siemens im Jahre 1847 in Gemeinschaft mit dem Mechaniker Halske an die Gründung einer eigenen Firma herantrat, deren Aufgabe zunächst die Herstellung von Telegraphen, Läutewerken für Eisenbahnen, Drahtisolierungen mit Guttapercha usw. sein sollte, da war es der Justizrat Siemens, der sich bereit erklärte, soweit es seine Kräfte gestatteten, mit Kapital einzuspringen. Er schrieb am 8. September 1847 an seine Tante, Freifrau von Grote zu Cölleda:

„Werner Siemens, der, wie Du weißt, ein sehr erfinderischer Kopf ist, hat einen neuen galvanischen Telegraphen konstruiert. Dieser hat hier schon allgemeine Aufmerksamkeit erregt und wird sowohl vom Staat als von mehreren Eisenbahndirektionen angenommen werden. Um uns den Vorteil nicht ganz entgehen zu lassen, haben Werner, der Mechanikus Halske und ich die Anlegung einer gemeinschaftlichen Fabrik beschlossen, die sofort ins Leben treten soll, und deren Statuten ich jetzt entwerfe. Halske, der ein blühendes Geschäft hatte, gibt dies auf und widmet sich ganz dem neuen Unternehmen. Er hat für die Konstruktionen der Maschinen zu sorgen. Werner, der schon zum telegraphischen Bureau kommandiert ist, übernimmt die Aufstellung, und ich habe die Verpflichtung kontrahiert, die zur Anlage nötigen Geldmittel zu beschaffen. Zur Sicherheit dient mir dafür das gesamte Material der Gesellschaft, und das Kapital wird mit 5% verzinst. Außerdem partizipiere ich am Gewinn zu einem Fünftel, Werner und Halske jeder zu zwei Fünfteln. Gefahr ist bei diesem Unternehmen in keiner Weise, indem die Bestellungen sogleich anfangen, und Werner ein Patent hat, welches die Konkurrenz anderer unmöglich macht. Ich habe schon Sorge getragen, das Kapitalvermögen, welches ich besitze, einzuziehen, um es zu verwenden . . . ich muß wünschen, das ganze Unternehmen der Familie zu konservieren.“

Seine Einlage, die in der ersten Bilanz des neuen Unternehmens mit 6842 Taler 20 Sgr. ausgewiesen wurde,\*) war absolut genommen allerdings gering. Aber sowohl für die damaligen Vermögensverhältnisse des Justizrates, als auch für das ganze Unternehmen war diese Be-

\*) Vgl. Ehrenberg, Die Unternehmungen der Brüder Siemens, 1906, S. Seite 55. — Dieses Buch wird in diesem Kapitel häufiger zu erwähnen sein und einfach als „Ehrenberg“ zitiert werden.

teilung nicht unerheblich; für die neue Firma stellte seine Einlage sogar das gesamte Barkapital dar.

Auch abgesehen von der Kapitalbeteiligung, interessierte sich der Justizrat Siemens für das neue Unternehmen. So vertrat er in Berlin Werners Stelle, als dieser im Jahre 1852 seine erste Reise nach Rußland zur Anbahnung der späterhin so wichtig gewordenen geschäftlichen Beziehungen zu diesem Reiche machte.

Allerdings brachten es die Eigenarten des Justizrates mit sich, daß seine Beteiligung von den Brüdern Siemens, namentlich von den jüngeren in Werners Abwesenheit, nicht immer als eine reine Freude empfunden wurde. Seine übertriebene Vorsicht, sein Eigensinn und sein nörgelndes Wesen vertrugen sich nicht mit dem kühnen Flug, zu dem sich Werners Unternehmungsgeist gerade in jenen Jahren anschickte. Es kam zu geschäftlichen Differenzen und schließlich zum Bruch der geschäftlichen Beziehungen: Ende 1854 schied der Justizrat Siemens aus der Firma Siemens & Halske aus; sein Geschäftsanteil belief sich damals auf 50000 Taler und sollte ihm in Jahresraten von 10000 Talern zurückgezahlt werden.\*) Die guten persönlichen Beziehungen des Justizrats zu Werner und dessen Familie wurden jedoch durch den geschäftlichen Konflikt und seine Lösung nicht, oder wenigstens nicht dauernd getrübt. Der umfangreiche Briefwechsel zeigt vielmehr, mit welchem Interesse der Justizrat die Entwicklung der Wernerschen Unternehmungen auch weiterhin verfolgte, und welchen Anteil andererseits Werner an den Schicksalen des Justizrats und seiner Familie nahm. Insbesondere dem Sohne Georg wendete er stets eine ganz besondere Fürsorge zu. Er kam oft genug in die Lage, bei den schwierigen Verhältnissen in der Familie des Justizrats zu vermitteln und auszugleichen.

Schon im August 1859, als Werner Siemens sich mit dem Gedanken einer Kabelverbindung zwischen England und Ostasien befaßte, bot er Georg an, sein Examen im Stich zu lassen, in seine Dienste einzutreten und im Herbst in seinem Auftrag nach Uden und Bombay zu reisen. Georg Siemens, der damals Landwirt werden wollte, lehnte ab. In den späteren Jahren jedoch ließ er sich bereitwillig von

---

\*) Ehrenberg Seite 89.

Werner zur Bearbeitung von juristischen Fragen heranziehen. Schon vor dem Krieg von 1866 hat er offenbar bei der Firma Siemens & Halske die Stellung eines juristischen Beraters eingenommen und dafür ein laufendes Gehalt bezogen. Trotz der natürlichen Opposition seiner frühzeitig stark ausgeprägten Individualität gegen den älteren und geistig so bedeutenden Better hat Georg sich bald zu einer aufrichtigen Bewunderung von Werners Genialität durchgerungen.

Als Georg im Herbst des Jahres 1867 von Aachen nach Berlin zurückkehrte, trat er mit Werner und seinen Unternehmungen wieder in nähere Berührung. Von den großen Projekten, die Werner damals beschäftigten, war es namentlich eines, das für eine intensive Mitarbeit Georgs ein gegebenes Feld darstellte: das Unternehmen einer telegraphischen Verbindung zwischen Westeuropa und Indien. Dieses Projekt, das Werner schon verhältnismäßig früh gereizt hatte, war in ein akutes Stadium getreten, und die angebahnte Lösung vollzog sich in Formen, welche die Heranziehung einer juristisch geschulten Vertrauensperson unerlässlich erscheinen ließen.

Der Vater Siemens gab wohl die erste Anregung. Er schrieb am 11. August 1867 an Georg:

„Werner ist noch immer mit seinem indischen Telegraphen beschäftigt. Die Anlage wird ein Kapital von etwa 2 Millionen Thaler erfordern. Ich habe ihn wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß Berlin kein Ort für ein solches Unternehmen ist, und er scheint jetzt selbst zu dieser Überzeugung zu kommen. Darauf habe ich ihm geraten, Dich nach London zu schicken, um mit den ostindischen Häusern in Verbindung zu treten. Es setzt dies einige Kenntnisse der Sprache voraus, ist aber eine ehrenvolle, lohnende, nicht zu kurze Mission, mit einem nach meiner Meinung zu erreichenden Ziel.“

In der Tat sollte die Angelegenheit des indo-europäischen Telegraphen Georg nicht nur nach London, sondern bald darauf mit einer ebenso schwierigen, wie wichtigen Aufgabe nach Persien führen.

## Das Projekt der indo-europäischen Telegraphenlinie.

Zur Erleichterung des Verständnisses der neuen Aufgabe, vor die Georg Siemens sich gestellt sah, sind einige Worte über das damals von den Brüdern Siemens in Angriff genommene Projekt des indo-europäischen Telegraphen erforderlich.

Seitdem die Fortschritte in der telegraphischen Technik, an denen Werner Siemens in allererster Reihe beteiligt war, sowohl die Herstellung langer Landlinien, als auch Untersee-Verbindungen ermöglicht hatten, suchte sich insbesondere der englische Handel dieses neue Kommunikationsmittel für seine ausgedehnten Beziehungen nach Westen und Osten mit der möglichsten Beschleunigung nutzbar zu machen. Namentlich von der Mitte der fünfziger Jahre an wurde ein großer Versuch nach dem andern unternommen, um telegraphische Verbindungen mit Amerika auf der einen Seite, mit Indien und dem ferneren Osten auf der anderen Seite herzustellen. Die Brüder Siemens wirkten in der einen oder anderen Weise bei einer Anzahl wichtiger Unternehmungen dieser Art mit. Wilhelm Siemens, der seit dem Jahre 1844 in London ansässig geworden war, und dem die Berliner Firma Siemens & Halske im Jahre 1850 ihre Vertretung in London übertragen hatte, stellte die erforderlichen Beziehungen zu den in jener Zeit entstehenden großen englischen Kabelfirmen (namentlich R. S. Newall & Co.) her, indem er Werners für die Entwicklung der Unterseetelegraphen entscheidende Erfindungen in geschickter Weise fruktifizierte. Insbesondere führte er der Berliner Firma große Aufträge für Apparatlieferungen zu. Späterhin erwiesen sich als außerordentlich wichtig die von Werner gefundenen und wissenschaftlich ausgebauten Methoden der Prüfung der Kabel auf ihre Leitungs- und Isolierfähigkeit, sowie der Kabellegung.

Werner schrieb schon am 2. Oktober 1857 an Karl Siemens, der damals die Interessen der Firma in Rußland vertrat: „Für unser hiefiges Geschäft wird England immer mehr Hauptkunde. Es war zu dem Zwecke nötig, dort die Fäden wieder etwas zu vereinigen und namentlich die Unterseelinien, die die Anknüpfungspunkte zu neuen Linienkomplexen in andere Weltteile bilden, in die Hände zu bekommen. Das

scheint gut gelungen. Es hängt jetzt eigentlich nur von uns ab, wie weit wir uns bei den Kabellegungen Newalls beteiligen wollen.“\*)

Nachdem Werner persönlich bei der von der Firma Newall & Co. übernommenen Kabellegung zwischen Cagliari auf Sardinien und Bona in Algier mitgewirkt hatte,\*\*) bei welcher Gelegenheit er zur Aufstellung seiner Kabellegungstheorie kam, wurde die bisherige Londoner Agentur der Firma Siemens & Halske in eine selbständige Unternehmung unter Wilhelms Beteiligung umgewandelt. Die neue Firma Siemens, Halske & Co. begann im Herbst 1858 ihre Tätigkeit. Ihre Aufgabe sollte sein: Beteiligung an Unterseeanlagen und etwa sich aus diesen ergebenden außereuropäischen Unternehmungen.

Gerade damals gelang es Cyrus W. Field, eine erste Kabelverbindung zwischen Europa und Nordamerika herzustellen. Die Tatsache erregte, obwohl das Kabel nur zwanzig Tage funktionierte, das größte Aufsehen und gab den auf die Herstellung großer Telegraphenverbindungen gerichteten Bestrebungen einen neuen Antrieb. Es folgten eine Reihe von Kabellegungen im Mittelländischen Meer. Vor allem aber wurde damals eine Kabelverbindung durch das Rote Meer zwischen Suez und Aden, als wichtigstes Glied eines europäisch-indischen Telegraphen, ernsthaft in Angriff genommen. Die von der Read Sea and India Telegraph Co. der Firma Newall & Co. in Auftrag gegebene Linie wurde durch die Siemens-Firma mit Apparaten ausgestattet, die Werner eigens für deren besondere Bedürfnisse konstruiert hatte. Es ist aus Werners Lebenserinnerungen bekannt, daß er im Frühjahr 1859 persönlich nach dem Roten Meer reiste, um sein Apparatsystem an Ort und Stelle zu erproben. Er fand bei dieser Expedition Gelegenheit, seine Methode der Fehlerbestimmung bei Unterseekabeln wesentlich zu vervollkommen, was zur Folge hatte, daß die Londoner Firma in der Folgezeit wiederholt von der englischen Regierung mit der Prüfung von Kabeln beauftragt wurde. Auch als im Herbst 1859 die Firma Newall die Verlängerung des Roten-Meer-Kabels bis nach Suratdshi in Indien unternahm, wurden die Brüder Siemens zur Mit-

\*) Ehrenberg, S. 131/132.

\*\*\*) Siehe Werner v. Siemens' Lebenserinnerungen, S. 125 ff.

wirkung herangezogen, und William Meyer, der Oberingenieur der Firma Siemens & Halske und persönliche Freund Werners, wurde mit der Leitung der elektrischen Arbeiten betraut. Um dieselbe Zeit (Herbst 1859) arbeiteten Siemens'sche Ingenieure und Walter Siemens, der zweitjüngste Bruder Werners, an der Kabelverbindung Singapore—Batavia, welche von der Firma Newall im Auftrage der holländischen Regierung unternommen worden war.

In den folgenden Jahren trat jedoch eine Stockung im englischen Kabelgeschäft der Siemensfirmen ein. Teilweise war es die nationale Eifersucht der Engländer, welche einer „deutschen Firma“ einen so hervorragenden Anteil an wichtigen englischen Unternehmungen nicht gönnte, teilweise die im Jahre 1860 eingetretene Lösung des geschäftlichen Verhältnisses zu Newall & Co., teilweise das Auftreten starker Konkurrenzfirmen. Einer dieser Firmen, Glas & Elliot, wurde von der englischen Regierung die Legung und der Betrieb des wichtigen Kabels Malta—Alexandria übertragen, um das sich die Brüder Siemens beworben hatten.

Es war eine kritische Zeit für das Kabelgeschäft der Siemens'schen Firmen. Werner erkannte klar die dominierende Bedeutung des englischen Marktes für diese Art von Unternehmungen. Er schrieb am 12. November 1860 an Karl:

„Ohne den englischen Markt kann unser hiesiges (Berliner) Geschäft nicht bestehen, da der übrige Absatz zu gering ist. Das englische Geschäft hat in telegraphischer Hinsicht allein eine Zukunft, und zwar möglicherweise eine recht bedeutende.“

Auf der anderen Seite stand außer Zweifel, daß die Siemensfirmen eine Position im englischen Geschäft nur behaupten konnten, wenn sie mit Anspannung aller Kräfte den Kampf mit den kapitalistisch weit überlegenen Konkurrenzunternehmungen aufnahmen würden. Aber in diesem Punkte wirkten in Berlin retardierende Kräfte. Werners Kompagnon Halske war einer Vergrößerung des Risikos des englischen Geschäftes durchaus abgeneigt, und Werner hatte erst diesen Widerstand zu überwinden.

Im Jahre 1863 entschlossen sich die Siemensfirmen zur Errichtung einer eignen Kabelfabrik in Charlton bei Woolwich. Entscheidend für

diesen Entschluß war, daß sich die französische Regierung bereit zeigte, der Siemens'schen Firma die Legung eines Kabels zwischen der Südküste Spaniens und Algier (Cartagena—Oran) zu übertragen. Der Versuch der Herstellung einer solchen Verbindung war zu wiederholten Malen gescheitert. Aber trotz des großen Risikos wollten Werner und Wilhelm diese Gelegenheit nicht aus der Hand geben, zum erstenmal für eigene Rechnung ein vollständiges Unierseekabel zu fabrizieren und zu legen und damit den großen englischen Konkurrenzfirmen ebenbürtig zur Seite zu treten.

Den Verlauf dieses Unternehmens hat Werner v. Siemens in seinen Lebenserinnerungen geschildert. Sowohl der erste Versuch der Kabellegung im Januar 1864, als auch der zweite im September desselben Jahres mißlingen. Die Londoner Firma erlitt schwere Verluste, und Halske, der von vornherein gegen das Unternehmen gewesen war, schied jetzt aus der Londoner Firma aus.

Die Lage für die Brüder Siemens wurde verschlimmert dadurch, daß um dieselbe Zeit (Frühjahr 1864) die Firma Glas & Elliot sich mit der mächtigen Guttapercha-Company zu der Telegraph Construction & Maintenance Company mit 1 Million Pfund Sterling Betriebskapital vereinigte. In Gemeinschaft mit der „Great Eastern“ nahm diese Gesellschaft den Versuch einer transatlantischen Kabelverbindung wieder auf, und nachdem ein erster Versuch im Jahre 1865 mißlungen war, stellte sie im Jahre 1866 das erste Kabel zwischen Europa und Nordamerika her, das sich als dauernd brauchbar erwies.

Trotz des großen Verlustes durch das Cartagena-Oran-Kabel und trotz der starken Konkurrenz gelang es dem Londoner Haus der Brüder Siemens in jener Zeit, sich mächtig emporzuarbeiten. Aus allen Weltteilen kamen Aufträge für eiserne Telegraphenstangen, Isolatoren, Kabel-Apparate usw. Die Firma fühlte sich schon im Jahre 1865 stark genug, um ein dem transatlantischen Kabel gleichwertiges Unternehmen, die Schaffung einer leistungsfähigen telegraphischen Verbindung zwischen Westeuropa und Indien, ernsthaft ins Auge zu fassen.

Daß sowohl für die englische Regierung, als auch für die Geschäftswelt ein eminentes Interesse an einer solchen Verbindung bestand,

bedarf keiner Erläuterung. Wie bereits erwähnt, waren schon von der Mitte der fünfziger Jahre an wiederholt Versuche zur Herstellung einer solchen Verbindung gemacht worden. Aber mit Ausnahme der Linie Malta—Alexandria waren die verschiedenen Unterseekabel im Mittelländischen Meer stets bald nach ihrer Legung unbrauchbar geworden. Demselben Schicksal verfiel das Kabel durch das Rote Meer nach Kuradschi, das in den Jahren 1858—1860 unter Mitwirkung der Brüder Siemens gelegt worden war: im April 1861 hatten vier von den sechs Abteilungen dieses Kabels aufgehört zu arbeiten.\*)

Die britisch-indische Regierung suchte Ersatz zu schaffen durch die Herstellung einer telegraphischen Verbindung von Kuradschi durch den persischen Golf nach Buschir und von dort über Land nach Westeuropa. Im Jahre 1862 wurde das Unterseekabel Kuradschi—Buschir gelegt; die Brüder Siemens wurden dabei von der britisch-indischen Regierung zur Erstattung eines Gutachtens herangezogen. Im Anschluß an dieses Kabel wurde eine Landverbindung durch türkisches Gebiet bis nach Konstantinopel hergestellt, wo der Anschluß an das europäische Telegraphenetz erreicht wurde. Ferner erreichte der Vertreter der britisch-indischen Regierung, Oberst Stewart, die Genehmigung zur Herstellung einer telegraphischen Verbindung durch Persien.

Werner verfolgte diese Bestrebungen mit dem größten Interesse. Schon im Jahre 1862 wies er seinen Bruder Karl (St. Petersburg) auf die Wichtigkeit einer Konzession für die telegraphische Verbindung Tiflis—Teheran hin, und als die Engländer an die Ausführung der Linie durch Mesopotamien und Kleinasien herangingen, erreichte er es, daß die russische Regierung auf Grund einer Vereinbarung mit der persischen eine Verbindung von Tiflis über Djulfa nach Teheran herstellte.

Da ferner die britisch-indische Telegraphenverwaltung die Verbindung von Buschir nach Teheran baute, waren vom persischen Golf zwei telegraphische Verbindungen mit Westeuropa gesichert, die eine über Kleinasien und Konstantinopel, die andere über Persien und Rußland. Im Jahre 1865 waren beide Linien im Betrieb. Aber sie funktionierten so schlecht, daß die Interessentenkreise sich fortgesetzt mit dringen-

---

\*) Siehe William Pole, Wilhelm Siemens, deutsche Ausgabe S. 177.

den Beschwerden an die britische Regierung wendeten, und daß schließlich eine parlamentarische Untersuchungskommission zur Prüfung der Verhältnisse des europäisch-indischen Telegraphenverkehrs eingesetzt wurde (Frühjahr 1866). „Es war kein Verlaß auf den Telegraphendienst; die Gebühren waren zu hoch, die Depeschen nahmen zuweilen Wochen zu ihrer Übermittlung in Anspruch, um dann endlich verstümmelt oder gänzlich unverständlich ihren Bestimmungsort zu erreichen; dabei fanden auch häufige Depeschenverwechslungen statt, und große Verwirrung, Ungewißheit und Verluste waren die natürliche Folge davon.“\*)

Die Hauptursachen dieser Mißstände waren folgende: Auf beiden Linien mußten die Depeschen wiederholt aus der Hand der einen Verwaltung in die einer anderen übergehen und dabei umtelegraphiert werden. Die Beamten der einzelnen Telegraphenverwaltungen, namentlich der türkischen und persischen, ließen in bezug auf Zuverlässigkeit, technische Schulung und Sprachkenntnisse so gut wie alles zu wünschen übrig. Schließlich war die von den Persern ausgeführte Strecke Teheran-Djulfä so schlecht gebaut, daß fortgesetzt Unterbrechungen eintraten.

Diese Mißstände waren nur zu beseitigen durch eine einheitliche, europäische Verwaltung des ganzen indo-europäischen Drahtes und durch einen mindestens teilweisen Neubau, sei es zu Land, sei es zur See. Die parlamentarische Untersuchungskommission empfahl auf Grund dieser Gesichtspunkte an erster Stelle die Herstellung einer leistungsfähigen Untersee-Verbindung; denn diese Lösung hatte den Vorteil, daß die Linie in ihrer ganzen Ausdehnung einer einheitlichen englischen Verwaltung unterstellt werden konnte. Für diese Untersee-Verbindung sprachen also sowohl verwaltungstechnische als auch politische Momente. Aber auch die Verbesserung der Überlandlinie fand eifrige Vertreter, namentlich in den britisch-indischen Offizieren, welche die von ihrer Verwaltung angelegten Linien in Persien leiteten. Die Kommission schloß sich diesen Stimmen insoweit an, als sie die Herstellung einer leistungsfähigen Überlandlinie neben dem Unterseekabel für erwünscht erklärte.

Die englische Regierung zeigte sich in der Folgezeit bereit, beiden Projekten ihre Unterstützung zu gewähren. Ihre größere Sympathie

---

\*) Pole, a. a. O. S. 178.

lag begreiflicherweise auf der Seite des Unterseekabels, das unter ausschließlich englischer Kontrolle betrieben werden konnte, während das Überlandkabel, das preußisches, russisches und persisches Territorium durchquerte, von vornherein einen internationalen Charakter tragen mußte. Wenn England trotzdem sich nicht ausschließlich auf die Seite des Unterseekabels schlug, so waren dabei sicher außer dem kommerziellen Vorteil, den eine Doppelverbindung zweifellos bot, gewisse Gründe bestimmend, die mit der damals schon recht lebhaften englisch-russischen Rivalität in Persien zusammenhingen. Gegenüber dem damals vorherrschenden russischen Einfluß hatten die Engländer in Persien gerade durch den Bau und die Verwaltung der Telegraphenlinien von Buschir nach Teheran und nach der türkischen Grenze ihre politische Position nicht unbeträchtlich verstärkt. Die persischen Linien gestatteten ihnen, einen Stab von Offizieren und Ingenieuren dauernd im Lande zu halten. Ferner hatten es die Engländer verstanden, durch den Telegraphenbau die persische Regierung zu sich in ein Schuldverhältnis sehr komplizierter Art zu bringen, und diese persische Telegraphenschuld konnte von England jederzeit als ein politisches Druckmittel benutzt werden. Für Georg Siemens' spätere Mission waren, wie wir sehen werden, diese Verhältnisse von wesentlicher Bedeutung.

Damals schon ergab sich aus der Sachlage die natürliche Konsequenz, daß England sich an der Überlandverbindung via Persien nach Indien nicht desinteressieren konnte. England mußte bei der Überlandverbindung unter allen Umständen die Hände im Spiel behalten; England mußte eine leistungsfähige Überlandverbindung über Persien nicht nur aus geschäftlichen, sondern auch aus politischen Gründen wünschen, aber nicht eine Überlandverbindung um jeden Preis, sondern eine Überlandverbindung unter Bedingungen, die seine politische Position in Persien zu befestigen geeignet waren. In diesem letzteren Punkte kollidierten Englands Interessen mit denjenigen Rußlands, das durch seine geographische Lage und seine politische Position in Persien neben England der wichtigste Partner in der großen Unternehmung sein mußte.

An diesem von Anfang an latent vorhandenen Interessenkonflikt zwischen England und Rußland ist wohl hauptsächlich die nächstliegende

Kombination für die Herstellung einer leistungsfähigen Überlandlinie gescheitert, nämlich die Schaffung dieser Linie durch eine unmittelbare Vereinbarung zwischen den beteiligten Staaten. Auch fanden die Brüder Siemens bei der russischen Regierung keine Geneigtheit, das erforderliche Geld für den Bau einer neuen direkten Linie bereitzustellen.

Unter diesen Verhältnissen faßte Werner den Plan, zur Durchführung des Projekts eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, die ihrerseits von den in Betracht kommenden Regierungen die erforderlichen Konzessionen erhalten sollte. Die Gesellschaft sollte das für die neuen Linien erforderliche Kapital beschaffen und den Betrieb des gesamten Telegraphen von London bis Teheran übernehmen.

Auf dieser Grundlage wurde seit Beginn des Jahres 1867 das Projekt energisch gefördert. Um die Basis für die Gründung der Gesellschaft zu schaffen, schlossen die Siemens'schen Firmen zunächst in ihrem eigenen Namen eine Reihe von Vereinbarungen ab. Wilhelm erhielt die Zusage der Unterstützung der englischen Regierung und schloß mit der *Electric Company*, welcher von Preußen ein zeitweiliges Monopol für die telegraphische Verbindung zwischen England und Preußen konzediert worden war, eine Vereinbarung, welche eine Landlinie von London nach Lowestoft, sowie das Monopolkabel Lowestoft—Emden für die Zwecke der indo-europäischen Telegraphen zur Verfügung stellte. Werner betrieb die Verhandlungen mit der preußischen und in Gemeinschaft mit Karl auch mit der russischen Regierung. Die preußische Konzession wurde im August 1867 erteilt, diejenige der russischen Regierung, welche den Neubau eines Telegraphen von der preußischen bis zur persischen Grenze einschloß, im September 1867. Die Verhandlungen mit der persischen Regierung wurden von Walter Siemens geführt, der seit einiger Zeit im Kaukasus ansässig war und dort das von den Brüdern Werner und Karl erworbene Kupferbergwerk in Kedabeg und die mit diesem zusammenhängenden Unternehmungen leitete. Walter, der im Kaukasus zunächst durch Karl ersetzt wurde, reiste Mitte Oktober 1867 nach Teheran.

Aus seinen Berichten seien die folgenden Stellen hier wiedergegeben, die ein Licht auf die Verhältnisse werfen, unter denen Georg Siemens ein Jahr später zu arbeiten hatte:

„Täbris, 23. Oktober 1867.

„Ich bin erschreckt über die Verworfenheit und noch mehr über die zeitraubende Schwerfälligkeit der persischen Regierungsorgane. Es wird der energischen Unterstützung der beiden Gesandtschaften (der russischen und der englischen; eine preussische existierte damals noch nicht) bedürfen, um schnell zu unserm Ziele zu gelangen.“

„Teheran, 2. November 1867.

„Der russische Geschäftsträger hat auf Instruktion von Lüders\*) bereits mit dem Minister des Auswärtigen über unsere Projekte gesprochen. Es scheint, daß man uns günstig aufnehmen wird, und er zweifelt nicht am Erfolge. Es wird aber Zeit und Geld kosten. Die Engländer unterhandeln mit den Persern über eine Landlinie zwischen Bender-Abbas—Buschir und der nächsten indischen Station, haben den Persern dazu gratis 1200 eiserne Pfosten und ganze Revenuen angeboten. Die Perser wollen nicht, aus politischen Gründen, und der Minister hat den russischen Geschäftsträger gefragt, ob wir uns nicht damit befassen wollten, da sie mit Privaten sich leichter verständigen würden. Die Perser sind viel weniger schwierig, wenn es sich um Konzessionen an Private handelt, und als Preußen sind wir doppelt unverdächtig.“

In langwierigen und schwierigen Verhandlungen und mit unvermeidlicher Verwendung des landesüblichen „Bakhschisch“ gelang es Walter, von der persischen Regierung im Dezember 1867 eine Konzession zu erreichen, welche unter den damaligen Verhältnissen durchaus befriedigte. Die Konzession umfaßte den Bau und Betrieb einer neuen Telegraphenlinie Djulfa—Teheran; sie nahm ferner in Aussicht, daß nach Ablauf der englisch-persischen Telegraphenkonvention von 1865, d. h. vom Jahre 1872 an, auch der Betrieb der Linie Teheran—Buschir den Siemens'schen Firmen übertragen werden sollte, und zwar entweder gegen eine jährliche feste Abgabe von 12 000 Toman oder gegen eine Abgabe von 2 Franken pro Depesche. Die an Persien zu zahlende Abgabe sollte für die ganze Strecke Djulfa—Buschir 10½ Franken pro Depesche nicht übersteigen.

\*) General von Lüders, Chef der russischen Telegraphenverwaltung.

## Georg Siemens reist zur Gründung der Indo-Europäischen Telegraphen-Gesellschaft nach London.

Nachdem die notwendigen Vereinbarungen mit den einzelnen interessierten Staaten getroffen waren, konnte die Finanzierung des Unternehmens in Angriff genommen werden. Wie bereits erwähnt, war beabsichtigt, das erforderliche Bau- und Betriebskapital durch Bildung einer Gesellschaft zu beschaffen; dabei war es natürlich für die Siemens'schen Firmen, welche die auf ihren Namen erteilten Konzessionen einzubringen hatten, *conditio sine qua non*, daß ihnen der Bau der neuen Linien und womöglich auch die Remonte derselben übertragen wurde.

Werner war von Anfang an der Meinung, daß es möglich sein würde, das benötigte Kapital in Deutschland aufzubringen (vgl. den oben wiedergegebenen Brief des Justizrats Siemens). Er dachte deshalb an die Bildung einer deutschen Kommanditgesellschaft auf Aktien. Wilhelm und Karl dagegen hielten es für notwendig, sich an den Londoner Markt zu wenden, „denn dort wohnen die Leute, welche das große Interesse an dem Verkehr mit Indien haben“ (Karl an Werner, 7. Juli 1867). Auch der Chef der preußischen Telegraphenverwaltung, General von Chauvin, der ein eifriger Förderer des Unternehmens war, wünschte „den Hinzutritt englischen Kapitals und einen anglißierten Anstrich der Gesellschaft“, weil er glaubte, daß das die Beziehungen zur englischen Regierung verbessern würde (Werner an Wilhelm, 24. Mai 1867). So entschied man sich denn im Herbst 1867 für die Bildung einer englischen *Limited Company*.

Die Organisation der neuen Gesellschaft machte Arbeit und Schwierigkeiten, denen die in den Siemens'schen Firmen vorhandenen Kräfte in Anbetracht der Überlastung mit anderen Geschäften nicht gewachsen waren. Allein die technische Ausführung indo-europäischer Telegraphen stellte, abgesehen von der Frage der Finanzierung und Gesellschaftsgründung, große Anforderungen. Es waren die Pläne und Kostenvorschläge auszuarbeiten, der Bau zu organisieren und vorzubereiten, der Prospekt fertigzustellen usw. Dazu kam, daß Werner in jener Zeit zwei seiner wichtigsten Mitarbeiter verlor: William Meyer

war hoffnungslos krank und starb im Januar 1868; Halske, welcher das Risiko für das neue große Unternehmen nicht mittragen wollte, schied mit dem Jahre 1867 aus der Firma aus.

Außerdem waren Werner, Wilhelm und Karl Siemens durch eine Reihe von anderen Geschäften in Anspruch genommen. Namentlich Wilhelm, auf den bei der Organisation einer englischen Gesellschaft in erster Linie gerechnet werden mußte, hatte Kopf und Hände für diese Angelegenheit nicht genügend frei. Das geht aus der Korrespondenz zwischen Werner und Wilhelm aus jenen Tagen deutlich hervor. Am 25. November 1867 schrieb Werner an Wilhelm:

„Es fehlt jetzt bei uns einheitliches Regiment und harmonisches Zusammenwirken, und wir beide haben zu viele Sachen nebenbei um die Ohren. Du mußt die Briefe vor der Beantwortung durchlesen. Du mußt in der Kompagniesache überall entscheiden, weil die Kompagnie englisch werden soll. Ich mache nur Vorschläge und widerspreche.“

Und am 26. November: „Das Statut der Gesellschaft kann nur dort gemacht werden. Bitte, schicke den Entwurf her.“

Aber es wollte mit diesen Arbeiten, die Wilhelm nicht gerade sehr lagen, nicht recht vorwärtsgehen, so sehr auch Werner fortgesetzt drängte.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß Werner bei der Umschau nach neuen Kräften zunächst an den jungen Georg Siemens dachte, mit dem ihn Verwandtschaft und persönliche Sympathie verbanden, und der nach seiner Vorbildung für die bei der Gesellschaftsgründung zu leistende Arbeit besonders geeignet schien.

Obwohl Georg damals mitten in der Arbeit für sein schriftliches Examen steckte, nahm er ohne weiteres Werners Vorschlag an, für einige Zeit nach London zu reisen, um Wilhelm bei der Gesellschaftsgründung zur Hand zu gehen. Er reiste in den letzten Tagen des Januar 1868 ab mit einem Brief Werners an Wilhelm, in dem es heißt:

„Georg, der diesen Brief mitbringt, hat sich mit den Formen hiesiger Gesellschaften vertraut gemacht, und weiteres Material werden wir nachsenden. Über das Gesellschaftsstatut usw. bringt Georg unsere Ansicht mit.“

Werner war von Anfang an davon ausgegangen, daß das Unternehmen „als Kapitalfrage für Häuser ersten Ranges zu klein sei“, daß

man infolgedessen das Exzeptionelle der ganzen Sache und die politische Seite der Angelegenheit in den Vordergrund stellen und namentlich die am Handel mit dem Osten beteiligten ersten Firmen für das Unternehmen gewinnen müsse.\*) In Hamburg und Bremen hatte Werner nach dieser Richtung hin Erfolg gehabt; am erstgenannten Orte hatte er den Chef des alten und angesehenen Bankhauses Behrenberg, Gofßler & Co., in Bremen H. H. Meher lebhaft für den indo-europäischen Telegraphen interessiert; beide waren bereit, in den Board der zu gründenden Gesellschaft einzutreten und sich an der Finanzierung zu beteiligen. In London kam es, abgesehen von der Erledigung der Formfragen, darauf an, gleichfalls erste Namen des ostindischen Handels zu gewinnen.

Georg Siemens reiste zunächst nach Bremen, wo er mit H. H. Meher konferierte, von dort über Aachen nach Calais; am 1. Februar 1868 kam er in London an und fand in Wilhelm Siemens' Haus gastfreundliche Aufnahme.

Bei allen Geschäften, denen sich Georg sofort nach seiner Ankunft widmete, blieb ihm genug Zeit, um London kennen zu lernen und auch für einige Tage mit Wilhelm nach Birmingham zu reisen, wo dieser damals mit seinem Regenerativofen für Stahlfabrikation Versuche machte. Durch Wilhelms zahlreiche und wichtige Beziehungen fand Georg außerdem Eingang in die erste Londoner Gesellschaft.

Es seien hier einige Stellen aus den Briefen wiedergegeben, die er während seines Londoner Aufenthalts an seine Eltern richtete:

An die Mutter, London, 4. Februar 1868.

„ . . . Von der Großartigkeit (Londons) habe ich bisher noch wenig gespürt, weil alles nebeneinanderliegt, nicht übereinander wie die Gebirge in der Schweiz. Das, was mir bisher am meisten imponiert hat, ist, daß am 1. Februar, Sonntag morgen, wo ich von Dover nach London fuhr — wegen Sturmes war ich Sonnabend nachmittag in Calais geblieben — die Hammel, echte Southdowns, im Freien auf der Weide waren . . .

\*) Vergleiche den Brief Werners an Wilhelm Siemens vom 28. Januar 1868, Ehrenberg S. 205—206.

„Ich glaube, daß Wilhelm recht hat, welcher meinte, daß der Eindruck, den London machen könne, erst dann wirke, wenn man die Geschäfte kennen lerne, welche in den kleinen räucherigen Häusern gemacht werden.

„Imponiert hat mir bis jetzt als wirklich großartig die Paulskirche, ein Gebäude von einer ungeheuren Ausdehnung und prachtvoll schönen Verhältnissen. In der Westminster-Abtei war ich noch nicht, obgleich Wilhelms Office, wo ich täglich 6—7 Stunden sitze, nur wenige hundert Schritt davon entfernt ist. Abends bin ich aus gewesen: gestern in Gesellschaft bei Wilhelms Schwiegermutter; heute abend in einer Vorlesung von Mrs. Siddons, mit der ich übrigens auch gestern abend zusammen war; und morgen Abend gehe ich auf einen Kostümball bei dem Telegraphenmann Reuter. Es ist ein „fancy-ball“, aber ohne Masken, wo Wilhelms Frau als Winter erscheint.“

An den Vater, London, 15. Februar 1868.

„Ich befinde mich hier wundervoll. Die durch eine der liebenswürdigsten Frauen ganz reizend angenehme Häuslichkeit Wilhelms hat mich ganz bezaubert. Sein Haus ist das angenehmste, das ich je gesehen, und wohl eines Studiums wert.“

An die Mutter, London, 20. Februar 1868.

„Heute mittag, resp. heute abend fahre ich nach Richmond, wo ich eingeladen bin. Gestern habe ich bei Mr. Taylor, member of parliament, die Führer der englischen Reformpartei gesehen und gesprochen. Es ist ein großartiges Leben hier, und ich denke, daß ich Dir am nächsten Mittwoch oder Donnerstag abend viel erzählen kann.“

In geschäftlicher Beziehung hatte Georg zunächst den Eindruck, daß er nicht viel ausrichten werde. Er schrieb am 4. Februar: „Was die Geschäfte betrifft, so ist es mir vollständig klar, daß ich zu früh gekommen bin; ich denke aber die Sache noch ganz gut einzurichten, daß der Vater zufrieden sein wird. Die Sache wird, wie ich hoffe, ganz gut gehen, wenn auch die Engländer etwas widerspenstig zu sein scheinen.“

Noch am 10. Februar berichtet er an seine Mutter: „Ich denke noch immer Ende dieser oder Anfang der nächsten Woche mein Bündel

zu schnüren, weil ich nicht einsehe, inwiefern meine Gegenwart hier besonders notwendig sein sollte.“

Die folgenden Tage jedoch änderten seine Meinung. Er kam zu der Überzeugung, daß seine Mitwirkung bei der Feststellung der Statuten usw. nicht ohne Nachtheil für das Unternehmen entbehrt werden könnte, und um seine Londoner Mission zum richtigen Ende zu führen, sah er sich veranlaßt, die Frist für sein schriftliches Examen, die am 24. Februar ablief, verlängern und sich die für seine Examensarbeit nötigen Akten nach London schicken zu lassen.

An den Vater, London, 15. Februar 1868.

„Versäumen will ich die Abgabe der Arbeit um keinen Preis, sollte auch die Teheran-Linie darüber zum Teufel gehen; aber jede mögliche Form, in welcher diese beiden Zwecke vereinigt werden können, möchte ich beobachten, weil ich die Sache für ungemein wichtig halte. Siemens & Halske können nicht mehr davon zurück, ohne sich den größten Verlusten hinsichtlich ihres Portemonnaies und ihres Renommées auszusetzen; und ein Schlag, der die Familie für Jahre zurückbringen würde, muß vermieden werden.

„Fragt sich, was habe ich damit zu tun?

„Ich bin im Besiß der ganzen deutschen Korrespondenz dieses Unternehmens, die nur durch mich vermittelt wird. Ich bin im Besiß der Gesichtspunkte, die Werner als leitend hierfür angenommen hat, ich vermittele ferner, zwar nicht direkt, aber durch mein Drängen auf Wilhelm, daß diese Gesichtspunkte bei den Verhandlungen mit den Engländern festgehalten und dadurch dem Unternehmen ca. 700 000 Taler deutsches Kapital gesichert werden, die andernfalls möglicherweise verloren gehen könnten. Ich halte mich nicht für unentbehrlich, aber ich glaube, daß es schwer halten würde, mich zu ersetzen. Wilhelm, der eine der bedeutendsten Erfindungen der Neuzeit nicht nur gemacht, sondern auch in einem zu Birmingham von ihm angelegten Ofen *p r a k t i s c h* durchgeführt hat, die Erfindung, aus Eisenerz direkt Stahl zu machen, und der diese Erfindung der Teheran-Linie voranstellt, kann gegenwärtig diese Arbeit nicht übernehmen. In seinem Kontor würden

zuviel Versehen gemacht werden, die der Sache notwendig zum Nachteil gereichen müßten.

„Die Sache selbst nähert sich sehr schnell ihrer Entscheidung. Am Dienstag tritt ein meeting der drei bereits festgestellten englischen Direktoren zusammen, in welchem der Prospectus — der Vertrag zwischen Gründern und Aktienzeichnern, ähnlich unserem Statut — und die weitere Art des Vorgehens festgestellt wird. Weitere Verhandlungen zur Gewinnung einiger großen ostindischen Häuser, die infolge meiner Konferenz mit H. S. Meyer in Bremen durch meine Hand gegangen sind, sind noch in der Schwebe. Durch eine längere Abwesenheit von hier würde ich also, wenn auch nicht absolut das Unternehmen kompromittieren, doch jedenfalls demselben Nachteile zufügen und den ganzen Zweck meiner Reise vereiteln. Dies will ich nicht.

„Wenn ich also des Examens wegen nach Berlin müßte, so würde ich jedenfalls wieder nach London zurückkehren, um die Sache bis zu Ende zu bringen. Da ich diese beiden Dinge zu tun entschlossen bin, das Examen in der vorgeschriebenen Zeit bis zum 28. Februar zu Ende zu bringen und auch die Teheran-Linie durchzumachen, so geht meine Frage dahin: In welcher Form rätst Du mir das zu tun? Soll ich nach Berlin inzwischen kommen? oder willst Du mir die Akten und Bücher umgehend senden? In beiden Fälle bitte ich um telegraphische Depesche, da keine Zeit zu verlieren ist.

17. Februar 1868. — „Am Sonnabend konnte ich den Brief nicht beenden, weil inzwischen die Post abging. Am Sonntag war eine Absendung desselben nach hiesigen Postverhältnissen unnütz. Ich habe unterdessen eine Unterredung mit Wilhelm über meinen Gesichtspunkt gehabt. Die Sache stellt sich folgendermaßen: Morgen ist das erste Direktoren-Meeting. Die Statutengeschichte wird mit den beiden Solicitors und Counsels heute noch von mir ins Reine gebracht; am Sonnabend oder spätestens am Montag kann alles fertig sein. Auf dem British-Museum habe ich heute verschiedene Bücher gefunden, so daß mir vorläufig die Akten, wenn ich sie habe, genügen werden.

„Schicke mir also, ich bitte Dich inständig, die Akten Mittwoch abend ab und benachrichtige mich durch eine telegraphische Depesche von deren

Abgang; es könnte sonst leicht das Examen versäumt werden, und die sechs Monate dadurch bedingten Zeitverlusts würde sowohl Dir wie mir sehr unangenehm sein."

An die Mutter, 20. Februar 1868.

"Eben aus der City kommend, finde ich Deinen lieben Brief, für den ich besten Dank sage. Ich bin mit den darin enthaltenen Gesichtspunkten vollständig einverstanden, verzichte auf die Übersendung der Akten und denke, da ich heute die letzte Direktorenschaft fertig gemacht habe, bald abreisen zu können . . .

"Ich denke, die Sache wird nunmehr gehen. Es ist ungemein schwierig, eine Sache anständig zu halten und doch Geld dabei zu verdienen."

An den Vater, London, 24. Februar 1868.

"Für Deine freundlichen Bemühungen bei Bode\*) meinen besten Dank. Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich ‚wegen Wilhelms angenehmer Häuslichkeit‘ oder aus sonstigen Gründen auch nur eine halbe Stunde über die notwendige Zeit hier bleibe. Meine Ungeduld, wegzukommen, ist, trotzdem ich hier wirklich viel lerne, vielleicht größer, als Deine Ungeduld, mich wieder in Berlin zu sehen.

"Gestern abend hatte ich bereits meine Sachen zur Abreise gepackt und war im Begriff, mich heimlich zu drücken; indessen mußte ich bleiben, weil Wilhelm (vielleicht mit Recht) großen Wert auf meine Anwesenheit bei einem neuen, Mittwoch mittag stattfindenden Direktoren-Meeting legte. Hoffentlich kann ich dann noch Mittwoch abend abreisen, ev. Donnerstag.

"Die Sache ist hier so ziemlich fertig. Direktoren, Statuten, Prospekt, alles ist da; nur das Geld fehlt noch, und ich fürchte, daß wir alle, auch ich, in der Freude, die bisherigen Schwierigkeiten so ziemlich überwunden zu haben, diese neue Schwierigkeit für zu gering anschlagen. Indessen hilft es nichts. Durch muß man. Vor Wilhelms Geschäftskennntnis und seiner Vorsicht habe ich jetzt großen Respekt; wenn Werner auch vielleicht begabter ist, ihm geht doch Wilhelms Routine ab. Daß

\*) Examinator in der Uffessor-Prüfung.

ich mit meinen germanischen Ansichten häufig, ja fast stets verschiedener Meinung bin, hindert uns indessen nicht, uns bald zu verständigen.“

Am 1. März 1868 war Georg Siemens, nach voller Erledigung seiner Londoner Aufgabe, in Berlin zurück. Werner war mit dem von ihm erzielten Erfolge sehr zufrieden und schrieb ihm am 26. Februar:

„Mein Kompliment über die klare und richtige Auffassung Deiner Aufgabe und über Deinen guten geschäftlichen Takt.“

In Berlin erledigte Georg zunächst seine Examensarbeit. Dann übernahm er wieder die Vertretung seines Vaters, der sich nach Ahlsdorf zurückzog. Daneben beschäftigte ihn nach wie vor der indo-europäische Telegraph.

An den Vater, Berlin, 1. April 1868.

„ . . . Ich bin hier leidlich fleißig, gewinne und verliere abwechselnd Prozesse und schlage mich so ziemlich durch. Geld kommt vorläufig nicht zuviel, indessen doch so viel, als man braucht. Auch an Sachen habe ich keinen Mangel, und die indo-europäische Telegraphengesellschaft läßt mir nicht zu viel Mußestunden.“

Im April wurden die Anteile der „Indo-European Telegraph Company“, deren Kapital auf 450 000 £. bemessen wurde, in England, Deutschland und Rußland zur Zeichnung aufgelegt. Der Erfolg war auf dem Kontinent ein ausgezeichneteter. Der für den Kontinent reservierte Betrag wurde glatt untergebracht, und zwar ohne daß die Vermittlung von Bankhäusern in Anspruch genommen worden wäre. Dagegen zeigte sich der englische Markt zurückhaltend; offenbar hatte dort das Rote-Neer-Kabel, für dessen Neukonstruktion damals eine Gesellschaft gebildet wurde, die Stimmung für den Indo-Europäischen Telegraphen etwas beeinträchtigt.

Am 22. April konnte Werner, dessen ursprüngliche Auffassung nunmehr durch die Tatsachen gerechtfertigt war, an Wilhelm schreiben:

„Hättet Ihr doch früher eine so geringe Beteiligung Englands erkannt! Es wäre so leicht gewesen, die ganze Geschichte hier aufzubringen.“

## Neue Schwierigkeiten für den indo-europäischen Telegraphen.

Mit der Finanzierung der Indo-Europäischen Telegraphen-Gesellschaft war die Mitwirkung Georgs an dem großen Unternehmen keineswegs abgeschlossen. Sachliche und persönliche Umstände wirkten vielmehr zusammen, um Georg alsbald vor wesentlich bedeutungsvollere Aufgaben in demselben Geschäfte zu stellen.

Zunächst blieben auch nach der Konstituierung der Gesellschaft noch wichtige Fragen der Organisation zu bearbeiten.

Georg schrieb am 28. Juni 1868 an seinen Onkel Rudolf:

„Die indische Linie verursacht noch immer viel Mühe und Sorgen, weil die starrköpfigen Engländer an unsere nicht minder starren bureaukratischen Formen gewöhnt werden müssen, ein Ding, das mir schon manchen Tropfen Tinte und manchen Bogen Papier gekostet hat. Vorderhand ist daher an eine zweite Einzahlung nicht zu denken, und ich will zufrieden sein, wenn die Sache so weit ist, daß im Monat September zum 1. Oktober diese Einzahlung eingefordert wird. Da die Bauerei schon munter losgeht, wird hier nämlich viel Geld gebraucht, und die Engländer wollen nicht bezahlen, ehe nicht alle Formalitäten bis auf das geringste Lüpfelchen auf dem T geordnet sind.“

Die zwingenden Gründe, die Werner Siemens veranlassen mußten, sich nach neuen Kräften umzusehen, erfuhren bald nach der Rückkehr Georgs aus England eine wesentliche Verstärkung. Im Juni 1868 starb Walter Siemens, der die Telegraphenkonzession in Persien durchgeführt hatte, in Tiflis plötzlich infolge eines Pferdeschlags. Um dieselbe Zeit sah Karl Siemens sich genötigt, in Rücksicht auf den sehr ungünstigen Gesundheitszustand seiner Frau seinen Aufenthalt im Kaukasus aufzugeben; er ging zunächst nach Deutschland und siedelte im Herbst 1869 dauernd nach London über. Nimmt man das Ausscheiden Halskes und den Tod Meyers hinzu, dann kann man sich ein Bild davon machen, welchen Wert Werner damals auf neue vertrauenswürdige und leistungsfähige Mitarbeiter legen mußte.

Dabei verursachte der Indo-Europäische Telegraph eine gewaltige Mehrarbeit und mitunter große Sorgen.

Der Bau und die Remonte der Linie wurde, wie von Anfang an beabsichtigt war, von der neuen Gesellschaft an die Gebrüder Siemens übertragen. Die Organisation und Durchführung des Baues, von dessen glücklichem Gelingen das geschäftliche Ergebnis des großen Unternehmens für die Siemensfirmen in erster Linie abhängig war, erwies sich als außerordentlich schwierig. Der Bau wurde in drei große Sektionen eingeteilt, deren Chef in weitgehendem Maße freie Hand bekommen mußten. Namentlich auf der persischen Sektion (Djulfah—Teheran) kam es alsbald zu Komplikationen, die das Gelingen des Unternehmens in Frage zu stellen drohten.

Eine ganz besondere Gefahr für die Lebensfähigkeit der Indo-Europäischen Telegraphen-Gesellschaft ergab sich in jener Zeit aus der Neuregelung der Tarifffrage durch internationale Vereinbarung der beteiligten Mächte.

Zu der Zeit, als die Gründung der Indo-Europäischen Telegraphen-Gesellschaft in Angriff genommen wurde, betrug der Tarif für eine Depesche von 20 Worten zwischen England und Indien 5 £. Eine Ermäßigung dieses Satzes wurde von Anfang an in Aussicht genommen, aber das Minimum, mit dem die Gebrüder Siemens rechneten und das auch im Prospekt der Gesellschaft der Rentabilitätsberechnung zugrunde gelegt wurde, war  $3\frac{1}{2}$  £ = 87½ Franken. Von diesem Betrage hatte die Gesellschaft an die verschiedenen beteiligten Staaten und Verwaltungen auf Grund ihrer Konzessionen und Verträge 58,75 Franken abzugeben, so daß ihr 28,75 Franken pro Depesche blieben. Dieser Ertrag pro Depesche erschien genügend, um die Rentabilität des Unternehmens zu sichern.

Im Sommer 1868 fand nun in Wien eine internationale Telegraphenkonferenz statt, in deren Verlauf es zu wichtigen, die Telegrammtarife nach Indien betreffenden Abmachungen kam. Werner selbst war während einiger Zeit auf der Konferenz anwesend, um seinen „Schnellschreiber“ und sein für die Indo-Europäische Linie bestimmtes automatisches Apparatssystem vorzuführen. Er war bei dieser Gelegenheit

Zeuge der Angriffe, welche von den durch die neue Linie mit Konkurrenz bedrohten Staaten gegen den Indo-Europäiſchen Telegraphen auf dem Gebiete der Tariffteſtſetzung gerichtet wurden. „Man hat ſich endlich,“ ſo ſchrieb er am 3. Juli 1868 an Wilhelm, „dahin geeinigt, daß die Staaten ſich keine Konkurrenz in Billigkeit machen, und daß wir und die türkiſche Linie gleiche Preiſe halten müſſen. Damit können wir auch zufrieden ſein.“

Nachdem jedoch Werner die Konferenz verlaſſen hatte, kam auf deſſelben am 22. Juli 1868 wider alles Erwarten ein Vertrag zwiſchen England, Rußland, der Türkei und Perſien zuſtande, welcher den Depeſchentarif von London nach Indien auf nur 71 Franken normierte. Damit wurde der Anteil der Geſellſchaft an der Depeſche von 28,75 auf 12,25 Franken reduziert, und auch dieſe 12,25 Franken ſollten durch eine Erhöhung der Abgaben an die perſiſche Regierung und an die britiſch-indiſche Verwaltung der Strecke Teheran—Buſchir noch eine Schmälerung von 3 Franken erfahren.

Es war klar, daß dieſe neue Situation für die neue Geſellſchaft jede Möglichkeit einer Rentabilität excluſivieren mußte. General von Lüders, der Chef der ruſſiſchen Telegraphenverwaltung, der zu ſpät die verhängnisvollen Konſequenzen des Wiener Vertrags erkannte, erklärte ſich bereit, die von der Geſellſchaft an Rußland zu zahlende Depeſchenabgabe um 1—1½ Franken zu ermäßigen; aber mit einer ſolchen Reduktion war natürlich der Geſellſchaft nicht geholfen.

Wie die Dinge lagen, konnte die Geſellſchaft aus der verzweifeltſten Situation nur durch eine durchgreifende Änderung und Ergänzung der perſiſchen Konzession gerettet werden. In Frage kam vor allem, daß die Geſellſchaft ſich die 5 Franken pro Depeſche, die der von ihr neu zu bauenden Linie Djulfa—Teheran zuſtanden, für ſich ſelbſt ſicherte, ſtatt ſie an die perſiſche Regierung abzuführen; ferner kam in Betracht die Übernahme des Betriebs der anderen, unter engliſcher Verwaltung ſtehenden perſiſchen Telegraphenlinien und eventuell eine Umgehung deſſen eine hohe Abgabe beanspruchenden und nicht einmal ſicher funktionierenden Kabels Buſchir—Kuradschi. Ob und wie weit ſich dieſe Möglichkeiten verwirklichen laſſen würden, ließ ſich von Europa aus nicht beurteilen, ſondern konnte nur durch Verhandlungen in Perſien ſelbſt

entschieden werden. Aber wer sollte diese Verhandlungen führen? Walter Siemens, der durch seine erste Mission mit den Verhältnissen gut vertraut war, hatte kurz zuvor den tödlichen Unfall erlitten, und Karl Siemens, auf den man für den Fall der Notwendigkeit eines Eingreifens an Ort und Stelle gerechnet hatte, mußte gerade damals den Kaukasus verlassen.

Die Situation wurde erschwert durch die wenig vertrauensvoll klingenden Nachrichten über den Fortgang des Baues im Kaukasus und auf der persischen Sektion. Auch in dieser Hinsicht schien ein Eingreifen von Europa aus unbedingt erforderlich.

### Die Entsendung Georg Siemens' nach Persien.

In Anbetracht der wichtigen Interessen, die nicht nur bei der Telegraphenangelegenheit, sondern auch bei den Bergwerksunternehmungen der Gebrüder Siemens im Kaukasus auf dem Spiele standen, entschloß sich Werner, persönlich nach dem Kaukasus zu reisen. Er gedachte dabei Georg mitzunehmen, sei es, damit dieser sich während eines vorübergehenden Aufenthalts an Ort und Stelle mit den Verhältnissen vertraut mache, sei es, um ihn für längere Dauer als Vertreter seiner Interessen im Kaukasus zu lassen. Als dann für die Telegraphengesellschaft die persische Frage akut wurde, verhandelte Werner mit Georg über dessen Entsendung nach Teheran als Vertreter der Indo-Europäischen Telegraphengesellschaft. Georg erklärte sich bereit, die wichtige Mission zu übernehmen.

Die folgenden Briefe beleuchten die einzelnen Phasen dieser Verhandlungen zwischen Werner und Georg, bei denen stets auch die allgemeine Frage der Gestaltung der Verhältnisse zwischen Georg und den Siemens'schen Unternehmungen eine Rolle spielt.

Werner an Karl Siemens, Berlin, 24. August 1868.

„Ich habe Lust, Georg Siemens diesmal mit nach Tiflis zu nehmen. Es sind dort viele Kontrakte zu machen. Georg ist unser Syndikus, und es ist gut, wenn er dortige Rechtsverhältnisse kennen lernt. Er will selbst gern mal hin, hat Zeit, da sein Vater den

Winter über hier ist, und wollte selbst auf eigene Kosten reisen. Es ist auch gut, jemand zu haben, der den Ort kennt und die Leute, und den man in schwierigen Momenten mal mit Vollmacht hinschicken könnte.“

Georg Siemens an seinen Vater, Berlin, 26. August 1868.

„Was meine Verhältnisse anbetrifft, so machte mir Werner den Vorschlag, daß ich in Tiflis Konsul werden möchte, d. h. consul missus, also vom Staat besoldeter. Er stellte mir die diplomatische Karriere sehr lochend vor und meinte, ich könne ja nebenbei dem Geschäft nützlich sein und dadurch Geld verdienen. Ich habe das abgelehnt, weil ich mich nach meiner Ansicht dabei vom Pferd auf den Esel setzen würde. Demnächst hat er mir einen zweiten Vorschlag gemacht: Ich solle am 10. September mit ihm nach Tiflis gehen und ihm bei der dort zu treffenden Organisation behilflich sein und mir die Sache ansehen, inwieweit ich in das Geschäft hineinsteigen wolle. Letzteres Anerbieten habe ich nicht unbedingt abgelehnt und erklärt, daß ich mit Dir darüber reden wollte. Zugleich aber teilte ich ihm mit, daß ich vor dem 1. Oktober nicht frei wäre. Darauf, seine Reise zu verschieben, glaube er nicht eingehen zu können, weil das Schiff schon am 13. September abginge, und er bat mich, Dich zu fragen, ob Du nicht bereits am 9. September zurückkommen könntest. Ich habe ihm versprochen, Dich deswegen zu fragen. Es würde mir sehr lieb sein, wenn Du, um die Sache einigermaßen zu besprechen, im Laufe der Woche nach Berlin kommen wolltest. Im Falle der Reise würde ich doch noch Vorbereitungen zu treffen haben, und es würde mir lieb sein, wenn ich meinen definitiven Entschluß am 1. September fertig hätte. Gern käme ich nach Ahlsdorf; allein ich weiß nicht, ob Du bereits dort bist und möchte, da ich ca. 20 Sachen liegen habe, nicht gern zuviel Zeit verlieren.“

Georg Siemens an seinen Vater, Berlin 28. August 1868.

„Soeben macht mir Werner folgende Mitteilung: Die englische Regierung wünscht einige ihrer Telegraphenlinien in Persien los zu werden. Sie hat Wilhelm gefragt, ob er sich von der persischen Regierung eine Konzession von Schiras nach Bander Abbas geben lassen will. Die

Sache ist wichtig. Werner hat mir daher vorgeschlagen, nach Teheran zu gehen und dort die Konzession von dem Schah zu erwerben . . . Ich möchte gern Deine Ansicht darüber. Bis Ostern ist die ganze Geschichte beendet."

Werner an Karl Siemens, 5. September 1868.

„Jetzt kann Georg nicht allein als unser Vertreter in Persien auftreten, er muß auch Vollmacht von der Konzessionsbesitzerin, also der Gesellschaft, erhalten. Durch den Vertrag vom 22. Juli (Wien) ist unsere Konzession durchlöchert. Georg muß daher klagend in Persien auftreten und für die Gesellschaft Entschädigung verlangen. Der einzige Ausweg den Persern gegenüber wird der sein, ihnen eine bare jährliche Summe anzubieten für Aufgabe ihrer Einnahmen von der ganzen Linie Djulfa—Buschir und Erteilung der Konzessionen. Das muß aber die Gesellschaft tun, da wir nicht legitimiert sind.“

## Die Reise nach Teheran.

Im September 1868 trat Georg Siemens die Reise nach Persien an. Er reiste über Wien und Budapest, fuhr von Belgrad die Donau abwärts und machte einen kürzeren Aufenthalt in Konstantinopel. Dort traf er Werners Schwager, den Professor Himly, mit dem er am 26. September nach Poti weiterreiste. Werner war direkt nach dem Kaukasus gereist, um die Kupferbergwerke von Redabeg zu besichtigen und den Betrieb neu zu organisieren, sowie um sich über die Fortschritte des Linienbaus zu unterrichten. Die beiden trafen sich in Tiflis, wo Georg am 8. Oktober ankam.

Georg Siemens hatte ursprünglich die Absicht, über seine Reise ausführlich Tagebuch zu führen und eventuell ein Buch über seine Reisebeobachtungen zu publizieren. Aber die Reisebeschreibung, die er in den ersten Wochen begann, ist nicht weit gediehen. Es widerstrebte ihm, die oberflächlichen Eindrücke und Wahrnehmungen, die man auf einer raschen Durchreise allein in sich aufnehmen kann, zu Papier zu bringen. Das Fragment seiner Reisebeschreibung beginnt charakteristischerweise mit den folgenden Sätzen:

„Ob das, was ich schreibe wahr ist, weiß ich nicht. Das aber kann ich versichern, daß ich es für wahr hielt. Der ein Land nur flüchtig durchstreifende Reisende sieht von den tausenden ihm aufstoßenden Dingen nur einige. Wenn er aus dem von ihm Beobachteten Schlüsse ziehen will, so wird er auch bei der größten Vorsicht sich selten vor dem Schicksal jenes Engländers erwehren können, der in Calais entdeckte, daß alle Französinnen rothhaarig, dick und schmutzig seien, weil das ihm bedienende Mädchen zufällig so aussah. Andererseits aber soll und darf der Tourist nicht fremde Wahrnehmungen in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen. Nur die von ihm beobachteten Dinge soll er zeichnen, weil sonst sein Werk keine Reisebeschreibung sein würde.“

Über den Verlauf der Reise nach Tiflis geben das Tagebuchfragment und Briefe an die Mutter Auskunft, die nachstehend im Auszug wiedergegeben sind.

#### Tagebuchfragment:

„Ich saß also eines Abends auf der Anhalter Eisenbahn und rauchte in stiller Behmut die letzte Havannazigarre. Sollte ich doch für Monate auf diesen unschuldigen Genuß verzichten. Die Schaffner waren nicht höflicher geworden, seit ich das letztemal gefahren, wie sehr auch inzwischen der Aktienkurs gefallen war. Ich stieg in Dresden um, verzollte in Bodenbach 6 Flaschen kölnisches Wasser und einige Pfund Schokolade, die der Zollbeamte mit großer Geschicklichkeit unter meinem Gepäck auffand, und befand mich 36 Stunden später in Bazias unterhalb Belgrad auf dem Donaudampfer im Lande der stolzen Magyaren, den Trägern der Zivilisation im Osten. Da die Zivilisation magyarisches Monopol ist, so ist es natürlich, daß deren Träger sich nur mit Verachtung über die dummen Deutschen auslassen, die sich irrthümlich auch für gebildet halten. Obgleich ich auf der Schule und auch später noch manches habe lernen müssen, so bin ich doch nie eigentlich das gewesen, was man in Berlin gebildet nennt. Ich habe mich niemals für Parlowa begeistern können, und unser Corps de ballet hat mich immer kalt gelassen. Desto mehr war ich erstaunt, daß mehrere der stolzen Magyaren mich ihrer Unterhaltung würdigten. Indessen ließ ich mir als Berliner nichts merken und hatte die Genugthuung, so-

gleich einen landwirtschaftlichen Kursus durchmachen zu können. Fern von der Verbildung der westlichen Hälfte Europas bauten meine Reisegefährten, unbekümmert um jede westeuropäische Fruchtfolge, Mais, Weizen, Hafer und fingen dann wieder von vorne an. Und sie standen sich dabei wohl. Die Schulden ihres Landes wurden von den Leuten bezahlt, die auf dem anderen Ufer der Leitha wohnen; vor Bezahlung ihrer Privatschulden sicherte sie die nationale Einrichtung der ungarischen Justiz; wer ihre Abgaben bezahlte, war ihnen gleichgültig; ein konstitutionelles Regiment hatten sie; neue Staatsanleihen standen in Aussicht; vor Napoleon brauchten sie sich nicht zu fürchten. Warum sollte man da nicht Ungar sein wollen?

„In Bazias sah ich auch mein Gepäck wieder. Noch war es unbeschädigt, auch in das Schiff kam es noch glücklich, und fröhlich schwammen wir die stolze Donau hinab. Kurz unterhalb Bazias verbreitert sich die Donau in ähnlicher Weise wie der Rhein bei Geisenheim und Rudesheim; demnächst steigen die Berge, die bisher in sanfter Anhebung etwa um 500 Fuß den Wasserpiegel überragten, höher an, sie werden steiler, rücken näher zusammen, und in dies engere Bett, welches durch zwei altertümliche sich gegenüberstehende Burgen scharf abgegrenzt wird, stürzt sich der Fluß in rascher Strömung ähnlich wie der Rhein bei Bingen, nur ungleich großartiger. Zum erstenmal sieht man, namentlich auf serbischer Seite, wieder Wald. Der Magyar liebt ihn natürlich nicht, denn der Wald ist bekanntlich ein Zeichen mangelhafter Bodenkultur und reaktionärer Verhältnisse. Wenn Kiehl und seine Nachfolger in der Sozialphilosophie den Wald und die rohen Waldbewohner schützen wollen, so sind dies nur reaktionäre Velleitäten. In ein Land mit liberalen Institutionen paßt bekanntlich kein Wald. Mir aber gefiel der Wald: denn ich bin kein Magyar, sondern ein, ja was denn? — Angehöriger des Norddeutschen Bundes. Ich bin kein Staatsangehöriger, denn er ist kein Staat; kein Untertan, denn ich habe nur einen Bundeskanzler; kein Bürger — ich kann mich also nur als norddeutscher Bundesmann bezeichnen, ein Mensch aus dem Lande, wo man gegenwärtig gut tut, wenn man mehr Gewicht auf Naturschönheiten wie auf politische Bildung legt. Kurz, der Wald war schön, es war Eichenwald, bald trat er auch auf der siebenbürgischen Seite auf. Inmitten floß der breite,

prächtiger Strom und auf ihm der stolze, bequem eingerichtete Dampfer, eines der wenigen guten Kommunikationsmittel, die den Orient mit dem Okzident verbinden. Es war eine wundervolle Fahrt. Leider blieb es nicht lange so. Der Wasserstand der Donau war niedrig. Die Felsen im Flußbett ließen es nicht zu, daß der große Dampfer hindurchging, Passagiere und Gepäck wurden umgeladen. Ach, die umladenden Menschen waren nicht so liebenswürdig wie die Gegend. Ich hatte einen Koffer. Herr Ackermann in der Königstraße hatte mich versichert, er sei das Nonplusultra aller Vollkommenheit und Solidität. Dem Orient war er nicht gewachsen. Mit großer Sorgfalt bestreben sich die Arbeiter beim Umladen des Gepäcks nicht die obersten Stücke der Reihe nach hinwegzunehmen. Um sich im Revolutionieren zu üben, zogen sie, wenn irgend möglich, immer die untersten zuerst hervor, und das konnten weder die Ackermannschen Riemen noch Schnallen vertragen. Das für den Osten vorgeschriebene Gepäckbeförderungsmittel ist eben nur die hantellose, zum Anfassen ungeeignete Holzkiste oder der unförmlich große, aber wenig gewichtige Teppich, in welchen man alles andere hineinschnallt.

„Indessen, was überwindet man nicht auf Reisen: mein Koffer verschwand in seinem neuen Aufbewahrungsort, und die vorher auf dem großen Dampfer bequem situierte Reisegesellschaft fand sich auf dem kleineren Schiffchen auch zurecht. Unter wiederholtem Umsteigen kamen wir nach zwölfstündiger Fahrt endlich in die Gegend von Orfowa in die Nähe des berühmten eisernen Tores. Die Nacht war herein gebrochen und zugleich ein schwarzes Gewitter heraufgezogen, als plötzlich der Befehl kam, daß man männiglich das Schiff zu verlassen und sich auf etwa 100 Stück auf dem Lande aufgestellter Wagen zu begeben habe, mit denen man längs der Donau die Stromschnellen umfahren wolle. Folgsam stiegen wir ein, und nun begann eine anderthalbstündige Fahrt, der wenig an die Seite zu stellen ist. Sämtliche Wagen, unter denen man sich nicht etwa Viktoriachaisen, sondern federnlose Planwagen zu denken hat, folgten in langer Reihe, die Pferde gingen scharfen Galopp auf dem holprigen Damm längs der Donau. Plötzlich brach das Gewitter los. Die Blitze erhellten auf Augenblicke den neben uns fließenden Strom und die vor uns galoppierenden Pferde, um gleich darauf dem

geblendeten Auge die Dunkelheit um so ärger erscheinen zu lassen. Der Regen strömte in solchen Güssen, daß er durch ein achtfach zusammengelegtes Plaid hindurchdrang — ich Unglücklicher saß neben dem Kutscher. — Die Koffenlenker brüllten, die Damen im Planwagen seufzten und sorgten sich um ihr Gepäck; ach, und die Herren vermochten nicht zu trösten, weil das Stoßen der Wagen auf dem holprigen Damm jede sanfte Annäherung zu einer Unmöglichkeit machte und jedes tröstende Wort sofort in einen heftigen Fluch verwandelte. Indessen erreicht alles sein Ende. Fahrt und Gewitter hörten zugleich auf, und wir kamen gegen 11 Uhr abends auf das hier uns von Galatz die Donau herauf entgegengekommene Floßboot, wo wir bequeme Kabinen und gute Verpflegung fanden. Ja, wir fanden sogar einen wallachischen Offizier, der uns schweigend musterte, ob wir nicht etwa heimlich zu den bulgarischen Insurgenten gehen wollten. Der Mann sah gut und martialisch aus und erinnerte durchaus nicht an den heimatischen Schutzmann. Die Damen, welche, wie natürlich, auf der Fahrt die verschiedensten Gepäckstücke verloren hatten, saßen denn auch sämtlich Vertrauen zu ihm und requirierten zur Auffindung ihres Gepäcks seine militärische Hilfe, die auch bereitwillig zugesagt wurde. Leider stand der gemeine Mann der rumänischen Armee in seinem Äußeren seinem Vorgesetzten bei weitem nach. Leinwandrock und Leinwandhosen sind keine genügenden Uniformstücke, und das preußische Exerzierreglement, das man — nach den Gewehrgriffen zu urteilen — einzuführen im Begriffe ist, hilft diesen Übelständen nicht ab. Indessen war es doch wenigstens Militär, und nach der Art, wie sie die Honneurs vor ihren Vorgesetzten machten, schienen sie auch nicht undiszipliniert zu sein. Da das Vorhandensein einer guten Armee eine Lebensfrage, nicht sowohl für Rumänien, als namentlich für den Fürsten Rumäniens ist, oder wenigstens bald werden wird —“ (Schluß fehlt).

An die Mutter, Tiflis, 9. Oktober 1868.

„Gestern bin ich glücklich in Tiflis einpassiert, nachdem ich mehrere Tage vergeblich in Poti und Kutais auf Werner gewartet habe, welcher sich noch im Kaukasus aufhält, um Kupferbergwerke und Linie zu be-

sehen. Da er morgen oder doch Mitte nächster Woche hierher kommen wird, so werdet Ihr jedenfalls vor Eintreffen dieses Briefes von ihm gehört haben. Ich kann nichts über ihn berichten, als daß er nach einer gestern eingetroffenen Depesche vollständig wohl ist. Mir selbst geht es recht gut. Von Konstantinopel hatte ich eine telegraphische Depesche nach Berlin gegeben, die zur Veranlassung hatte, daß Himly am 25. September mittags dort eintraf. Nach Beendigung meiner Geschäfte, die in Besuchen, Konferenzen, Diners und mehreren Landpartien mit unserem Geschäftsträger und seinen Diplomätschen bestanden, reiste ich am Sonnabend, 26., mit Himly nach Poti. Wie ich in Konstantinopel, einem paradiesisch schön gelegenen Ort, von dem schönsten Wetter begünstigt worden war, so war es auch weiter auf meiner Fahrt auf dem Schwarzen Meer, die bis zum 1. Oktober dauerte.

In Poti traf ich Herrn Hölzer, einen von Werners Ingenieuren, nebst seinem Adjunkten Herrn Frischen aus Berlin. Da man Werner für den 6. Oktober in Orpiri, einem etwa 10 Meilen aufwärts gelegenen Ort, erwartete, so blieb ich bis zum 4. Oktober in Poti, fuhr an diesem Tag per Dampfschiff, zugleich mit etwa 300 Rekruten, schön und kräftig aussehende Menschen, aber schlecht bekleidet, nach diesem Ort, fand daselbst Herrn v. Granšewskij und hörte, daß Werner erst am 8. Oktober kommen könne. Da entschloß ich mich, vorauszureisen, weil dieser Ort, ein Dorf in elender Sumpfsgegend, natürlich mit französischem Hotel ohne Bequemlichkeiten, aber mit hohen Rechnungen, zu langweilig war, fuhr am 5. Oktober nach Kutais, von wo die Post am 7. Oktober nach Tiflis abging. Hier bin ich denn nach etwa 40stündiger Fahrt auf hartem Sitz mit Himly eingetroffen, wohne in Siemens' Hause, einem recht freundlich eingerichteten Ding, und schreibe einen Brief an Ottos Schreibtisch.

„Tiflis ist eine große, zum Teil vollständig europäisch eingerichtete Stadt von 72 000 Einwohnern, am Kur, einem zwar nur wenig schiffbaren, aber doch schon ganz bedeutenden Fluß. Das Thal ist breit, so daß man die gegenüberliegenden Berge von etwa 800 bis 1000 Fuß Höhe (über dem Fluß) schon in etwas bläulichem Scheine sieht. Das Leben scheint recht angenehm zu sein. Die deutsche Kolonie ist nicht unbedeutend. Wenigstens traf ich gestern abend bei Herrn Volten, dessen

junge und sehr hübsche Frau uns bis zu Werners Ankunft in Verpflegung genommen hat, mehrere recht angenehme, feine Leute. Der Name Siemens scheint hier einen guten Klang zu haben, freilich mit einem Beigeschmack à la Rothschild, einem Beigeschmack, der mir bei den Hotelrechnungen manchmal recht unangenehm war. Die Hotelwirtin in Kutais sagte mir, es seien sehr angenehme Leute, „des gens qui font leur commerce, mais qui savent vivre et qui font vivre les autres“. Auf meinen Koffern stand der Name mit großen Lettern, ich hatte dafür das Vergnügen zu hören: Vous demandez naturelle-ment de très bonnes chambres.

„Alle Hotelwirte sind natürlich Franzosen. Der Deutsche ist Handwerker, wie mir scheint; der Russe Arbeitsmann oder Beamter. Das andere sind georgische Fürsten und deren Bediente, Leute mit einer Unmasse Waffen im Gürtel, aber, wie mir scheint, mit sehr wenig Mut in der Brust. Wenigstens habe ich einige sehr sonderbare Dinge gesehen, und es ist mir jetzt sehr erklärlich, daß König Mithridates im Altertum in einem Jahr sich hier und in Kleinasien ein Königreich von etwa 20 000 Quadratmeilen erobern konnte, nachdem die Römer ihn aus seinem eigenen Lande vertrieben und seine Armee vernichtet hatten.

„Meine Reisebeschreibung ist angefangen, geht aber nicht recht vorwärts. Ich habe mich zu schnell durch die widersprechendsten Gegenden bewegt, um überhaupt viel Eindrücke gehabt zu haben. Auf dem Schiffe habe ich einiges geschrieben. Man sieht so viel, daß man konfus wird. Die Gegend, die man sieht, ist bald Gebirge, bald Ebene; die Menschen sind bald Gesandte und Prinzen, Gouverneure u. dgl., bald betrügerische Beamte und Trinkgeld verlangende Tagelöhner; das Vieh bald Kamele und Büffel, bald friedliche Ochsen und Pferde, furchtsame Hunde und mutige Moskitos oder Flöhe. Man muß erst ruhig werden und alles in seinem Schädel in Ordnung bringen, damit das deutsche Gemüt die verschiedenen Karitäten in ihre verschiedenen Schubladen methodisch verteilen und in Kapitel bringen kann, ehe man schreibt. Auch lügen die Menschen, welche einem etwas erzählen, teils aus Unkenntnis, teils aus orientalischem Phantasiereichtum so furchtbar, daß man sich wahrscheinlich furchtbar blamieren würde, wenn man Gehörtes wieder

berichten wollte. Ob wohl das Wort „sich orientieren“ vom Orient herkommt?

„Hier werde ich wahrscheinlich vier Wochen bleiben. Dann geht es weiter zu Wagen bis an die persische Grenze, so daß die Reitpartie viel kürzer ist, als ich anfänglich annahm.“

An die Mutter, Tiflis, 21. Oktober 1868.

„Morgen werde ich nach Persien fahren. Ich habe dazu einen eigenen Wagen, sowie einen Reisebegleiter, dem ich monatlich 200 Taler Gehalt gebe, und Empfehlungsbriefe die schwere Menge. Die russische und die persische Regierung haben mir so viel Briefe gegeben, daß ich einen Papierhandel damit anlegen könnte. Das Wetter ist günstig. An Bequemlichkeiten: Bett, Zelt usw. fehlt es nicht. Der König von Preußen könnte nicht bequemer und besser fahren.

„Wenn die Geschäfte gut gehen, kann ich mir keine angenehmere und lehrreichere Reise denken wie diese. Die einzige Unbequemlichkeit ist die Sprache. Hier spricht natürlich alles französisch und deutsch. Auf dem Lande aber gehen russisch, grusinisch, türkisch usw. bunt durcheinander. Man muß also die notwendigen Worte von einem halben Duzend Sprachen lernen und vergißt natürlich die eine über der anderen. Inzwischen sind die Pantomimen überall die gleichen, und da man als Europäer hier herrschende Klasse ist und gegen jedermann grob sein darf, so hilft das bedeutend zum Verständnis.

„Da ich Dir keine Reisebeschreibung schreibe, so will ich Dir wenigstens einen kleinen Anhalt über das geben, was ich gesehen habe, indem ich einige Photographien beifüge.“

Aus den Besprechungen, die Georg Siemens mit Werner in Tiflis hatte, ergab sich für Georg die doppelte Aufgabe: erstens als Generalbevollmächtigter der Siemensfirmen den Bau des Telegraphen in der persischen Sektion zu überwachen und nötigenfalls mit Anordnungen und Abmachungen einzugreifen; zweitens in Teheran für die Indo-Europäische Telegraphen-Gesellschaft die notwendigen Änderungen und Ergänzungen der persischen Konzession zu erlangen.

Um ihn für die erstgenannte Aufgabe zu legitimieren, stellte ihm Werner das folgende Beglaubigungsschreiben aus:

Offenes Beglaubigungsschreiben für Herrn Assessor Georg Siemens aus Berlin.

Assessor G. Siemens geht als Generalbevollmächtigter der Geschäfte Siemens & Halske in Berlin, Siemens Brothers in London und Gebrüder Siemens in Tiflis nach Persien, resp. Teheran.

Er ist mit den nötigen gesetzlichen Vollmachten versehen, um überall mit unbeschränkter Nachvollkommenheit im Namen der genannten Firmen handeln und verfügen zu können.

Alle Beamten der genannten Firmen, welche sich behufs Anlage der Indo-Europäischen Telegraphenlinie in Persien befinden, werden hierdurch aufgefordert, Herrn Assessor Siemens als unsern Generalbevollmächtigten anzuerkennen, ihm alle verlangte Auskunft über ihre Tätigkeit und Handlungen zu geben, ihm auf Verlangen Rechnung zu legen und seinen Anforderungen Folge zu leisten. Herr Assessor Siemens ist durch seine Generalvollmacht berechtigt, Verträge mit rechtsverbindlicher Kraft für die genannten Firmen abzuschließen, Beamte zu engagieren oder zu entlassen, Verträge, welche von Beamten der genannten Firmen abgeschlossen sind, zu genehmigen, zu annullieren oder durch andere zu ersetzen.

Derselbe hat auf Grund seiner Generalvollmacht das Recht, Gelder im Namen der Firmen zu erheben, Schuldschreibungen auszustellen, Wechsel auszustellen oder zu akzeptieren, und ersuchen wir hierdurch unsere Geschäftsfreunde, ihm vollen Kredit zu gewähren, unter dem Versprechen der pünktlichen Erfüllung der von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten.

Tiflis, 6. Oktober 1868.

gez. Siemens & Halske, Berlin; Siemens Brothers in London;  
Gebrüder Siemens, Tiflis; Dr. E. W. Siemens.

Außerdem wurde zwischen Werner und Georg Siemens für den letzteren eine Instruktion formuliert, deren erster Teil sich auf den Bau bezog, deren zweiter Teil die Erweiterung der Konzession betraf. Die Instruktion hatte folgenden Wortlaut:

1. Mit dem Hause J. & Co. (Expeditionsfirma) den mit Hölzer abgeschlossenen Vertrag zu besprechen und, wenn möglich, die ungünstigen und zweifelhaften Punkte durch bessere zu ersetzen. Namentlich müssen wir Garantie haben, daß die Leute J. & Co. die Transporte nicht hinziehen, um 2 Kopelen mehr zu erhalten, und daß sie tätig sind und ökonomisch wirtschaften. Unseren Angestellten ist die volle Kontrolle zu geben.

2. Mit Hölzer die Baudispositionen und die Zeiten für Transport und Bau zu besprechen und ihm Anweisung zu geben, wie mit dem dritten (per-

fischen) Draht und der Remonte der alten persischen Linie zu verfahren. Es ist in Teheran zu ermitteln, ob und welche schriftliche oder mündliche Besprechungen Walter wegen der Remonte der alten persischen Linie gegeben hat.

Bei der persischen Regierung ist zu erzielen:

1. Abkauf der englischen Abgabe (von der Linie Teheran—Buschir) für 12—15000 Tomans vom 1. Januar 1870 ab, im Notfalle schon vom 1. Januar 1869 ab;

2. Überlassung der 5 Franken für Djulfa—Teheran an die Gesellschaft, womöglich schon vom 1. Januar 1869 ab, wogegen wir dann den persischen Draht remontieren und sobald als möglich neu anlegen (an unsern Stangen). Dies wird sich vielleicht am besten einleiten durch einen Bericht Hölkers, daß sich nur mit großer Mühe und Kunst der alte persische Draht instand halten und die Neuanlagen so forcieren ließen, daß die Verbindung Djulfa—Teheran nicht unterbrochen wird;

KonzeSSION Schiras—Bender Abbas, wenn möglich ohne Lasten und Abgaben, wenn nötig Gratis-Bau eines zweiten Drahtes für Gebrauch der Perser;

4. Goldsmid\*) ist vermutlich für die Unterstützung unserer Anträge zu gewinnen, wenn er nach Teheran kommt.“

Mit diesen Vollmachten und Instruktionen versehen, verließ Georg gegen Ende Oktober Tiflis. Das nächste Reiseziel war Täbriz, wo er mit Ernst Hölker, dem Bauleiter der persischen Sektion, zusammentreffen sollte, und wo seine sich auf den Bau beziehenden Aufgaben, Nachprüfung und eventuelle Abänderung der Transportkontrakte, Regelung der Baubispositionen usw. zu erledigen war.

Am 3. Oktober kam Georg in Täbriz an, nach einer zehntägigen Reise, die er in der warmen Herbstsonne teils zu Wagen, teils zu Pferd zurückgelegt hatte. Seine Haut war dabei so braun geworden „wie Schahers\*\*) Farbe während der Heuernte“. Über den Empfang, den er an der persischen Grenze fand, berichtete er:

„Ich hatte mich an den Konsul in Tiflis gewendet, um mir Postpferde zu sichern. Der hatte dann irgend eine diplomatische Order erlassen, und so wurde ich bei meinem Überschreiten der persischen Grenze in Djulfa von dem à peu près Landrat jener Gegend an der Spitze von

\*) Chef der englischen Verwaltung des Telegraphen Teheran—Buschir.

\*\*) Gutsinspektor in Ahlsdorf.

etwa 30 Reitern feierlich eingeholt. Der Perser lud mich zum Kaffee, bedauerte sehr, daß ich nicht zur Nacht bleiben wollte, und begleitete mich mit den Reitern noch eine halbe Wegstunde. In noch feierlicherer Weise wurde ich am folgenden Tage von dem Vetter des Königs der Perser, dem Gouverneur eines kleinen Städtchens in jener Gegend, empfangen. Etwa 100 Reiter wurden mir auf eine Stunde entgegen geschickt, Reden wurden beiderseitig gehalten, am Eingang des Städtchens war die Einwohnerschaft, bestehend aus 200 dreifigen Bürgern, aufmarschiert; entgegenkamen mir 20 Bediente Sr. Kgl. Hoheit, die mit Stäben vor mir hergingen und Platz machten, während die Reiter hinter mir herritten. Kurz, es war ein fürchterlicher Spektakel, der denn natürlich damit endigte, daß sämtliche Kerle Trinkgelder verlangten, und der Großfürst W. sich von mir eine Flasche Wein ausbitten ließ. Erstere gewährte ich, während ich die Flasche Wein rundweg abschlug. Natürlich habe ich auf dem ganzen Wege hierher berittene Begleitung gehabt, die ich mir aber hier vom Halse zu schaffen gedenke, weil der Scherz trotz aller Sparsamkeit doch viel zu teuer zu stehen kommt. Übrigens braucht Ihr nicht zu glauben, daß mir die Sache besonderen Spaß gemacht hat, bei den damit verbundenen Geldunkosten war mir dieselbe unangenehm genug. Auch macht man nicht gern viel Komplimente, wenn man bereits acht Meilen geritten ist und noch 6—8 Meilen zu reiten hat, namentlich wenn die Tage bereits so kurz sind, wie das jetzt der Fall ist. Indessen ging es nicht zu vermeiden.

Was die Gegend anbetrifft, so ist der Charakter wirklich merkwürdig. Hohe Berge, mit ewigem Schnee bedeckt, und doch auf dem ganzen Gebirge kein einziger Baum. Von Wald keine Spur. Nur einzelne Gärten existieren. Die Perser haben das Ideal Werners erreicht, daß man die Flüsse und Bäche nur dazu brauchen müsse, um Kanäle zu füllen. Kein natürliches Flußbett hat Wasser. Man leitet dasselbe in Kanäle und beriefelt damit das Land, aus welchem man Acker machen will. Außer der Umgebung dieser Kanäle ist keine Spur von Vegetation. In der Nähe derselben aber legt man Gärten und Acker an. Der einzige Baum in diesen Gärten ist die Pappel — die italienische —, die zugleich Bau-, Nutz- und Brennholz liefert. Regen fällt nur selten, und man hat daher

die eigentümliche Erscheinung, daß man mitten im fürchterlichsten Staube durch eine ganz frische Vegetation fahren kann.

In der Kunst der Wasserleitungsanlage kann der beste deutsche Wiesenberieselungs-Ingenieur von dem einfachsten persischen Bauer gar Vieles lernen. In der Kunst der Holzverwüstung aber haben sie es auch weiter gebracht wie der kühnste Güterauszschlächter."

Gegenüber Ernst Hölzer, für den Georgs Mission ein empfindliches Mißtrauensvotum bedeutete, hatte Georg eine schwierige Aufgabe, deren er sich jedoch mit großem Takt entledigte. Herr Hölzer selbst hat eine Aufzeichnung über sein Zusammentreffen mit Georg Siemens zur Verfügung gestellt, der wir folgendes entnehmen:

„Es war im Jahre 1868, als ich mit Herrn Georg Siemens zuerst in der Stadt Täbris (Nordwest-Persien) zusammentraf; es war leider zuerst kein erfreuliches Zusammentreffen weder für mich noch für ihn, denn er sollte meine dortige, nach Berliner Ansicht allzu energische und willkürliche Tätigkeit bei der Indo-Europäischen Telegraphenlinie in Nordpersien näher kontrollieren und beaufsichtigen; er erschien also eine Art Aufsichtsrat mit dem Titel Oberbevollmächtigter, ohne daß man mich zuvor davon benachrichtigt hatte; er kam also sozusagen, um mich zu überrumpeln. Ich selbst hatte soeben eine sehr anstrengende Tour an der ganzen Südküste des Kaspiischen Meeres beendet und glücklich alle von den Persern und Russen in den Weg gelegten Schwierigkeiten gegen den Transport von Liniebaumaterial in bester Art beigelegt; ich freute mich herzlich über den Erfolg. Kam aber sehr ermüdet in Täbris an und fand das offizielle Schreiben aus Berlin vor, welches Herr Siemens selbst überbracht hatte.

„Natürlicherweise großes Erstaunen und Entrüstung meinerseits; ich schickte Herrn Siemens noch selbigen Tages mein Abdankungsschreiben und bat ihn, meine Stellung zu übernehmen, da mein Kontrakt gebrochen sei.

„Bald darauf erschien Herr Siemens mit einem meiner dortigen Bekannten und nach der Vorstellung rief er aus: „Sie haben mich da in eine schöne Stellung gebracht, dazu bin ich ja gar nicht befähigt und dazu nicht hierher geschickt, man hat mir nur nebenbei aufgetragen, nähere

Erklärung über Ihr Schalten und Walten zu erfahren, weil man die außergewöhnlichen Umstände von Berlin aus nicht klar übersehen konnte; Sie haben manches geändert, ohne dies näher begründet zu haben.' (Ich hatte dazu keine Zeit gehabt und die Erklärung versprochen später abzugeben.) Sein gerades, offenes Wesen und die sofortige Richtigstellung seiner und meiner Vollmacht beredete mich auch bald, meine Arbeit weiter fortzuführen, und wir wurden gute Freunde vom selbigen Tage. Diese Sache hätte ganz anders und sicherlich zum großen Nachteil des ganzen Unternehmens ausfallen können, wenn ein anderer an Herrn Siemens' Stelle gekommen wäre.

„Ich fand, daß er sich schon gut informiert und mit gutem Takt sich auch bei andern einflußreichen Leuten eingeführt hatte.“

Das gute Einvernehmen mit Hölzer, das Georg, allen in der Sache liegenden Schwierigkeiten zum Trotz, beim ersten Zusammentreffen herzustellen mußte, blieb auch in der Folgezeit bestehen. Georg lernte die guten Seiten Hölzers schätzen und trat gegenüber Berlin und London nachdrücklich für ihn ein.

Gegen Hölzer schrieben die ihm unterstellten Beamten Privatbriefe an Werner und an Wilhelm Siemens. Wilhelm schrieb am 18. Januar 1868 an Georg: „Unter unsern Leuten ist eine arge Wirttschaft. Ich habe Privatbriefe gelesen, wonach die Ankläger übertreibende Parteigänger, E. Hölzer ein schwach befähigter, aber ehrlicher Mensch ist.“

Werner äußert sich in einem Briefe vom 21. Januar 1869 an Georg:

„Mit E. Hölzer scheint es ja sehr schlecht zu gehen. Der Mann ist eitel, hat das Kommandofieber, es fehlt ihm Übersicht und organisierender Sinn und er versteht seine Leute nicht richtig anzuspornen und zu behandeln. Mit so zentrifugalen Kräften, wie sie dort jetzt obwalten, läßt sich nichts schaffen. Wie die Sache eigentlich technisch steht, erfahren wir gar nicht von Hölzer. Die vorgeschriebenen Berichte sind auf dem Papier geblieben. Er schreibt uns Redensarten, keine Fakta, nicht eine einzige Zahl, und doch hängt die ganze Rentabilität des Baues von den in Persien wirklich bezahlten Transport- und Baukosten ab.

Wir telegraphierten Dir daher: „Nimm selbst die Oberleitung des Baues in die Hand.“ Hölzer wird sich schon fügen. Andernfalls wirst Du mit G.'s und der russischen Telegraphisten Hilfe die Sache schon zustande bringen, auch ohne Hölzer.“

Trotz dieser Instruktionen dachte jedoch Georg nicht daran, sich von Hölzer, zu dem er nach der Prüfung der Verhältnisse Vertrauen gefaßt hatte, zu trennen.

Er schrieb am 11. Februar 1869 von Teheran aus an Siemens Brothers in London: „Zwischen den Beamten herrscht jetzt ein besseres Verhältnis; sie haben sich jetzt an persische Luft und Zustände gewöhnt und versöhnen sich dadurch auch mit Hölzer, der viele gute Seiten hat. Unter all den Europäern und Persern finden Sie keinen von Hölzers Tüchtigkeit. Es ist leicht kritisieren, wenn man europäischen Maßstab an persische Verhältnisse anlegt. Aber es ist eine ungerechte Kritik. Dabei bleibe ich.“

Ein weiterer Brief Georgs vom 9. März 1869 zeigt, daß in Berlin und London ein Umschwung zugunsten Hölzers eingetreten war:

„Daß Sie mit Hölzer zufrieden sind, ist mir lieb. Ich halte ihn trotz aller Redereien von Leuten, die aus ihrer europäischen Routine nicht herauskönnen, und trotz aller geschäftlichen Fehler für sehr tüchtig, bei weitem tüchtiger als alle seine Angreifer, die noch mehr Dummheiten gemacht hätten, wenn sie sich selbst überlassen geblieben wären. Als die Hausbesitzer in Teheran trotz unserer Konzession sich weigerten, Pfosten auf ihren Dächern zu dulden, war er es allein, der die Fortsetzung der Linie durch seine Bemühungen ermöglichte.“

Über die Hauptschwierigkeit, die sich der Aufstellung und Durchführung geordneter Dispositionen für den Bau entgegenstellte, berichtet Georg am 28. November 1868 an Werner:

„Persien ist kein Land wie Europa oder auch nur die Türkei. Die Befehle des Schahs stehen auf dem Papier. Von den Gouverneuren befolgt sie nur der, welcher dafür von dem Betreffenden Geld erhält. Die Macht des Schahs wird im wesentlichen nur durch die Gesandten aufrechterhalten. Welche Schwierigkeiten das beim Bau macht, kannst Du dir denken.“

Georgs Auftreten fand durchaus Werners Beifall. Dieser schrieb am 23. November an Karl Siemens: „Ich bin sehr zufrieden, daß ich Georg Generalvollmacht für Persien gegeben habe. Er hat bereits in Täbriz sehr nützlich gewirkt. Er ist klug und taktvoll. Er hat in Teheran eine schwierige Aufgabe.“

Nach Erledigung der notwendigsten Dispositionen für Transport und Bau setzte Georg seine Reise nach Teheran fort. Ernst Hölzer begleitete ihn bis Kaswin, wo das Hauptquartier für den Linienbau aufgestellt war.

### Teheran.

Ghe wir zu der Darstellung übergehen, wie Georg Siemens die ihm für Teheran übertragene äußerst schwierige Aufgabe löste, lassen wir seine persönlichen Briefe privaten Inhalts, die seine Eindrücke von Land und Leuten wiedergeben, folgen. Diese Briefe sind ein gutes Material zur Beurteilung der Verhältnisse, unter denen Georg zu arbeiten hatte.

An den Vater, Teheran, 26. November 68.

„Ich sitze hier ganz vergnügt mang die Perjer, Leute, die ungeheuer viel Zeit haben und noch mehr Lust besitzen, Geld zu verdienen. Das Klima ist angenehm. Auf der Reise hat mich die Novembersonne so verbrannt, daß ich ganz braun bin und mir wie bei uns im heißen Sommer die Haut vom Gesicht absprang. Regen habe ich noch nicht gesehen, seit ich Tiflis verlassen, und heute ist der erste Tag, wo Wolken den ewig blauen Himmel umzogen haben. Die Wärme ist so groß, daß ich während des ganzen Rittes (ich brach nie nach 6 Uhr morgens auf und bin häufig in die Nacht hinein geritten) ohne Überzieher ritt, bloß einen persischen Shawl um den Leib gebunden. Heute erst wurde es etwas frisch, und ich habe mir deshalb in meinem Kamin Feuer machen lassen, nachdem ich durch meinen Diener mir 6 Pfund Holz für 4 Sgr. habe kaufen lassen. Von den Preisen hat man keine Idee bei uns. Europäische Bequemlichkeiten sind kaum zu bezahlen. Ein Wasserglas 2 bis 3 Franken, ein Weinglas nicht minder. Nur die Nahrungsmittel sind billig.

„Zum Erstaunen aller meiner Bekannten erstand mein Dolmetscher

kürzlich einen ruinierten alten Mahagonitisch für den horrend billigen Preis von 12 Dukaten. Stühle kosten 3 Dukaten und so im Verhältnis weiter. Ich habe ein eigenes Haus, welches Herr Hölzer gemietet, für 120 Dukaten jährlich. Es besteht aus drei nebeneinanderliegenden Höfen mit Wasserbassins usw., an welche einige kleine Zimmerchen ohne Wände, aber mit lauter Fenstern und Türen angeklebt sind. Natürlich schließen diese Türen und Fenster nicht, aber die Luft ist auch so trocken, daß eine Erkältung, wenn man, wie ich, lauter Wolle trägt, nicht zu befürchten ist. Natürlich habe ich eine große Dienerschaft, im Vorhause 4 von der Regierung angestellte Soldaten, die vor mir das Gewehr präsentieren, wenn ich vorbeigehe; einen Dolmetscher, einen Koch, einen Kammerdiener, einen Hausdiener usw.; aber meine Stiefel puße ich mir selbst, und wenn ich meinen Tee des Morgens vor 8 Uhr trinken möchte, so müßte ich um 6 Uhr aufstehen, alles mit der Hexpeitsche durchprügeln, um 7 Uhr nochmal mit der Peitsche drohen und hätte dann doch noch nichts. Von der Faulheit und der passiven Widerstandsfähigkeit dieser Leute hat man keine Idee. Wenn ich von meinem Hausdiener ein Glas Wasser verlange, so bringt er dies nicht, weil es den Kammerdiener angeht, und nur mit Prügeln habe ich es durchgesetzt, daß er wenigstens beim Kammerdiener aus eigenem Antrieb das Wasser bestellt. So geht es natürlich auch mit den Ministern des Königs. Es ist alles eine so ungeheure Betrüger- und Vampyrbande, wie man es nicht für möglich halten wird. Trotz meiner Absicht, das Schlechteste von allen diesen Menschen zu denken, was man nur denken kann, bin ich doch über diese Unmasse von Niederträchtigkeit ganz erstaunt gewesen, und die Erziehung des guten Pastors Bock ist gewiß gut gewesen, wenn ich nicht als Spitzbube wieder nach Hause komme. In solchen Ländern ist das Geschäft natürlich ungemein schwierig, und ich muß Dir daher im voraus sagen, daß keine Hoffnung vorliegt, daß ich unter einem sechsmonatigen Aufenthalt in Teheran fertig werden kann. Die geschäftliche Lage ist nämlich auch an sich selbst ungeheuer schwierig, und Du wirst mir einen großen Gefallen tun, wenn Du eine Verlängerung meines Urlaubs um sechs Monate anbahnst. Der Telegraphendirektor v. Chauvin ist mit dem Minister Leonhardt bekannt und wird — er hat es mir schon mündlich versprochen — gern in dieser Beziehung einige Schritte tun.

„Das Land ist pompös, natürlich ohne jeden Wald; aber denke Dir Teheran etwa 2 Meilen entfernt von 12 000 Fuß hohen Gebirgen (dem Elbrus), im Hintergrund die Schneephyramide des 19 000 Fuß hohen Demavend, der ohne Wolkenumhüllung frei in die Luft hinausragt, während Teheran selbst nur etwa 3000 Fuß über dem Meere liegt, so kannst Du die Großartigkeit des Anblicks wohl nachempfinden.

„Was meine Bekanntschaften anbetrifft, so habe ich bis jetzt nur eine Audienz beim Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und beim König selbst gehabt. Der letztere scheint große Hochachtung vor den Preußen zu haben, denn er fragte mich wiederholt, ob ich auch wirklich ein Preuße sei. Er ist ein lebhafter, hitzig sprechender Mensch, ähnlich in seiner Sprache Friedrich Wilhelm IV., und hat mir ganz gut gefallen. Leider konnte ich meine Uniform, die zu spät in Teheran ankam, nicht anziehen und muß mir das Vergnügen für die Abschiedsaudienz ersparen, die leider noch nicht in Aussicht ist. So schön, wie es ist, so sehr möchte ich doch wieder nach Deutschland. Wer nicht im Orient gewesen ist, weiß gar nicht, wie gut er es zu Hause haben kann. Lernen tut man freilich genug, und ich denke, ich will offene Augen haben und manches sehen, was mir später von Nutzen sein kann.

„Die Europäer sind natürlich sehr gut eingerichtet, da fast nur Gesandtschaftsbeamte hier sind; sie sind gut bezahlt, in angenehmen Stellungen und auch gebildete, feine Menschen. Mit ihnen ist der Umgang äußerst angenehm, so daß man sich nicht langweilt und unheimlich fühlt. Aber das Geschäft mit den Persern kann einem manchmal die Laune verderben.“

An seinen Vater, Teheran, 15. Dezember 1868.

„Es ist langweilig hier, und ich würde mich ziemlich unbehaglich fühlen, wenn ich nicht ungemein viel zu tun und zugleich meine recht schwierigen Verhandlungen zu führen und den Linienbau etwas zu kontrollieren hätte. Meine Wohnung wird immer behaglicher, da ich mich endlich entschlossen, einiges Geld für Teppiche usw. zu spendieren. Ich glaube, meine Stube könnte Euch gefallen, wenn Ihr auf meinem Divan, den ein Sachse, namens Grunert, gemacht hat, abends vor meinem

hellflackernden Kamin säßet und mit mir die „Mugsburger Zeitung“ vom 22. Oktober läset. Dazu habe ich jetzt ein paar recht gute Pferde, weil man zu Orientalen nicht zu Fuß gehen kann, ohne für einen Lumpen zu gelten und seinem Geschäfte zu schaden; und um meinen arabischen Schimmelhengst würde mich mancher Gutsbesitzer beneiden, wenn ich, vor mir zwei Soldaten und zwei Diener zu Fuß, hinter mir ein Diener zu Pferd, durch die Straßen zu irgendeinem spigbübischen Mohammed oder Mustapha reite. Persisch habe ich auch schon etwas gelernt, so daß ich nach vier Wochen hoffentlich keinen Dolmetscher mehr brauchen werde. Denn Dolmetscher erschweren das Geschäft ungemein, weil sie häufig weder den Fragenden noch den Antwortenden verstehen, und ich könnte manches komisches Mißverständnis erzählen, wenn ich mir die Tausende von amüsanten Geschichten nicht für meine mündlichen Erzählungen vorbehalte, wenn ich auf Erfolge zurückblicken kann, die mit schwerer Mühe und manchem Nachdenken gewonnen werden müssen.

„Wenn ich so des Abends die Zeitung lese, wonach in den Alpen Überschwemmung und Kälte herrscht, und hier die Klage höre, daß es seit acht Monaten nicht geregnet hat, mit Ausnahme von gestern, wo einige Strichregen kamen, wenn ich alles so vergleiche, wie verschieden das alles ist und wie doch der Mensch in manchen Dingen sich immer gleich bleibt, so wird mir manchmal ganz seltsam zumute, und es reut mich wirklich nicht, daß ich hierher gegangen bin. Ich glaube, daß die hier zugebrachte Zeit, auch wenn sie für mein eigentliches Berufsgeschäft verloren geht, für mein Leben gewiß nicht verloren ist, denn die Erfahrungen, die ich hier mache, werden mir später, namentlich für politische Karriere, ein gewisses Übergewicht über andere Leute geben, die nicht aus Europa heraus waren, das nicht hoch genug zu schätzen ist. Eines wird Dir vielleicht mißfallen: ich werde in mancher Beziehung viel konservativer zurückkommen, als ich gegangen bin.

Von meiner Idee, ein Buch zu schreiben, bin ich zurückgekommen, ich habe gegenwärtig keine Zeit und mache mir Notizen. Auch gibt es einige ganz vorzügliche Bücher über Persien, deren Lektüre vielleicht die Mutter interessieren wird (Brugsch, Reise der preussischen Gesandtschaft nach Persien, und namentlich: Pollack, Persien, das Land und seine Bewohner), daß es wirklich überflüssig wäre, andere

Sachen als Feuilletonartikel zu schreiben. Feuilletonartikel kommen aber für europäische Verhältnisse zu spät, wenn sie 28 bis 30 Tage (kürzeste Frist) unterwegs sind. Meine Reise steht genau beschrieben im Brugsch, mit dem Unterschied, daß ich das wundervollste Wetter hatte; das Land schildert Bollack, so daß ich in dem Buche studiere, um danach zu lernen, wie man die Leute zu behandeln hat.

„Obertribunal gibt es hier natürlich nicht; auch ist die Kirche nicht vom Staate getrennt, und ich hatte viele Mühe, dem König auseinanderzusetzen, daß ich Richter wäre, ohne Priester zu sein. Unbefoldete Gerichtsassessoren gibt es natürlich in Persien nicht. Das aber war mir angenehm, daß der Mann, der ein sehr intelligentes Gesicht hat, Preußen wenigstens kannte, was bei seinen Ministern nur teilweise der Fall ist, und daß er von den Deutschen und deren Redlichkeit eine gute Meinung hat. Natürlich reite ich sehr auf diesem Pferde und denke, es wird mich auch gut tragen. Glücklicherweise haben wir noch keine diplomatische Vertretung, die uns durch ihre Dummheiten und Nachgiebigkeiten in ein schlechtes Licht bringen könnte; und man denkt, die Preußen sind ein sehr energisches Volk, weil noch kein Berliner Geheimrat hierher gekommen ist und den Leuten im höheren politischen Interesse Diener und Komplimente gemacht hat, wie die Franzosen, die hier eine ganz miserable Rolle spielen. Hier gibt es keine Opportunitätsrücksichten; die Frage ist nur die, ob man persönlichen Mut hat. Letzterer imponiert den Orientalen und namentlich den Persern, die dessen vollständig entbehren, ungemein, und die Folge ist, daß europäisches Eigentum durchaus sicher ist, während für Perser der Begriff Eigentum kaum existiert.

Das gibt dem Leben hier einen frischen Zug, der ungemein anziehend ist und für viele Mängel vollständig entschädigt. Manches wird Dir darüber Dr. Hausknecht mitteilen, der drei Jahre für die geographische Gesellschaft von Weimar, Berlin usw. hierher gereist ist, und der Dich vielleicht besucht, wenn Du ihn in der Geographischen Gesellschaft triffst und von mir grüßen willst. Er ist ein lebenswürdiger und gescheiter Mensch, der Euch das Land gut schildern wird, wenn auch manchmal in etwas zu ungünstigem Licht.“

An den Vater, Teheran, 26. Dezember 1868.

„Ich benutze die Gelegenheit, daß der französische Kurier nach Europa geht, um Euch anzuzeigen, daß meine Gesundheit ganz ausgezeichnet ist trotz der vielen Diners und Bälle, die ich jetzt hier in Frack, weißer Weste, weißer Halsbinde, weißen Handschuhen und Lackstiefeln mitmachen muß. Hier ist es kalt geworden, wenigstens bei Nacht, und wir haben es glücklich so weit gebracht, in einem Eishause, welches kaum größer ist als Dein Ahlsdorfer, unter dem 30. Breitengrade Schlittschuh zu laufen. Sonst habe ich nichts zu vermelden, ausgenommen, daß ich seit vier Wochen keine Nachricht mehr von Euch erhalten habe. Da Ihr nicht mit den Unbequemlichkeiten des Schreibens zu kämpfen habt, die es mir während der Reise ab und zu unmöglich machten, so habe ich etwas Furcht wegen Eurer Gesundheit oder Eurer Laune. Zwar werde ich den Brief, den Ihr in Folge dieses Briefes an mich abschicken könntet, hoffentlich nicht mehr hier erhalten, denn länger als drei Monate möchte ich nicht bleiben. Aber ich kann mich noch nicht in das Bewußtsein finden, in einem Lande zu wohnen, wo es keine Post gibt, wo man hinsichtlich der Briefe auf die Gefälligkeit fremder Leute angewiesen ist. Noch viel weniger werdet Ihr es tun können. Allerdings hat sich hier nach Schulze-Dehlißchen Grundfäden ein Verein Kaufleute zusammengefunden, der alle acht Tage einen Kurier abschickt, aber dieser Kurier reitet nur nach Täbris und ist deshalb für uns unbrauchbar. In Täbris war die Gelegenheit besser. Dort schicken die Kaufleute monatlich einmal einen Kurier nach Trapezunt. Aber die bösen Kurden rauben den armen Mann in den Gebirgen ab und zu mal aus und verbrauchen die europäischen Briefe und Wechsel wahrscheinlich als Fidibus zum Anstecken ihrer Pfeifen. Kurz, bei mir ist nicht gut auf prompte Antwort zu rechnen. Da ich viel Depeschen nach Tiflis und London gebe, so werdet Ihr jedenfalls von meinem Wohlssein und meiner schlechten Laune über diese persischen Kanailen unterrichtet sein, die mir mein Geschäft durch ihre Dummheit und Faulheit blutfauer machen.

„Wenn ich nicht durch den vielen Verkehr — denn mein Geschäft besteht hauptsächlich in Besuche machen, schöne Redensarten anbringen usw. à la commis voyageur, nur daß ich mit Prinzen und Gesandten

handle — immerwährend beschäftigt würde, könnte ich manchmal wütend werden. Dem Onkel des Königs, Ali Kuli Mirza, mit dem Titel: „Säule der Wissenschaften, Stütze des Reiches und der Weisheit“, der Telegraphenminister ist, mußte ich neulich auseinandersetzen, daß Wärme Telegraphendrähte ausdehnt und Kälte dieselben zusammenzieht. Ach! hättest Du gesehen, wie dieser persische Humboldt, der wirklich und mit Recht für den gebildetsten Mann hier gilt, sich dabei benahm, Du hättest Dich trotz allen Argers krank gelacht. Mir aber, der ich ihn überzeugen mußte, um ihm die Unmöglichkeit gewisser Vorschläge auseinanderzusetzen, die uns vieles Geld kosten konnten, mir wurde recht wild zumute. Dabei sind die Perser die feinsten Hofleute, und jede unruhige Bewegung wird sofort als Mangel an Takt ausgelegt. Man muß sich schändlich in acht nehmen. Selbstbeherrschung lernt man hier gründlich. Die einzige Gelegenheit, wo man sich mal ordentlich ausschimpfen kann, sind eben die Briefe, welche man schreibt. Du mußt daher entschuldigen, wenn ich wenig Tatsachen und viel Empfindungen schreibe.“

An den Vater, Teheran, 11. Januar 1869.

„Das Land trägt einen eigentümlichen Charakter, wie Du aus nachfolgendem Spejimen seiner Prosa erschen wirst (Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen Frankreich und Persien vom Jahre 1855): Se. hohe Majestät der Kaiser Napoleon, dessen Erhabenheit gleich der des Planeten Saturn ist, dem die Sonne als Fahne dient, das leuchtende Gestirn der Firmamente der gekrönten Häupter, die Sonne am Himmel des Königtums, die Zierde des Diadems, der Glanz unter den Fahnen und kaiserlichen Abzeichen, der berühmte und freigebige Monarch . . . und Se. Majestät, erhaben wie der Planet Saturn, der Fürst, welchem die Sonne als Fahne dient, dessen Glanz und Gerechtigkeit der des Himmels gleich ist, der glänzende Monarch, dessen Armeen zahlreich sind wie die der Sterne, dessen Größe der Djemschids gleicht, der Erde des Throns und der Krone der Radjaren, der erhabene, der absolute Monarch Persiens usw.

„Wenn ich zu meinem Diener sage: ich gehe aus, so sage ich: Ich will, so Gott erlaubt, meinen Adel spazieren tragen.

„Hier ist es jetzt Winter geworden. Vorgestern hat es eine ganze Stunde geschneit, und ich heize tapfer ein. Steinkohlen kosten pro Pfund 1 Sgr., die Feuer- und Schornsteinanlagen sind mäßig, Türen und Fenster ziemlich ungenügend, da verbrennt man bald für 1 Taler täglich. Ich werde dem Geschäft eine schöne Rechnung machen, trotz aller Sparsamkeit, und ich will nur zufrieden sein, wenn ich einen Erfolg davontrage, wozu ich bis jetzt keine Aussicht habe.

„Daß man hier gut lebt und sich trotz der Entfernung von Europa gut amüsiert, wird Euch anliegender Theaterzettel beweisen. Am 31. Dezember hatten wir Liebhabertheater, welches die Engländer aufmachten, und große Gesellschaft dazu. Am 2. Februar bal costumé, wozu die Kostüme größtenteils aus Tiflis beschafft werden mußten. Meine Uniform wird mir dabei gut zu stehen kommen, sie ist denn doch zu etwas gut.

„Eine Reise nach Tiflis ist hier gar nichts. Die Linie ist z. B. im Bau, und der Ingenieur 18 Meilen von hier. Da fällt es einem plötzlich ein, dieselbe zu besuchen. Die ganze Gesellschaft setzt sich zu Pferde, reitet 18 Meilen Galopp hin (ohne Halt zu machen), bleibt 12 Stunden dort und reitet sofort die 18 Meilen wieder zurück. Eine Reise von Berlin nach Magdeburg kostet dreimal mehr Entschluß als solche Tour. Dies liegt teilweise daran, daß die Häuser und Wohnungen nicht allzu bequem sind, und es ist im Grunde ganz gleich, ob man seinen Teppich in Kaswin oder in Teheran auf den Boden breitet und daselbst sein Bett macht. Ein solches Leben ist gar nicht unangenehm, und das Klima ist so gesund, namentlich die Luft so trocken, daß man sich recht wohl dabei befindet. Dir würde das Klima, glaube ich, sehr gefallen. Namentlich soll das Frühjahr das Schönste sein, was man in der Welt finden kann; so sagen die Europäer hier, und ich glaube, es gibt kein Land in der Welt (Griechenland ausgenommen), wo nicht der eine oder der andere derselben sich aufgehalten hätte.

„Wenn das Geschäft nichts dagegen hat, möchte ich auch — falls nicht geschäftliche Rücksichten in den Weg treten — meine Rückreise über Bombay machen und zugleich dabei die Trace der etwa neu zu bauenden Linie Schiras—Bender Abbas (etwa 100 Meilen) besichtigen. Wenn die Linie auch nicht sofort gebaut werden sollte, so kann man doch nicht wissen, wozu solche Lokalkenntnis gut ist. Persisch kann

ich so ziemlich und ich denke, daß ich in vier Wochen meine Geschäfte ohne Dolmetscher in der Landessprache werde abmachen können. Die Sprache ist nicht häßlich und gefällt mir ganz gut. Unverständlich sind nur die Blumenwendungen, gegen welche der preußische Kanzleistil mit dem allergnädigsten usw. Monarchen ein Kinderspiel ist. Die Anrede an einen Diener: „Du Hase, dessen Vater verbrannt ist, bringe Deinem Sklaven (d. h. mir) ein Glas Wasser“ dürfte in Deutschland schwer verständlich erscheinen.

„Der Monat Ramasan (Fastenmonat), während welchem nicht gearbeitet wird, hat mir im Wege gestanden. Während desselben essen und trinken die Perser von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang keinen Bissen, sondern beten fortwährend. Nach Sonnenuntergang aber fressen sie so viel auf einmal, daß sie sich den Magen verderben. Natürlich arbeiten sie auch nicht. Vielleicht wird mein Geschäft nun, da er morgen aufhört, besser gehen. Inschallah! Die Linie geht hübsch vorwärts, und ich denke, daß ich den Schah bald zu einer Besichtigung derselben einladen kann. Vielleicht hilft mir das.“

An meine Mutter, Teheran, 24. Januar 1869.

„Wenige Tage, nachdem mein letztes Paket abgegangen war, erhielt ich Eure freundlichen Briefe und sage dafür meinen besten Dank. Wenn es auch in Persien recht angenehm ist, so vermißt man doch unter all den verschiedenen Menschen, mit welchen man verkehrt, die Möglichkeit eines freien angenehmen Gedankenaustausches. Jeden Menschen sehe ich mir von dem Gesichtspunkte aus an, ob ich ihn vielleicht brauchen werde, und zerstöre mir damit teilweise selbst meine Freude an der Geselligkeit.

„So schön die Berge in der Umgegend auch sind, so wenig habe ich Freude an dem unbefangenen Naturgenuß, solange mein Geschäft noch nicht beendet ist. Eine meiner letzten Empfindungen dieser Art ist mir gegenwärtig recht oft in die Erinnerung zurückgekommen. Ich stand mit Himly während unserer Schwarzen Meerfahrt auf dem Verdecke unseres Dampfers. Die Nacht war eingebrochen, und der Mond schien hell auf die dunkle See, die durch einen leichten Wind in eine zitternde

Bewegung gebracht wurde. Vor dem Schiffschnabel spielten einige Delfine, die mit einer merkwürdigen Regelmäßigkeit, vor dem Schiffe hergehend, alle zwei Sekunden aus dem Wasser sprangen. Jede dieser Wellenbrechungen wurde durch den Mond beschienen und gab einen selbständigen Lichtreflex. Um Himlh zu beschäftigen, machte ich ihn auf die zauberische Wirkung dieses Bildes aufmerksam; er aber meinte, dieses berührt mich alles wenig, ich weiß, wodurch dieselbe entsteht, die Mondstrahlen fallen in die verschiedenen Winkel ein, und sobald ich die Ursache eines Dinges weiß, macht mir dasselbe kein Vergnügen mehr. Ich versuchte damals vergeblich, ihm die Unsinnigkeit dieser Anschauungen auseinanderzusetzen.

„25. Januar. — Gestern wurde ich unterbrochen, gerade als ich vom Bild zu Saiz und der Wahrheit und lauter schönen Dingen sprechen wollte, die durchaus nicht nach Persien passen. Ich habe inzwischen ein russisches Bad genommen, bis nachts 2 Uhr Billard gespielt und die Sentimentalität abgelegt — kann daher nicht einmal eine Fortsetzung versprechen.

„Dagegen habe ich diese Nacht andere Dinge geträumt: daß Persien ein konstitutioneller Staat geworden wäre, und auf der Berliner Börse eine Anleihe zur Hebung des Landeskultur aufgelegt hätte. Ich las in Gedanken den Prospekt von Bleichröder & Co. und dachte an des Waters Gesicht, als ihm derselbe präsentiert wurde, um auch einige Aktien zu nehmen. Die ganze nationalliberale Partei zeichnete Aktien, um die Freiheit zu befördern. Mir bot man den Direktorposten an, aber ich schlug ihn aus, weil Schaner meinte, daß in diesem Falle die Ziegelei in Ahlsdorf nicht gebaut werden könnte; aber ich war der Ansicht, daß dies wichtiger sei, vielleicht wegen, vielleicht trotz meiner bisherigen persischen Erfahrungen.

„Neulich war hier eine kleine Militärrevolution. Ein Regiment wurde nach Schiras (20 Meilen von hier, wo die Rosen in früheren Jahrhunderten gewachsen sind) versetzt. Natürlich marschierten die Leute nicht wie bei uns, sondern jeder Soldat kriegt Reisegeld und geht für sich alleine, indem er einen, resp. zwei Esel vor sich hertreibt, auf welche er sein Gepäck, resp. sich selbst legt. Ein solcher Esel, nicht viel höher wie ein recht großer Hund, trägt bis 700 Pfund und geht dabei

immer Trab. So gehen die Leute in den Krieg. Was dabei herauskommt, kann man sich denken, wenn man annimmt, daß eine persische Armee mehr Esel wie Menschen zählt. Kurz und gut, die Soldaten sollten marschieren, und man gab einem jeden die ungeheure Summe von 4 Franken Reisegeld, um sich und seinen Esel damit zu beköstigen und sich wegen eines rückständigen neunmonatlichen Soldes zu befriedigen. Unglücklicherweise waren die Leute Türken aus der Täbriser Gegend, wo man noch manchmal mutig ist. Sie sagten nein und wollten nicht gehen. Darauf beschloß man sie und ihre Kasernen mit Kanonen und zwang sie zum Gehorsam. Man hatte viel Glück dabei; wie es hier Sitte ist, hatten die Soldaten keine Waffen und konnten sich nicht verteidigen. Sie erhielten darauf die Bastonade, und ihr Oberst, der das ganze, seinen Soldaten zukommende Geld „geessen“ hatte, verreiste ohne Urlaub auf einige Zeit. Er wird dem Schah von dem gestohlenen Gelde heute über 14 Tage ein Geschenk von 500 Dukaten machen und dafür zum General ernannt werden. Das Leben ist doch schön. Und dabei sind die Perser der Ansicht, daß diese Regierung noch eine vergleichsweise gute ist; sie lieben ihren König, weil jetzt mehr Ehrlichkeit herrscht wie in früheren Jahren; und dabei lügt alles von oben bis unten, Minister und Prinzen belügen sich und mich und den König, ja sogar ihre Diener um die Wette. Was mag Xenophon, der alte Grieche, dazu sagen, welcher in der Chropädie auseinandersetzte, daß den persischen Kindern drei Dinge eingeprägt würden: Liebe zur Wahrheit, Mäßigkeit (jetzt saufen die Kerle Schnaps quartweise, natürlich heimlich) und die Übung der Waffen. Es ist hier noch immer das alte persische Volk, wunderschöne Männer, aber Lügner, Feiglinge unmäßige Hunde usw. So kann eine schlechte Regierung ein Volk im Laufe der Jahrhunderte herunterbringen. Und es ist keine Aussicht, daß Persien jemals wieder in die Höhe kommt, es ist ein rettungslos verlorenes Land, keine europäische Bildung und Tätigkeit kann diesem Lande mehr helfen: alle Versuche zur Hebung müssen an den ungünstigen Bedingungen der Natur und dem Volkscharakter scheitern.

„Man braucht hier schrecklich viel Geduld, und ich lerne so viel Sanftmut, daß ich sofort nach meiner Rückkehr Konsistorialrat werden muß.“

An die Mutter, Teheran, 10. März 1869.

„Leider geht der englische Regierungskurier wieder früher, wie anfänglich mitgeteilt, und ich habe kaum Zeit, meine geschäftliche Korrespondenz zu enden, die jetzt so hübsch umfangreich geworden ist, seit ich Täbris, Tiflis, London und Petersburg in deren Kreis gezogen. Indessen bei dem nächsten sollst Du nicht zu kurz kommen, ich habe die ganze Baukolonne in unserm Teheraner Haus photographieren lassen, und Du wirst in wenig Zeit ein Bild erhalten, wo wir alle aussehen wie die wilden Männer. Dem Vater sage für seinen Brief besten Dank. Daß es nicht an mir liegt, wenn ich lange in Teheran bleibe, dessen kann er sich versichert halten. Ich brenne darauf, wieder wegzugehen, wenngleich das Leben, wenn man sich in den Orient gefunden hat, recht angenehm ist. Meine Beschäftigung ist nicht schlecht, wichtig, gefährlich, aufregend und hat eigentlich alles, was ich mir wünschen könnte. Ich glaube auch, daß ich den Firmen Siemens keinen ganz schlechten Dienst leiste, aber die Beschäftigung liegt außerhalb meiner Karriere. Ich lerne gewiß viel dabei: Menschenbeurteilung, Vorsicht, Höflichkeit und Grobheit, hier, wo ich so ziemlich das Haupt der Deutschen geworden bin; namentlich lerne ich auf meinen eigenen Beinen stehen und schnell sowohl mir selbst als andern helfen, da man manchmal schnelle Entschlüsse fassen muß.

„Alles das wird mir später sehr wichtig werden, aber augenblicklich bringt es mich in meiner Karriere nicht weiter, und das ist für mich der große Fehler. Wir hatten uns in Berlin sehr über die Leichtigkeit des Geschäfts getäuscht. Indessen fertig wird es doch, weil es fertig werden muß.

„Hier ist jetzt das wunderschönste Frühjahr, Weilchen und Narzissen in ungeheuren Mengen, und die Sonne scheint warm.

„Ich komme soeben zurück, nachdem ich die Baukolonne bis vor die Stadtgräben begleitet habe; wir haben beim Abschied ein fröhliches Hurra für Deutschland ausgebracht. Obgleich es erst 8½ Uhr morgens war, brannte doch die Sonne schon warm vom Himmel herunter. Es ist hier im Orient ein eigentümliches Gefühl, wenn man sich trennt. Es tut einem leid, und doch ist jedermann fröhlich. Man hat hier — was

uns in Deutschland fehlt — das Bewußtsein der Kraft. Jeder hat sich irgendwo schon selbst Recht verschafft und weiß, was er sich zutraut. In solchen Trennungsfällen überkommt einem das wirklich schöne Gefühl, daß man sich nun selbst helfen wird.

„Borgestern erhielt ich meine ersten Zeitungen: 24 Nummern Kölnische Zeitung; der Stil war stets: möchte, könnte, dürfte, z. B. er schien die unzweifelhafte Absicht entschieden erkennen geben zu wollen usw. Du glaubst nicht, mit welcher Verachtung, resp. Mitleid man solche Sachen hier liest. Und ich kann es verstehen, daß viele Menschen, die lange im Orient waren, sich nach diesem eigentümlichen Gemisch von Faulheit und Energie zurücksehnen.“

An —, Teheran, 19. März 1869.

„Ew. Hochgeboren sage ich für den gütigen Brief vom 9. 2. nebst Zeitungspaket meinen allerbesten Dank.

„Was Ihre werten Bemerkungen über den persischen Handel betrifft, so bedaure ich, Ihnen sagen zu müssen, daß meine Erwartungen von Erfolgen persischer Handelsverbindungen fast bis auf Null herabgesunken sind.

„Die unsicheren Eigentumsverhältnisse und Beamtenplänkeleien haben den Persern die Lust zur Produktion genommen. Der Export ist deshalb ungemein gering und nimmt jährlich ab, seit die Seidenernten — Seide, in Gilan bei Rescht erzeugt, ist fast das einzige in die Wage fallende Objekt — wiederholt mißraten sind. Eine Zeitlang hindurch hat der Import, weil bares Geld im Lande war, den Export bedeutend überstiegen. Die hieraus resultierende überwiegende Goldausfuhr hat aber zur Folge gehabt, daß das Gold, welches als ursprüngliche Landesmünze sonst im Verkehr recht häufig gewesen sein soll, jetzt aus diesem Verkehr vollständig verschwunden ist, so sehr, daß die Perser gegenwärtig den durch mehrere Tabrikser Häuser vermittelten Import nicht mehr in Gold zu bezahlen vermögen, und daß schon wiederholte Silberfendungen gemacht worden sein sollen. Die Importeure sind dadurch gezwungen, ungemein lange Kredite zu geben, und ich bin der Ansicht, daß einer nach dem anderen sein Geschäft auflösen wird. Es wäre dies

vielleicht schon geschehen, wenn nicht infolge der Kredite bedeutende Summen in den Geschäften steckten, und wenn nicht die Liquidation selbst bei der Jämmerlichkeit der rechtlichen Verhältnisse und bei dem namentlich unter den Staatsbeamten organisierten Erpressungs- und Betrugssystem ungemeine Schwierigkeiten machte, so daß sie unter zwei bis drei Jahren nicht beendet sein kann.

„Für deutsche, an diesen persischen Schwindel nicht gewöhnte, der durchaus notwendigen Personenkenntnis ermangelnde Häuser würde es eine komplette Unmöglichkeit sein, direkte Geschäfte in Persien anzuknüpfen, abgesehen davon, daß der Mangel einer diplomatischen Vertretung sie jeder Gewalttätigkeit aussetzen müßte. Sie könnten daher nur in der Weise ihre Geschäfte machen, daß sie für feste Preise an europäische Häuser in Konstantinopel oder Täbriz verkauften. In Teheran ist kein Geschäft, welches der Rede wert wäre. Herr C. gilt für einen ziemlich unsoliden Menschen, und wäre gewiß nicht der Mann für solche Geschäfte, weil ihm das nötige Kapital fehlt. Auch würde er sich dasselbe nicht verschaffen können, weil der Zinsfuß etwa 20% beträgt und derartige Geschäfte kaum 10% Gewinn abwerfen dürften. Nach meiner Ansicht wären nur zwei Geschäfte dazu geeignet: Kallis & Co. und Ziegler & Co. (Korrespondenten von Hochstrasser & Co. in Trapezunt), beides Firmen in Täbriz. Von diesen haben Ziegler, wie ich glaube, die Absicht, zu liquidieren, wenngleich sie es bestreiten. Auch würden sie, da sie selbst in der Schweiz Fabriken haben (Winterthur), nur zur Vertretung solcher Artikel geneigt sein, welche sie nicht selbst produzieren. Kallis kenne ich zu wenig. Nur glaube ich, daß auch sie eher an eine Verminderung als an eine Vermehrung ihres persischen Risikos denken.

„Zahlungsfähig sind, wie gesagt, hier nur die Europäer. Für deren Bedürfnis wird aber hier in Teheran ausreichend durch einige in Teheran etablierte französische Krämer gesorgt, welche allerdings zu enormen Preisen — die bei der Geringfügigkeit des Absatzes aber erklärlich sind — das Notwendige an Zigarren, Gläsern usw. usw. liefern. Das einzige, was hier gehen würde, und was der Deutsche auch gut produzieren kann (Spinn & Menke in Berlin haben, wie ich glaube, früher Sendungen nach Agypten gemacht und müssen die für heiße, trockene Länder not-

wendigen Konstruktionen kennen), wären Möbel. Hierfür aber wäre die vorgeschriebene Straße nicht via Trapezunt, sondern via Petersburg, Romgorod, Astrachan, Rescht über Wolga und Kaspisches Meer. Leider steht diesem Wege entgegen, daß Rußland den Transit nicht erlaubt, und die Einfuhrzölle, deren Höhe für Rußland mir unbekannt ist, den Vorteil wahrscheinlich bedeutend vermindern würden. Hierfür wäre vielleicht etwas zu tun.

„Auch möchte ich wahrhaftig gern, daß unsere deutsche Industrie würdiger vertreten werden möchte, als durch österreichische Streichhölzchen und Berliner Stiefelwische; aber ich glaube, daß ein jetziges direktes Angreifen nur Schaden bringen würde, wenn man sich nicht vorher einer praktikablen Transitroute versichert. Glücklicherweise würde ich sein, wenn Ew. Hochgeboren mir Ihre Ansichten über diese Tatsachen zukommen ließen.“

An die Mutter, Leheran, 7. April 1869.

„Ich hatte in der letzten Zeit recht gute Hoffnungen und recht viele Arbeit. Meine Briefe waren deshalb häufig kurz. Jetzt, wo in den Geschäften eine Pause eingetreten ist, weil ich auf eine Antwort des Königs warten muß, ehe ich die Schlußentscheidung treffe, will ich meine Muße benutzen, um Dir einige persische Festlichkeiten zu beschreiben.

„Die Perser, welche sehr ehrgeizig sind, streben viel nach der Ehre, mit der königlichen Familie verwandt zu werden. An und für sich ist dieses nicht schwierig, denn es gibt Prinzen und Prinzessinnen wie Sand am Meere. Der vorlezte, im Jahre 1835 gestorbene König Teth Mis Schah hatte z. B. nur 136 Söhne ohne die Töchter, und der Prinzen gibt es deshalb so viele, daß die meisten Telegraphistenstellen mit Prinzen besetzt sind. Aber wichtig ist es, in eine direkte Verbindung mit dem König zu kommen. Die Frau hat das Recht auf Zutritt in das Enderuum (Frauenhaus) des Königs und kann durch dieselbe alle mögliche Intrigen durchsetzen. Obgleich nun eine solche Frau ungemein teuer ist, einmal, weil sie keine Aussteuer mitbringt, vielmehr der Mann ihrem Vater ganz bedeutende Geschenke machen muß, andererseits aber, weil sie als Prinzessin die horrendesten Ansprüche macht, obgleich sie infolge ihres

Hochmuts gewöhnlich auch im höchsten Maße untraintable ist, so drängen sich doch die reichen Perser sehr nach der Ehre, solche Heirat zu machen.

Am 14. März nun verheirateten sich drei Töchter des Königs, und ich hatte Gelegenheit, den Hochzeitszug der einen zu sehen, als sie abends ihrem Manne entgegengeführt wurde. Sobald es dunkel wurde, begann ein glänzendes Feuerwerk. Die Perser lieben Feuerwerk so enthusiastisch, daß sie selbst an hellen Tagen Raketen abschießen; ihre Feuerwerke sind daher gut und mit vieler Pracht angelegt. Es wurden manchmal 50 Raketen und mehr zugleich in die Luft geschickt, und wenn die Farben aller dieser Raketen herunterfielen, so war wirklich ein vollständiger Feuerregen am Himmel. Dazwischen donnerten vom Augenblick an, wo die Prinzessin sich in Bewegung setzte, die Kanonen, und es begann demnächst eine ohrenzerreißende Musik. Der Zug wurde eröffnet durch ein Musikkorps von etwa 60 Trommlern und Pfeifern, die unsere preußische Querpfeife bliesen. Dahinter kam sofort eine Anzahl Signalhörner, die ohne jede Rücksicht auf Takt und Zusammenhang bliesen. Demnächst folgte sofort ein zweites, aus Negern bestehendes Musikkorps, welches persische Nationalmelodien spielte. Eine persische Nationalmelodie besteht aus drei Takten, manchmal vier Takten, die ohne jede Intervalle fortwährend wiederholt werden. Es ist natürlich das Eintönigste, was man sich vorstellen kann. Endlich aber folgt ein drittes Musikkorps, welches, wie es schien, etwas europäische Schule gehabt hatte, denn ich glaubte an dem Musikstücke, welches ich verfolgte, den ersten Teil einer französischen Polka erkannt zu haben. Alle diese drei Orchester spielten natürlich zu gleicher Zeit, und jedes strengte sich an, so laut als möglich seinen Eifer zu beweisen.

„14. April 1869. — Was mich verhindert hat, meinen Brief zu beenden, weiß ich nicht mehr, indessen ich fahre fort.

„Hinter diesem Musikkorps folgt Militär, etwa 1500—2000 Mann. Natürlich war das Militär nicht in europäischer Marschordnung. Es vertrat zugleich die Stelle eines wandernden Spaliers und einer Gasanstalt. Die Soldaten marschierten nämlich auf beiden Seiten des Weges, immer einer hinter dem andern mit Gewehr über. Jeder derselben trug in dem Gewehrlauf eine brennende Talgkerze, die das Schauspiel erleuchtete. In der Mitte aber fuhr die Prinzessin in einem Wagen

à la Louis XIV. — es gibt hier nämlich mehrere Wagen, wenn man sie auch bei Tage nicht sehen darf — gezogen von vier erbärmlichen Krackern. Ihr Hochzeitskleid schien aus Silberstoff gemacht zu sein, und ihr Gesicht war mit einem Silberschleier verhüllt. Demnächst folgten ihre Sklavinnen, resp. Dienerinnen und zwei andere Wagen, die jeder Beschreibung spotteten, und die sogar bei Nacht durch ihre Fassung Schrecken bei jedem Europäer erregen mußten. Da ich den Vorbeigang des Zuges von einer Tribüne aus ansah, die wir uns in einer Kaserne mit einiger Beredsamkeit und dem betreffenden Obersten gegebenen Trinkgelde errichtet hatten, so hatte ich auch das Schauspiel zu sehen, wie der Bräutigam seine Braut zuerst begrüßte. Auf einmal kam nämlich ein Haufe von etwa 25—30 Menschen an, die einen anderen in der Mitte mit sich im Hundetrab fortzogen. Der mittelste war der Bräutigam, die anderen seine Freunde und vornehmsten Diener. Sie eilten dem Zuge entgegen, der Halt machte, drängten sich mit Prügeln und Schimpfen durch die Musikanten durch und blieben vor dem vordersten Wagen stehen, so daß niemand etwas, der dazwischen befindlichen Pferde wegen, von der Braut sehen konnte. Demnächst schrie der Bräutigam einige Worte, die niemand verstand, kehrte im Hundetrab seinen Weg zurück, und der Zug folgte ihm langsam.

„Von einer Menschenmenge, die den Zug bei uns begleitet hätte, habe ich natürlich nichts gesehen. Alle menschliche Bevölkerung, die den Zug und namentlich den Wagen mit den Frauen hätte sehen wollen, wäre von den Soldaten natürlich beiseite gestoßen worden, und ein jeder begnügte sich, die Lichter aus der Ferne anzuschauen, als von den Dächern der benachbarten Häuser oder anderen dergleichen vor Kolbenstößen sicheren Plätzen.

„Aber es war doch sehr schön, nur eins war bedauerlich. In früheren Jahren hatten die königlichen Töchter immer auf einem Elefanten gesessen, und jetzt hatte die verdammte fränkische Zivilisation auch diesen heiligen Brauch so erschüttert, daß man einen Wagen vorzog.

„18. April 1869. — Du siehst, ich schreibe schon 14 Tage an einem Briefe und komme nicht vorwärts. Kaum setze ich mich hin, so kommt etwas dazwischen, und doch komme ich trotz aller Tätigkeit nicht vorwärts. Der König hat meine Vorschläge im Prinzip angenommen.

Ich komme aber immer noch nicht weiter, weil der Trauermonat Muharrem eingetreten ist, in welchem alle Perser weinen und schreien und keine Geschäfte machen. Wenn ich auch über Petersburg nur 22 Tage zur Rückreise brauche und über Trapezunt, wenn ich 300 Meilen in 12 Tagen reite (was doch etwas mühsam ist), 21 Tage, so kann ich noch nicht garantieren, daß ich am 1. Juni in Berlin bin. Daß ich Kopf und Kragen daran setze, kannst Du mir glauben, aber ich kann ein wichtiges Geschäft, welches uns auch bei unserer Regierung nützen muß, nicht unvollendet liegen lassen. Am 1. Juli aber denke ich zurück zu sein.

„Sag' dem Vater, ich bitte ihn herzlich, er soll sich tapfer halten. Ich komme gewiß. Was gemacht werden kann, wird gemacht. Und wenn ich Euch dazu erzähle, welche Schwierigkeiten ich habe überwinden müssen, dann wird keiner mehr sagen, daß ich mein Geschäft nicht verstehe.“

An die Mutter, Teheran, 28. April 1869.

„Borvorgestern hat der König 52 seiner getreuen Untertanen die Ohren abschneiden lassen. Der gute Herr befindet sich jetzt in einer etwas ungemütlichen Stimmung. Vor acht Tagen hat er dem Gouverneur von Teheran, dem hiesigen Hausmann, die Bastonade geben lassen, weil — ja, wenn man das sagen könnte. — Doch ich will die Geschichte erzählen.

„Im Frühjahr geht der König, der noch ein vollständiger Nomade ist, auf das Land, um in den Gebirgen zu jagen. Er bleibt dann bis zum Winter draußen. Er nimmt sich dazu, wenn er ohne Begleitung ist, nur zwei Regimenter Infanterie und eine Kamelbatterie mit; wenn er mit Begleitung geht, so besteht die Jagdpartie so ungefähr aus 10 000 Pferden und Mauleseln. Doch das gehört nicht zur Sache. Kurz, vor vier Wochen ging der König auf die Jagd. Plötzlich verbreitet sich eines Abends das Gerücht, der König ist tot. Die verschiedensten Leute hatten ihn umbringen sehen, und zwar durch die verschiedensten Todesarten; kurz, es war sicher, daß er tot war. Jeder Europäer, der in der Stadt war, ging natürlich nach Hause, lud seinen Revolver und ersuchte seine

Soldatenwache, ein gleiches zu tun, was leider meistens nicht ging, weil die guten Kriegsknechte entweder ihr Gewehr verkauft hatten, oder doch weder Pulver noch Blei besaßen. Wer wie ich in der Vorstadt wohnte, setzte sich auf sein Dach und wartete die Revolution ab. Denn wenn in Persien ein König stirbt, so gibt es unbedenklich Revolution. Da die Herren meistens viel Kinder haben — Ali Schah hat 136 legitime Söhne —, so gibt es viele Kronprätendenten, und die Stellung eines persischen Königs ist trotz des Mangels einer fixierten Zwilliste wegen ihrer Diamanten und sonstigen Einkünfte eine sehr gesuchte. Die Revolution ging auch los. Sie begann in Teheran, wie sie in Berlin 1848 auch begonnen hat, damit, daß die Bäcker ihre Läden schlossen. Natürlich erbrach das souveräne Volk dieselben sofort, prügelte die Bäcker und machte einen fürchterlichen Lärm. Doch ging die Sache nicht recht vorwärts, wahrscheinlich weil sie, wie die deutschen Sozialdemokraten, nicht recht wußten, was sie eigentlich wollten, für wen und gegen wen die Revolution losgehen sollte. Inzwischen kam der König, dem man die Nachricht von seinem Tode schleunigst mitgeteilt hatte, in Eile zurück, und die Sache war aus. Was aber tat er nun:

„1. ließ er dem Gouverneur von Teheran eine ordentliche Bastonade verabreichen, weil er geduldet, daß die Bäcker ihre Läden schlossen, und zwang ihn, ihm untertänigst ein Geschenk von 80 000 Franken zu machen, das Se. Majestät huldreich annahmen. Demnächst verabreichte er ihm einen Ehrenshawl von 1000 Franken Wert und bestätigte ihn in allen seinen Würden.

„2. ließ er sechs Bäckern die Nase abschneiden und die übrigen ordentlich durchprügeln.

„Die Ruhe hatte sich natürlich von selbst wiederhergestellt. Die unterbrochene Jagdpartie aber wurmte den König doch, und er lauerte nur auf eine Gelegenheit, um zu beweisen, daß die Humanitätsprinzipien, zu deren Verbreitung die französische Gesandtschaft hier ist — weiter haben die Herren nichts zu tun —, noch nicht in Fleisch und Blut bei ihm übergegangen seien. Diese Gelegenheit fand sich. Alljährlich wird nämlich von den schiitischen Persern zum Gedächtnis der Ermordung der Gebrüder Hassan und Hussein, Söhne des Ali, ein besonderer Trauermonat, der Muharrem, gefeiert. In diesem Monat werden die Perser,

eines der leichtsinnigsten und spitzbübischsten Völker, die es geben kann, sämmtlich wie auf Kommando ganz ernsthaft religiös. In den ersten zehn Tagen sind alle Buden geschlossen, kein Geschäft wird gemacht, alle Leute aber begeben sich auf die Straße, ziehen in Scharen umher und singen: „O Hassan, o Hussein“, schlagen sich mit der linken Hand auf die rechte Brust und gebärden sich nach Herzenslust wie Verrückte. — Die reichen Leute richten auf den freien Plätzen große, enorm große Zelte auf, die abends mit einer Anzahl Kerzen so hell erleuchtet werden, wie nur das Berliner Opernhaus sein kann. Einzelne dieser Zelte, wie z. B. die Takieh des Königs, fassen mehr wie 2000 Personen. Von der Menge der an den Wänden aufgehängten Kristall- und Glas- kronleuchter hat man bei uns wirklich keinen Begriff. In der Mitte dieser Zelte befindet sich eine Estrade, ungefähr wie die der Musikcorps in den Biergärten, nur vielleicht je nach der Größe des Zeltes vier- bis achtmal so breit und lang. Auf dieser Estrade aber wird durch Schauspieler die Tragödie des Todes der beiden Söhne Alis dargestellt. Die Tragödie dauert zehn Tage lang, jeden Nachmittag wird ein Akt gespielt, und zwar gut gespielt, von fanatischen Schauspielern vor einem fanatischen Publikum. Unsere in der Reflexion untergegangenen Schauspieler könnten hier viel lernen. Die Sache trägt einen religiösen Charakter, wie die Mysterien des Mittelalters während der Passionszeit gewesen sein müssen. Das weibliche Publikum zerfließt vor Rührung in Tränen, die Männer schlagen sich vor Zorn die Brust blutig. Kurz, am zehnten Tage wird Hussein umgebracht, und das Volk begibt sich in der fürchterlichsten Aufregung nach Hause, resp. es zieht in Prozessionen in der Stadt umher.

„Nun gibt es aber in Persien, und zwar beinahe in jeder Stadt zwei Parteien, deren Namen man ungefähr mit Merikalen und Liberalen übersetzen könnte, wenn nicht diese Worte ihre Bedeutung so ziemlich verloren hätten. Die betreffenden Parteien wohnen jede in ihrem besonderen Quartier und hassen sich auf das heftigste, wenn sie sich in Massen gegenüberreten. Kurz, am 10. Tag begegneten sich zwei Prozessionen solcher Parteien, es entstand ein Streit, eine Prügelei, und es wurden etwa zwei bis drei Leute getötet, eine größere Anzahl aber verwundet. Da man darauf vorbereitet war, so wurden

die Leute bald getrennt, aber der König hatte eine Gelegenheit, seinen Zorn auszulassen. 52 dieser armen Kerle wurden vorgestern die Ohren abgeschritten. „Und in Teherans Basaren war die Ordnung hergestellt.“

„Du siehst, an Amusement fehlt es hier nicht. Leider ist der König nach allgemeiner, auch europäischer Ansicht zu human. Die Leute verstehen nur zwei Bestrafungen, erstens als Hauptstrafe: Todesstrafe und als zweite Strafe: Geldstrafe. Nasen- und Ohrenabschneiden ist zu wenig, wenigstens für die Lutzis (ungefähr unserer Bedeutung Bummeler und Schwindler), aus denen sich die Sünder meist rekrutieren. Weder Nasen- noch Ohrenabschneiden verursacht besondere körperliche Unannehmlichkeiten, dagegen gibt es einen gewissen Titel auf das Mitleid seiner Mitmenschen und ein Anrecht auf unentgeltliche Ernährung durch Bettelerei usw.“

„Doch genug davon. Hier wird es jetzt so warm, wie bei Euch in den wärmsten Julitagen. Ich habe mir ein Zelt auf mein Hausdach gestellt, um dort zu schlafen. Solange ich mein Geschäft nicht beendet habe, kann ich nicht in das Gebirge und in den Sommergarten ziehen. Leider hat mein Haus keinen Keller wie die meisten Teheraner Häuser. Dafür habe ich mir ein zweites Zelt über ein Bassin in meinem Garten setzen lassen, das ich mit Brettern zugedeckt, und die Verdunstungskälte des Wassers gibt nun eine ganz erträgliche Kühle. Du siehst, man wird hier erfinderisch. Ach, könnte ich nur erfinden, wie man ein paar schöne Eichen aus Eurem Böhnenchen hierher verpflanzen könnte.“

An —, Teheran, 14. Mai 1869.

„... Welches die landläufigen Ansichten über Eigentum sind, mag Ihnen folgende kleine Tatsache beweisen. Vor drei Jahren war ein Agent des Frankfurter Bankhauses Erlanger & Co. hier, um die Konzeption für eine Bank zu erlangen. Man kam ihm bereitwilligst entgegen, man verlangte aber eine Erklärung, daß der König das in der Bank deponierte Geld seiner Untertanen nicht nach Belieben konfiszieren wolle. Diese wurde natürlich verweigert, und das Unternehmen zerfiel sich folgegerecht. Der deutsche Kaufmann aber wurde wegen

einer wunderbaren Anforderung allgemein verlacht. Allerdings würde eine solche Bank den ökonomischen Zustand Persiens sehr verändert haben, denn während die häufigen Vermögenskonfiskationen des jetzigen Königs das bare Geld in das Versteck treiben, wäre es nach und nach zu der sicheren Bank gekommen, und ich glaube, die Perser wären trotz ihres jetzigen Zinsfußes von 20% und mehr gern für 3 bis 4% Gläubiger der Bank geworden. Das Geschäft der Bank hätte dann freilich nicht in Persien, sondern in Indien und Europa gelegen, aber ihre Mittel wären dann den meisten europäischen Banken durch den Zufluß der bisher versteckten persischen Gelder gewiß überlegen gewesen. Daß man hierdurch Großes hätte erreichen können, werden Sie gewiß zugeben."

Wie bald Georg Siemens lernte, die Perser nach persischer Art zu behandeln, zeigt folgende kleine Geschichte:

Die eisernen Telegraphenstangen, die infolge des Holzmangels verwendet werden mußten, waren — wohl aus Sparsamkeit — etwas kurz geraten; besonders Kamele konnten nicht überall unter den Drähten passieren. Statt die Tiere ab- und wieder aufzuladen oder statt einen Umweg zu machen, zogen die Kameltreiber vielfach das einfachere Verfahren vor, die Drähte zu durchschneiden. Es schien, als sei gegen diese Unsitte nicht aufzukommen. Siemens beredete nun zunächst den Telegraphenminister, er solle immer dem Dorfe, in dessen Nähe die Drähte zerschnitten würden, die Kosten und Geldstrafen auferlegen; sie wollten dann das Geld teilen. Natürlich wußte er von vornherein, daß er nie einen Heller von dem Gelde sehen würde. Aber der Telegraphenminister fand so großen Gefallen an der neuen Art der Geldbeschaffung, daß er dazu überging, seine Kosaken in der Nähe wohlhabender Dörfer die Drähte zerschneiden zu lassen. Nun aber gewann Siemens die Bauern zu seinen Bundesgenossen, indem er ihnen klar machte, sie müßten die Drähte gegen die Kosaken schützen, um nicht von dem habgierigen Minister ausgeplündert zu werden. So gelang es ihm, die Bauern zu den eifrigsten Wächtern der Linie zu machen.

## Die Konzessions-Verhandlungen.

### Stand des persischen Telegraphen-Wesens.

Die geschäftliche Situation, die Georg Siemens in Teheran vorfand, war außerordentlich kompliziert und bedurfte in vielen Punkten erst noch der näheren Aufklärung.

Er fand das Telegraphenwesen in den Händen eines Ministers, Ali Kuli Chan, der, wie schon erwähnt ist, ein Oheim des Schahs war. Dieser sollte die Einnahmen aus den Linien beziehen und dafür die Remonte- und Betriebskosten bestreiten, war also persönlich und finanziell an dem Ergebnis der von Georg Siemens zu führenden Verhandlungen auf das intensivste beteiligt.

Der an sich einfache Sachverhalt wurde verwickelt durch die Beziehungen der persischen zu der britisch-indischen Telegraphenverwaltung. Wie bereits erwähnt, hatten die Engländer die Strecke Buschir—Teheran durch ihre britisch-indischen Beamten für Rechnung des Schahs gebaut. Die daher rührende Schuld des Schahs an die britisch-indische Regierung sollte dadurch gedeckt werden, daß den Persern die Einnahmen aus dem Betriebe der Linie nur bis zu dem Betrage von 30 000 Toman pro Jahr zustehen, der Überschuß dagegen den Engländern zur Deckung der Baukosten zufließen sollte; der den Persern zustehende Betrag von 30 000 Toman (in den Verhandlungen und Akten häufig als „Tribut“ oder „Abgabe“ bezeichnet) war jedoch noch niemals auch nur annähernd erreicht worden. Außer dieser Schuld des Schahs, bzw. der persischen Regierung, schuldete der Telegraphenminister den Engländern erhebliche Summen. Die Verwaltung der Linie Teheran—Buschir wurde tatsächlich von Offizieren der britisch-indischen Telegraphenverwaltung wahrgenommen. Die Betriebskosten, einschließlich der Gehälter, waren wie oben gesagt, vom Telegraphenminister zu bestreiten, dem dafür die Einnahmen der Linie bis zum Betrag von 30 000 Toman zustanden. In Wirklichkeit jedoch zahlte die britisch-indische Verwaltung die Betriebskosten für Rechnung des Telegraphenministers und hielt sich dafür an den Einnahmen schadlos, die jedoch den Betrag der Betriebskosten nicht erreicht zu haben scheinen; jedenfalls schuldete der Minister den Engländern à conto des Betriebes eine erhebliche Summe. Außerdem hatten die

Engländer für Rechnung des Ministers die Strecke Teheran—Buschir mit einem zweiten Draht versehen.

Der Betrag der Schulden des Schahs stand einigermaßen fest; über den Umfang der Schulden des Telegraphenministers herrschte Unklarheit und Meinungsverschiedenheit. Auf alle Fälle gab die Existenz dieser Schulden den Engländern in bezug auf den Betrieb und die Einnahmen der Linie Teheran—Buschir eine faktische und rechtliche Machtstellung, durch welche die Aktionsfreiheit Georgs wesentlich beschränkt wurde.

Die Strecke Djulfa—Teheran, die von den Russen für die Perser erbaut worden war, stand in persischer Verwaltung; aber Anlage und Betrieb waren — wie wir wissen — derartig schlecht, daß die Gebrüder Siemens von Anfang an den Neubau dieser Strecke und die Übernahme des Betriebes ins Auge gefaßt und sich in ihrer Konzession gesichert hatten.

Hinsichtlich dieser letzten Strecke bestand die Aufgabe Georgs darin, die auf sie entfallende Gebühr von 5 Franken pro Durchgangsdepesche der Telegraphengesellschaft zu sichern und damit die der Gesellschaft nach der Wiener Konvention vom 22. Juli 1868 noch verbleibende, durchaus ungenügende Einnahme pro indo-europäische Depesche um einen sehr ins Gewicht fallenden Betrag zu erhöhen. Es war nach dem Wortlaut der hier in Betracht kommenden Abmachungen nicht ohne weiteres klar, ob diese 5 Franken der persischen Regierung für die Verleihung der Konzession oder der Gesellschaft für die Herstellung und den Betrieb der Linie zustanden. Gerade diese Frage war aber infolge der Wiener Konvention für die Gesellschaft von entscheidender Bedeutung geworden, und ihre Lösung im Sinne der Gesellschaftsinteressen war der Hauptpunkt in Georg Siemens' Mission. (Punkt 2 der oben mitgeteilten Instruktion.) Die englische Regierung trat von Anfang an der Auslegung bei, daß die 5 Franken der Gesellschaft zuständen.

Eine weitere Verbesserung der Einnahmen der Gesellschaft sollte dadurch erzielt werden, daß die Gesellschaft zu einem möglichst frühen Zeitpunkte gegen ein nicht zu hoch zu bemessendes Entgelt die der persischen Regierung und Telegraphenverwaltung zustehenden Einnahmen aus

der Linie Teheran—Buschir erwart. Im wesentlichen handelte es sich dabei um den Abkauf des sog. „Tributs“ in der Maximalhöhe von 30 000 Toman, der den Persern vorweg aus den Betriebsüberschüssen der genannten Linie zustand. Da die Betriebsüberschüsse bisher niemals diese Höhe erreicht hatten, war anzunehmen, daß die Perser sich mit einer wesentlich niedrigeren Summe als 30 000 Toman pro Jahr zufriedengeben würden. Die Instruktion Georgs (Punkt 1) setzte 12 000 bis 15 000 Toman als Kaufpreis fest. Da andererseits auf eine günstige Entwicklung der Einnahmen Teheran—Buschir infolge der Einbeziehung dieser Strecke in eine leistungsfähige Überlandlinie Europa—Indien gerechnet werden konnte, durfte man für die Gesellschaft aus solchen Abmachungen wachsende Erträgnisse erwarten.

Neben dem Kauf des persischen Einnahmeanteils kam als eine weitere Möglichkeit die Übernahme des Betriebs der Linie Teheran—Buschir nach Ablauf des persisch-englischen Telegraphenvertrags von 1865, also vom Jahre 1872 an, ernstlich in Betracht. Schon in der von Walter Siemens erreichten Konzeption war diese Eventualität vorgesehen.

Schließlich sollte die Position der Gesellschaft gestärkt werden durch die Erlangung der Konzeption zum Bau eines Landtelegraphen, der in Schiras von der bestehenden Linie Teheran—Buschir abzweigen und in Bander Abbas das Meer erreichen sollte (Punkt 3 der Instruktion). Diese Linie mit einer eventuellen Fortsetzung zu Land bis nach Kuradschi sollte die Benutzung des Kabels Buschir—Kuradschi, das nicht besonders gut funktionierte und an das eine starke Abgabe pro Durchgangspesche zu leisten war, überflüssig machen.

### Die diplomatische Lage.

Georg Siemens war für die Erreichung der ihm gestellten Ziele auf die diplomatische Unterstützung durch die englische und russische Gesandtschaft angewiesen. Aber gerade die englischen und russischen Interessen kollidierten auf dem Gebiete des persischen Telegraphenwesens auf das schärfste.

Rußland sah den Einfluß Englands in Persien mit eifersüchtigen Augen an und war ganz natürlich für nichts zu haben, was geeignet

war, die Stellung Englands zu befestigen. Am liebsten hätte es Rußland gesehen, wenn die von Georg Siemens zu führenden Verhandlungen das Ergebnis gehabt hätten, die britisch-indische Telegraphenverwaltung ganz aus Persien zu verdrängen und gleichzeitig auch die persische Telegraphenschuld an England definitiv zu regulieren. Wenn auf dem Gebiete des Telegraphenwesens den Engländern in Persien Terrain abgewonnen werden sollte, so konnte das nur durch die Indo-Europäische Telegraphen-Gesellschaft geschehen; diese war zwar formell eine englische Gesellschaft, aber die Russen hatten immerhin Einblick und Einfluß auf die Verhältnisse der Gesellschaft, und solange die Leitung effektiv in den Händen der Siemens-Firmen lag, die in Rußland so Hervorragendes geleistet hatten und so erhebliche gemeinschaftliche Interessen mit der russischen Telegraphenverwaltung besaßen, bestanden enge Beziehungen zwischen der Gesellschaftsleitung und der russischen Regierung, die durch das Vertrauensverhältnis zwischen dem Chef der russischen Telegraphenverwaltung, General von Lüders, und den Brüdern Siemens noch eine ganz bedeutende Festigung erfuhren. Die Gesellschaft konnte also, solange sie nicht ihren Charakter änderte und zu einem reinen Instrument der englischen Regierung wurde, auf die nachhaltige Unterstützung der russischen Diplomatie in Teheran rechnen. In der That hat Georg Siemens bei seiner Mission von Anfang an in dem russischen Geschäftsträger Sinowiew, dem nachmaligen Botschafter in Konstantinopel, einen tatkräftigen Förderer gefunden.

Englands Haltung war in der persischen Telegraphenangelegenheit keine gleichmäßige. Wir haben gesehen, daß die Enquete-Kommission im Frühjahr 1866 geneigt war, an erster Stelle das Kote-Weer-Kabel als rein englische Verbindung mit Indien zu empfehlen. Wenn daneben die Vorzüge einer zweiten Verbindung durch eine Überlandlinie durchaus anerkannt wurden, so hatte England doch nur so weit ein ausgesprochenes Interesse an dieser Linie, als durch sie seine politischen Zwecke in Persien nicht gestört oder beeinträchtigt wurden. Dieses Interesse wurde offenbar in den maßgebenden englischen Kreisen nicht immer gleichmäßig gewertet. Zur Zeit, als über die infolge der Wiener Konvention erforderlich werdenden Schritte in London und Berlin verhandelt wurde, schien in England Neigung zu bestehen, der Indo-Europäischen Telegraphen-

Gesellschaft in Persien den weitesten Spielraum zu lassen. Es war sogar die Rede davon, daß die britisch-indische Verwaltung geneigt sei, sich aus Persien zurückzuziehen; ferner hat die englische Regierung in jener Zeit den Brüdern Siemens unter die Hand gegeben, daß sie sich um die Konzession Schiras—Bender Abbas bewerben sollten (vgl. den oben S. 116 wiedergegebenen Brief Georg Siemens' an seinen Vater). Als die Aussendung Georgs beschlossen war, wurde diesem die weitgehendste Unterstützung durch den englischen Gesandten in Teheran, Mr. Alison, in Aussicht gestellt. Als aber Georg in Persien eingetroffen war, fand er eine Situation, die keineswegs dem aus Europa mitgebrachten Bilde der englischen Absichten entsprach. Bei dem englischen Gesandten fand er keinerlei Unterstützung, sondern lediglich passiven Widerstand; bei den Leitern der britisch-indischen Telegraphenverwaltung in Persien fand er Verständnis und zeitweise auch eine Förderung, aber nur so weit, als seine Absichten nicht auf eine Beschränkung der britischen Einflußsphäre hinausgingen. Wir werden sehen, daß man in einem gewissen Stadium der Verhandlungen versuchte, den Unterhändler der Indo-Europäischen Telegraphen-Gesellschaft sogar für eine Ausdehnung der britisch-indischen Verwaltung auch auf die neue Linie Djulfa—Teheran zu gewinnen.

Georg Siemens befand sich infolge des Gegensatzes der englischen und russischen Interessen in einer außerordentlich schwierigen Situation. Die Gesellschaft brauchte das Wohlwollen und Vertrauen der beiden Regierungen, und es gehörte ein hohes Maß von Geschicklichkeit und Takt dazu, so zu operieren, daß nicht die Gegnerschaft der einen oder der anderen heraufbeschworen wurde. Erschwert wurde für Georg die Situation noch dadurch, daß die Brüder Siemens selbst, die ihn von Europa aus mit Instruktionen versahen, nicht immer die komplizierten Verhältnisse klar übersahen, und daß sie unter sich mitunter verschiedener Meinung über die einzuhaltende Marschlinie waren. Wilhelm stand begreiflicherweise ganz im englischen Gedankenkreise und war geneigt, den Einfluß, den er seinerseits auf die englische Regierung und Diplomatie hatte, zu überschätzen. Werner dagegen war, so sehr auch er auf das englische Wohlwollen und die englische Unterstützung Wert legte, von der Notwendigkeit durchdrungen, neben den englischen Wünschen auch den russischen Interessen Rechnung zu tragen.

### Irrungen und Wirrungen.

Wie wenig Georg Siemens unter den geschilderten schwierigen Verhältnissen nach Instruktionen verfahren konnte, die im voraus vereinbart waren, zeigte sich, noch ehe er an seinem Bestimmungsorte eintraf. Wilhelm verhandelte nach Georgs Abreise mit der englischen Regierung weiter und kam mit ihr zu einer Vereinbarung, welche die Grundlagen der Georg mitgegebenen Instruktion in wichtigen Punkten veränderte. Eine rasche gegenseitige Verständigung zwischen Georg und den Brüdern Siemens in London und Berlin war aber ausgeschlossen, da infolge der großen Entfernung und der schlechten Postverhältnisse schriftliche Berichte und Weisungen um Wochen und Monate den Ereignissen nachhinkten, da ferner Telegramme meistens verstümmelt ankamen und außerdem von den Persern, deren Linie sie benutzen mußten, gelesen wurden. Einen Schlüssel hatte man nicht vereinbart, und erst in einem bereits vorgeschrittenen Stadium der Verhandlungen wurden brieflich einige wenige Chiffrewoorte verabredet. Georg Siemens war also darauf angewiesen, nach eigenem Ermessen und auf eigene Verantwortung zu handeln.

Die Vereinbarung, die Wilhelm während der Reise Georgs mit der englischen Regierung traf, ging im wesentlichen darauf hinaus, daß die Linie Schiras—Bender Abbas zurückgestellt werden sollte; daß England auf Grund der Herabsetzung des Tarifs für die Linie Teheran—Buschir auf 8½ Franken eine entsprechende Kürzung des „Tributs“ von 30000 Toman (des den Persern vorweg zustehenden Einnahmeanteils) erstrebte; daß England ferner für Teheran—Buschir der Indo-Europäischen Telegraphen-Gesellschaft von dem Überschuß über den Persien zustehenden Einnahmeanteil die Hälfte der 8½ Franken zugestand.

Die Vereinbarung mit der englischen Regierung über die Teilung des Überschusses der Einnahmen aus der Linie Teheran—Buschir unter gleichzeitiger Verringerung des persischen „Tributs“ schloß den in Georgs Instruktion enthaltenen Kauf der persischen Einnahmen aus der genannten Linie aus. Denn wenn die Gesellschaft den persischen „Tribut“ kaufte, hatte sie ein Interesse gegen dessen Herabsetzung; wenn sie aber eine Beteiligung an dem Überschuß über den Tribut akzeptierte, war sie an einer Herabsetzung des Tributs interessiert.

Daß infolge dieser Änderung der Marschrouten, von der Georg Siemens unmöglich rechtzeitig verständigt werden konnte, eine Konfusion entstehen mußte, war unvermeidlich. Der englische Gesandte in Teheran, Mr. Alison, stellte — offenbar auf Grund einer telegraphischen Weisung seiner Regierung — bei den Persern die Forderung auf Herabsetzung des Tributmaximums, ohne sich mit Georg zu verständigen. Georg ging zunächst auf den Ankauf des Tributs los.

Ein Brief Georgs an Wilhelm vom 28. November gab die Situation folgendermaßen wieder:

„Die Verhandlungen hier sind ungemein schwierig. Die englische Gesandtschaft lehnt vorläufig eine Unterstützung ab, weil sie angeblich keine Instruktionen hat, trotz aller meiner Vorstellungen . . . Die Leute stehen steif wie die Bocke. Bis jetzt helfen mir nur die Russen. Englische und russische Interessen stehen sich hier entgegen. Die Russen verlangen von den Persern Ratifikation der Wiener Konvention und des Wiener Vertrags vom 22. Juli 1868, wodurch der Tarif Teheran—Buschir auf 8½ Franken reduziert wird, indem sie behaupten, daß dadurch das persische Interesse gefördert wird. Die Engländer verlangen wegen dieses Vertrags die Herabsetzung des „Tributs“ auf 24 000 Toman, womit uns gar nicht gedient ist, wenn wir die Einnahmen von Teheran—Buschir in die Hand kriegen können, und beweisen dadurch nach Ansicht der Perser, daß das persische Interesse durch den Vertrag vom 22. Juli 1868 geschädigt ist. Ich stehe in der Mitte und sage: ich bezahle trotz der Reduktion des Tarifs nach wie vor 12 000 Toman (für die Ueberlassung des „Tributs“ an die Gesellschaft). Die Perser, mutlos, dumm, unentschlossen, wie alle Orientalen, sagen „morgen“, und ich sehe, daß die Sache mindestens noch sechs Monate dauern kann. An die Frage der 5 Franken Djulfa—Teheran, was m. E. die Hauptsache ist, habe ich daher noch gar nicht gerührt. Ich muß erst wissen, was bei dem Streit zwischen Engländern, Persern und Russen möglicherweise herauskommen kann.“

Wilhelm Siemens selbst, der durch seine Abmachung mit den Engländern die Operationsbasis verschoben hatte, fürchtete Komplikationen. Er schrieb 24. November 1868 an Karl Siemens:

„Suche doch diese Anschauungen über die Vorzüge des Abkommens

mit der englischen Regierung) auch Werner und Georg klarzumachen. Georg reiste zu früh ab, und es fehlt an einheitlicher Grundlage in der Anschauung, wozu sich dann immer das kostspielige Vorurteil gegen England gesellt.“

Auch Werner war in Sorge. Er hatte, während er noch am Schwarzen Meer weilte, von Georg ein Telegramm erhalten, das mit Genugthuung die Ablehnung der von dem englischen Gesandten gestellten Forderung auf Herabsetzung des Tributs meldete. Werner schrieb darauf von Batum aus im Dezember — der Brief ist nur „Sonntag“ datiert — an Otto Siemens, der in Tiflis an Walthers Stelle getreten war:

„Mir ist doch sehr bange, daß Georg die neue Situation (durch Bewilligung der Teilung der englischen Einnahme in Persien) nicht richtig auffaßt. Seine in Orpiri erhaltene Depesche spricht zu uns erhabene Freude über das Abschlagen des englischen Antrags auf Herabsetzung des Tributmaximums von 30 000 Toman aus! Ist Georg sicher, daß der Abkauf des Tributs oder vielmehr sämtlicher persischen Einnahmen durch die Indo-Europäische Linie durchaus genehmigt wird, so ist die Freude begründet. Wird der Abkauf dagegen nicht angenommen, so wäre es umgekehrt in unserem Interesse, wenn der englische Antrag durchginge; da England erst Geld erhält, nachdem das Tributmaximum überschritten ist, so kann es natürlich dann auch erst teilen! Ich habe Georg daher eine Depesche gegeben: „Georg Siemens Teheran. Depesche erhalten. Hier zugestanden Einnahmeteilung, ändert Interesse, falls Abkauf nicht angenommen wird. Sehr vorsichtig. London Siemens.“

„Hoffentlich erregt sie kein Mißtrauen und wird von Georg verstanden. Ich fürchte namentlich, daß er sich zu sehr von Rußland leiten läßt und den Engländer zornig und mißtrauisch macht. England tut am meisten für uns und hat das größte Interesse, daß unsere Gesellschaft reüssiert, abgesehen von allen politischen Interessen. Durch Bewilligung der Einnahmeteilung hat England ein großes Opfer für uns gebracht. Wir dürfen es unter keinen Umständen mit ihm verderben, da unser Unternehmen in Wirklichkeit ein englisches ist und ganz von seinem Wohlwollen und seiner Beihilfe abhängt! Rußland besorgt wesentlich politische Interessen, die uns fremd sind und nichts einbringen. Wenn

Georg die englische Ansicht, daß uns unzweifelhaft die 5 Franken für Djulfa—Teheran gebühren, mit Englands und Rußlands Hilfe durchsetzt und England es erreicht, daß das Tributmaximum von 30 000 Toman auf die Hälfte herabgesetzt wird, so ist das eine sehr günstige Lösung, besser als ein Kauf der persischen Einnahmen für 15 000 bis 20 000 Toman, weil die Gesellschaft dabei weniger riskiert und doch ca. zwei Drittel der persischen Gebühren erhalten wird.

„Da England die Bander Abbas-Linie einstweilen fallen gelassen hat, so ist die Konzeption nur für die Zukunft, d. h. für den Fall einer Meinungsänderung Englands von Wichtigkeit. Georg braucht also auf diese Konzeption kein entscheidendes Gewicht mehr zu legen, da sie später durch die persische Gesandtschaft in London zu erwirken sein würde. Baut England nicht nach Bander Abbas, so nutzt uns der Bau dahin nichts. Ebenso wenn es keine wesentliche Verminderung seines Kabelaufsatzes für die Strecke Bander Abbas—Kuradschi eintreten läßt.

„Schicke Georg diesen Brief, nachdem Du Kopie genommen hast. Suche ihn aber so schnell wie möglich zu expedieren, nötigenfalls per Expresz von Täbriz aus. Also: unter keinen Umständen es mit England verderben, lieber noch mit Rußland, wenn unvermeidlich. Gegen England muß Rußland auf eigene Hand, scheinbar gegen Georg, operieren. Bei der jetzigen Sachlage ist das Bleiben Englands im alten Kontrakt mit Persien kein Nachteil für uns, da wir selbst für die Hälfte des Einnahmeüberschusses über den Tribut vorläufig nicht selbst remontieren könnten und Englands Partnerschaft anderweit großen Nutzen hat.

„Leb' wohl, lieber Otto, und Du, Georg, halte Dich tapfer und bleibe gesund! Führt Du diese Sache gut durch, so sollst Du mal deutscher Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden!“

Dieser Brief Werners zeigt, wie wertvoll ihm damals die englischen Zugeständnisse erschienen, und wie sehr er geneigt war, sich an Stelle des an sich vorteilhaften Kaufs der persischen Telegrapheneinnahmen mit der in Anbetracht der englischen Unterstützung anscheinend leichter erreichbaren Teilung des den Engländern zustehenden Überschusses unter Herabsetzung des Tributmaximums zu begnügen. Sogar die von ihm sonst stets als notwendig betonte Rücksicht auf Rußland war Werner damals bereit, zurückzustellen.

Georg hatte sich in der ganzen Frage Tributankauf oder Tributherabsetzung bereits stark nach der anderen Seite engagiert, ehe er aus der Heimat über die eingetretene Wendung unterrichtet wurde. Desgleichen war er mit Energie auf die Konzession Schiras—Bender Abbas losgegangen, die jetzt überflüssig, ja direkt unerwünscht schien. Gerade diese Konzession hatte Georg zum Ausgangspunkt seiner Bemühungen gemacht, weil er glaubte, für die Schiras-Linie bei den Persern, für welche die Linie einen reinen Vorteil bedeutet hätte, das meiste Interesse zu finden.

Auf Grund der neuen Sachlage stellte Georg die Schiras-Konzession zurück. Die Folge war freilich eine unerwartete: „Die Konzession Schiras—Bender Abbas,“ so schrieb er, „wird mir jetzt ins Haus getragen, seitdem ich mich sanft zurückziehe.“ Georg mußte jetzt alle Minen springen lassen, um die Gesellschaft vor einer bindenden Verpflichtung zur Ausführung der Schiras-Linie zu bewahren.

Dagegen hielt Georg, entgegen den neuen Weisungen aus der Heimat, an dem ursprünglichen Gedanken des Ankaufs der persischen Telegrapheneinnahmen fest; auf Grund seiner eigenen Beurteilung der Verhältnisse war er der Ansicht, daß diese vorteilhaftere Lösung erreichbar sein werde. Es gelang ihm auch, Wilhelm und Werner zu seiner Ansicht zu bekehren, und Wilhelm wendete sich an die englische Regierung mit dem Ersuchen, Alison dahin zu instruieren, daß er seine Forderung auf Reduktion des Tributs fallen lasse und Georgs Anträge unterstützen solle.

Alison erhielt schließlich, wie Wilhelm am 26. Januar 1869 an Werner berichtete, die erbetene Instruktion. Trotzdem blieb Georg in dieser Frage im wesentlichen auf sich selbst angewiesen, da Alison seine passive Haltung nicht änderte.

Wilhelm entschuldigte anfangs die Untätigkeit des englischen Gesandten; er schrieb am 18. Januar 1869 an Georg: „Die Kaltblütigkeit von Mr. Alison ist hauptsächlich den Wahlen und dem Ministerwechsel zuzuschreiben. Unsere Gegner machten auf das neue Ministerium einen gewaltigen Anlauf, sind aber abgefallen, und jetzt wird England von neuem für uns einstehen.“

Bald darauf aber gab er Werner gegenüber zu (27. Januar 1869): „Daß Alison eine Schlafmüze ist, ist bekannt; aber gilt für Persien als gut genug.“

Nachdem wenigstens die weitere Durchkreuzung des von Georg betretenen Weges durch den britischen Gesandten abgestellt war, stieß der Kauf des „Tributs“ auf das schwere Hindernis der persischen Schulden an England.

Georg Siemens erhielt am 8. Februar 1869 aus Berlin, wo die Schuldverhältnisse so gut wie unbekannt waren, die telegraphische Weisung, in der Schuldenfrage eine direkte Verständigung mit Major Smith, dem Leiter der britisch-indischen Telegraphenverwaltung in Persien, zu suchen. Aber diese Verständigung stieß auf so ungewöhnliche Schwierigkeiten, so daß Georg zeitweise an der Durchführbarkeit seiner Mission verzweifelte.

Am 11. Februar 1869 berichtet er:

„Die Schuldverhältnisse sind hier sehr schwieriger Natur. Ich werde Ihnen mit dem nächsten Kurier die Aktenstücke schicken. Mit vieler Mühe, und erst nachdem ich einen kleinen Row mit ihm gehabt, habe ich Smith vermocht, mir die Einsicht in sein Bureau zu gestatten. Die Geschichte hat beinahe vier Wochen gedauert. Gestern konnte ich die Sachen nicht haben, weil in Folge eines Feiertages die Bureau's geschlossen waren. Was sagen Sie zu dem Geschäftsbetrieb? Ich habe mit Smith und dem Telegraphendirektor Ali Kuli Chan abgemacht, daß ich von den Schulden Persiens an England in Anrechnung auf meine Zahlungen soviel als möglich übernehme, weil meines Erachtens England, welches diese Summen ganz außer allem Zweifel hier verloren erachtet, in London durch die Company bewogen werden kann, uns dieselben in Form einer Subsidie zu schenken. Leider ist die Geschichte ungemein kompliziert, und ich muß sehr vorsichtig prüfen. Der Telegraphenprinz hat nämlich einen Kontrakt mit dem König, wonach er die Einnahmen aus dem Telegraphen hat, gegen die Verpflichtung, die Linie zu unterhalten. Daraufhin hat er bei den Engländern ca. 60 000 Toman Schulden gemacht. Andere Schulden hat der König selbst gemacht; diese datieren aus früherer Zeit.“

Eine genauere Aufstellung der persischen Telegraphenschulden an

England schickte Georg am 20. Februar 1869 nach London. Er teilte in diesem Berichte u. a. auch mit, daß der Telegraphenminister Prinz Ali Kuli Chan ihm versprochen habe, ihm gegen eine bestimmte Summe nicht nur die Einnahmen, sondern nach Ablauf des persisch-englischen Telegraphenvertrags von 1865 die Linie Teheran—Buschir selbst zu geben. „Der alte Spitzbube gab mir natürlich sein Ehrenwort als Prinz und Minister, daß ich für diese 14 000 Dukaten die Linie und alles haben sollte, was ich wollte. Hier muß man sich aber vor dem Zugreifen hüten, bis man vorsichtigerweise jeden möglicherweise zu entdeckenden Haken beseitigt hat; denn wenn man einmal zugegriffen hat und die Sache nicht fest packen kann, dann ziehen die Perser ihre Hand zurück, und es fängt ein neuer Handel an, bei dem die Perser ihrer Geduld wegen stets im Vorteil sind. Mein Haupthaken sind aber eben die englischen Schulden.“

Das waren die englischen Schulden in der Tat. Georg Siemens wünschte, wie er wiederholt betonte, ihre Übernahme durch die Gesellschaft, schon weil er hoffte, daß die englische Regierung bestimmt werden könnte, diese Schulden der Gesellschaft zu erlassen. Er bat in seinem Schreiben vom 20. Februar 1869 dringend darum, sich darüber mit der englischen Regierung ins Einvernehmen zu setzen. Den Wunsch Georgs teilten die Perser, die in England einen unbequemen Gläubiger los werden wollten; ferner die Russen, die mit Recht in der persisch-englischen Telegraphenschuld ein wichtiges Instrument der englischen Politik in Persien sahen. Aber gerade aus demselben Gesichtspunkte heraus war England durchaus nicht geneigt, eine Regulierung der Schuld zu erleichtern.

In Europa, namentlich in London, unterschätzten die Gebrüder Siemens die Bedeutung der Schuld ganz beträchtlich. Sie nahmen an, infolge der wohlwollend aussehenden Haltung Englands, das ganz und gar nicht auf eine Zurückzahlung oder Regulierung der Schuld drängte, die Schuldenfrage in der Schwebe lassen zu können. Dies war ein Irrtum; denn die Perser — und hinter ihnen jedenfalls die Russen — wehrten sich mit Entschiedenheit gegen jede Abmachung über die Linie Teheran—Buschir, die nicht die Telegraphenschuld in der einen oder anderen Weise aus der Welt schaffte.

Georg war also gezwungen, sich mit der persischen Telegraphenschuld eingehender zu befassen, als man es in London für richtig hielt. Er berichtete über den Stand der Angelegenheit, der damals durch die Sicherung des Zustandekommens des Roten-Meer-Kabels noch komplizierter wurde, am 9. März 1869 folgendermaßen:

„Was die englischen Schulden betrifft, so bin ich aus zwei Gründen hineingetrieben: 1. weil mir der Smithsche Kontrakt im Wege stand; 2. hauptsächlich aber, weil die Perser selbst wiederholt fragten, wie es denn mit ihren Schulden werden sollte, und weil ich dieses Hindernis zu beseitigen wünschte.

„Aus meinen früheren Briefen werden Sie ersehen haben, daß das einfache Arrangement, wie Sie es vorschlagen, sehr schwierig auszuführen ist. Ich selbst hatte einen derartigen Vorschlag gemacht: a) ich bezahle alle Schulden des Telegraphenprinzen und des Königs; b) ich gebe demjenigen, welchem die Einnahmen der Linie Teheran—Buschir zustehen, jährlich 8000—10 000 Toman.

„Ich glaubte dadurch den Telegraphenprinzen besonders zu fördern, der dann seine Schulden durch den König bezahlt erhält. Heute früh aber kam die Antwort vom Telegraphendirektor, daß der Prinz sich nicht traue, dem Könige diesen Vorschlag zu machen, und daß derselbe — trotz der augenscheinlichen Vorteile — vorziehe, getrennte Konten zu führen. Ich habe nun eine neue Proposition gemacht, daß der Prinz sich vom König die Einnahmen der Linie Teheran—Buschir auf 25 Jahre schenken lassen sollte. Dann würde ich sowohl des Königs als des Schahzadeh Schulden bezahlen und ihm jährlich 8000 Toman geben. Die Antwort wird hoffentlich nicht lange ausstehen. Ich bemerke zur Aufklärung, daß der Prinz mich früher belogen hatte — wie mir heute der Telegraphendirektor zugestand —, als er mir gegenüber behauptete, daß ihm die Einnahmen Teheran—Buschir auch nach 1872 noch zuständen. Dieselben stehen ihm nach seinem Vertrag mit dem König, den übrigens noch niemand gesehen hat, nur für die Dauer des englischen Vertrages zu. Aber derartige kleine Lügen wollen hier weiter nicht viel bedeuten.

„Hoffentlich hilft mir jetzt das Red Sea Cable: wenn ich den Persern nur glauben machen kann, erstens daß es wahr ist, zweitens daß ihre Interessen dadurch geschädigt werden, denn sie halten es gar nicht für

möglich, daß jemand es wagen könnte, ihnen Konkurrenz zu machen, ohne daß der „König der Könige“ den Fischen zerschmettert. Leider hat Alison noch immer nichts erhalten und meine einzige Stütze, Thomson, der erste Sekretär, ein fähiger, guter Gentleman, verreist auf einige Zeit, doch ich denke, es wird werden: nur müssen Sie Geduld haben. Mit Geduld und Geld kommt man hier endlich doch zum Ziele.

„Vor dem Red Sea Cable habe ich keine allzu große Furcht. Nur verstehe ich nicht, wie Sie bei dieser Sachlage nicht auf Schiras—Bender Abbas zurückkommen. Der Kampf scheint nur ein Kampf zwischen Kabel- und Landlinie zu sein; wir werden die British-Indian-Submarine-Line schlagen, wenn wir auf dem Lande bleiben, und werden von ihr geschlagen werden, wenn wir auf das Wasser gehen. Das persische Golfkabel muß abgeschnitten werden früher oder später, und die englische Militärverwaltung muß aus Persien heraus, wenn wir auf einen grünen Zweig kommen wollen . . .

„Ebenso füge ich einen Brief von Alison und eine Zusammenstellung der persischen Schulden bei. Wenn Sie es erreichen könnten, daß England wegen deren Rückzahlung etwas drängte, und namentlich die Kosten des Materials für den zweiten Draht zum Gegenstande der diplomatischen Verhandlungen machte; wenn auch nur zum Schein, so würde mir sehr viel geholfen sein. Im übrigen komme ich jetzt zu der Überzeugung, daß die eigenen Füße immer besser sind, als geborgte Stelzen, und daß keine Mission dem helfen kann, der nicht selbst sich zu helfen versteht. Sonst nichts Neues, als der Wunsch, daß das Black Sea Cable das Red Sea Cable ausstechen möge.“

Wie dieser Brief zeigt, suchte in dem Chaos entgegengesetzter Interessen jede Partei die anderen für ihre Zwecke auszuspielen. Die Perser und die Russen suchten durch Georg die Telegraphenschuld und damit ein PreSSIONsmittel der englischen Politik zu beseitigen. Die Engländer, welche in London durch Andeutung einer weitgehenden Liberalität die Gesellschaft dazu bestimmt hatten, sich in den schwierigen Verhandlungen zu engagieren, taten bei den Verhandlungen in Teheran nichts, was der Gesellschaft einen Erfolg erleichterte; sie steigerten im Gegenteil durch ihre passive Haltung die Schwierigkeiten, augenscheinlich in der Absicht, die Gesellschaft zu bestimmen, sich zugunsten der

britisch-indischen Verwaltung überhaupt aus Persien zurückzuziehen. Georg Siemens, der zunächst die englischen Ideengänge nicht genug durchschaute, glaubte eine Zeitlang die Engländer für seine Zwecke in Bewegung setzen zu können; er führte die Untätigkeit Misons lediglich auf dessen persönliche Indolenz zurück, während nach dem weiteren Gange der Dinge alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß Misons Zurückhaltung ein wohlberechnete Taktik in der englischen Politik war.

Aber Georg Siemens war klug und vorsichtig genug, um sich schon zu der Zeit, als er von England in der Schuldenfrage noch eine Unterstützung erwarten konnte, für alle Eventualitäten zu rüsten. Die Überzeugung, „daß die eigenen Füße immer besser sind, als geborgte Stelzen“, betätigte er, indem er sich der englischen Ambitionen auf Erwerb des ganzen persischen Telegraphennezes bediente, um einerseits auf die renitenten Perser einen Druck auszuüben und um sich andererseits für den schlimmsten Fall einen annehmbaren Rückzug vorzubereiten.

Nachdem er bei Major Smith große Neigung für einen Ankauf der Linie Djulfa—Teheran zu Bedingungen, die geschäftlich für die Gesellschaft recht vorteilhaft waren, gefunden hatte, begann er mit diesem Gedanken gegenüber den Persern zu operieren. Daß die wirkliche Durchführung der Idee für Georg nur in allerletzter Linie in Betracht kam, ergibt sich unzweifelhaft aus dem Zusammenhang seines ganzen Verhaltens. Wenn er mit der Eventualität der Überlassung der Linie Djulfa—Teheran an die Engländer spielte, so geschah das teils aus taktischen Gründen, teils im Hinblick auf die Möglichkeit des Scheiterns seiner eigentlichen Mission, zur Vorbereitung einer weniger günstigen, aber für die Gesellschaft immerhin noch akzeptablen Lösung.

Freilich war dieses Vorgehen nach verschiedenen Richtungen hin sehr gewagt. Es barg zunächst die Gefahr, daß bei den Engländern Erwartungen geweckt wurden, deren Nichterfüllung eine Enttäuschung und Verstimmung in den für die Gesellschaft so wichtigen englischen Kreisen hervorzurufen geneigt war. Ferner war das Mißtrauen und eventuell ein direkter Einspruch Rußlands zu befürchten. Schließlich lag eine Gefahr darin, daß eine rasche Verständigung zwischen Georg und den Brüdern Siemens über die Bedeutung und Tragweite seines Vorgehens

infolge der ungünstigen Verkehrsverhältnisse unmöglich war. Tatsächlich kam es zu Mißverständnissen, die beinahe dazu geführt hätten, daß der von Georg eingeschlagene Weg von Europa aus gekreuzt worden wäre.

Die Frage der Überlassung der Linie Djulfa—Teheran an die britisch-indische Verwaltung wurde in der zweiten Hälfte des Februar 1869 von Major Smith bei Georg Siemens angeregt. Wie ruhig und klar Georg von Anfang an diesen Vorschlag behandelt, ergibt der folgende Passus aus einem Bericht vom 20. Februar 1869 an Siemens Brothers in London:

„Es ist ein Irrtum Smiths, wenn er annimmt, daß ich wegen dieser Fragen in vollständigem Einverständnis mit ihm bin. Ich habe vielmehr nur erklärt, daß dieser Weg nach meiner persönlichen Ansicht von der Company eingeschlagen werden müßte, wenn es mir nicht gelänge, die gewünschten Ziele in Persien zu erreichen. Hierzu habe ich aber jetzt bessere Hoffnung, weil mir die Linie Schiras—Bender Abbas in Aussicht gestellt ist.

Gegen Smiths Ansicht spricht:

1. in rechtlicher Beziehung

Art. 15 der persischen Konzession, wonach die Rechte nur einer Company übertragen werden können;

Art. 22 der persischen Konzession, wonach die Russen die Oberaufsicht über unsere persischen Abmachungen haben;

2. in finanzieller Beziehung

der Umstand, daß wir, wenn ich hier glücklich bin, per Depesche von Djulfa nach Teheran 9½ Franken (5 plus 4½ Teheran—Buschir) haben, ein Umstand, um dessentwillen man schon einige Risiken übernehmen kann, daß die englische Militärverwaltung niemals eine gleiche Schnelligkeit und Ordnung im Betriebe entwickeln kann, wie eine Company-Verwaltung, daß also die Administration und der davon abhängige Depeschverkehr schlechter sein würden, daß wir nicht sicher sein würden, daß die Kabelverwaltung von den aus Indien kommenden Depeschen alles auf unsere Linie gehen lassen würde, weil die englische Militärverwaltung sich nicht dieselbe Mühe geben würde, dies Ziel zu erreichen, wie die Company-Verwaltung.

„Ich hat Smith, seine Ansichten Champain auseinanderzusetzen, weil ich glaube, daß uns bei den englischen Regierungsansichten dies nichts schaden könnte, und weil Sie am besten daraus ersehen, welches die Anschauungen der bestimmenden Kreise in Teheran sind. Damit mir Smith übrigens nicht vorwerfen kann, daß ich unfair gehandelt, werde ich ihm sofort schreiben. Ich habe sein Schreiben erst in diesem Augenblick erhalten.

„Recht hat Smith insofern, als man meines Erachtens in London und Berlin das ungeheure Risiko unterschätzt, welches die Company auf sich nimmt, wenn sie 1200 englische Meilen Telegraphenlinie (Djulfä — Buschir) nach 1872 in eigene Verwaltung übernimmt. Recht hat er ferner insofern, wenn er auseinandersetzt, daß die Ausdehnung der englischen Linie in Persien uns davor schützt, daß das englische Gouvernement jemals eine Zinsgarantie für ein Red Sea Cable gibt, und daß nach Ausführung eines Red Sea Cable unsere Linie so ziemlich wertlos sein müßte.

„Übrigens ist mir persönlich sehr lieb, daß die Sache zur Sprache kommt, weil die Perser dadurch sehen werden, daß wir nicht ganz waffenlos sind. Lieb ist es mir ferner, daß die Sache von englischer Regierungsseite aus zur Sprache gebracht wird, weil die Company den Firmen dann wenigstens nicht den Vorwurf wird machen können, daß dieselben, um zu bauen und beim Bau verdienen zu können, die Company in eine fatale Lage hineingelockt und ihren eventuellen Rückzug so geleitet haben, daß sie selbst verdient haben. Jedenfalls werden Sie nunmehr gute Gelegenheit haben, mit Champain alles zu besprechen.“

In einem Briefe vom 8. März 1869 an die Gebrüder Siemens in Tiflis erwähnte Georg gleichfalls den eventuellen Verkauf von Djulfä — Teheran an die Engländer:

„Die mit gestrigem englischen Kurier mir von London zugegangene Nachricht, daß ein Kabel durch das Rote Meer von einer neuen Aktiengesellschaft mit 1200000 £ Grundstock gelegt werden soll, werden auch Sie bereits haben. Ich spanne jetzt natürlich alle Kräfte an. Es wird ein scharfes Rennen werden, aber ich hoffe, daß wir die Herren schlagen müssen. . . Eventuell bereite ich als Rückzugslinie der Company einen Verkauf ihrer persischen Sektion vor.“

Die Idee des Verkaufs von Djulfa—Teheran an die Engländer fand zunächst sowohl bei Werner, als auch bei Wilhelm und Karl Siemens eine entschiedene Mißbilligung. Jedoch war Werner gegen den Verkauf an sich, während Wilhelm und Karl nur gegen die taktische Verwendung der Verkaufsidee waren, von der sie sich keinen Vorteil versprachen. Als die formulierten Vorschläge des Majors Smith in London eintrafen, wurde Wilhelm sofort zum eifrigsten Befürworter des Verkaufs; Karl trat ihm bei, aber Werner verharrte in Rücksicht auf Rußland mit aller Entschiedenheit bei seinem Widerspruch. Die Meinungsverschiedenheit der Brüder, die auch für Georg ihre Rückwirkungen hatte, ergibt sich aus folgenden Briefstellen:

Wilhelm an Werner Siemens, 22. März 1869.

„Smiths Vorschlag wäre für uns und die Gesellschaft jedenfalls sehr günstig. Wir kriegen 100 000 £ für Djulfa—Teheran und 2—3 Franken pro Depesche in Persien ohne alle dortigen Betriebs- und Unterhaltungskosten. Außerdem ist England dann sicher mit uns interessiert, und sollte die englische Verwaltung Aushilfe bedürfen, so leisten wir sie, gerade wie wir jetzt schon in Indien helfen. Sollte der Vorschlag auch nicht durchgehen, so scheint es mir eine gute Waffe gegen Rußland und Persien, welche uns doch nur bis aufs Blut aussaugen wollen.“

Karl an Werner Siemens, 1. April 1869.

„Wir haben keinen Augenblick daran gedacht, den Verkauf der persischen Strecke an England hinter dem Rücken Rußlands abzuschließen. Es wäre vielleicht sehr zweckmäßig, wenn Du den Smithschen Brief an Lüders schicktest und ihm dabei sagtest, daß wir gezwungen seien, die Smithschen Propositionen anzunehmen, wenn er uns nicht die 5 Franken von den Persern verschaffe und die Abgaben an Rußland von 5 auf 3 Franken reduzierte. Lüders hat durch seine Handlungsweise in Wien die Company ruiniert und kann es doch unmöglich übernehmen, wenn sie versucht, zu retten, was noch zu retten ist. Du fragst, warum Wilhelm früher auch dafür gewesen ist, die Strecke Teheran—Buschir zu übernehmen. Darauf antwortet er ganz einfach: früher bekamen wir ca. 30 Franken pro Depesche und jetzt sind wir durch

Lüders auf 11 Franken heruntergelangt. Früher war Rußland unser Freund, und jetzt handelt es als Feind. Als wir die neuen Unternehmungen für die Company in Persien aufnahmen, woselbst Rußland und England bereits, jedes für sich, unterhandelten, erklärte England sich gleich bereit, mit uns Hand in Hand zu gehen, Rußland aber sagte ‚nein‘ und geht seinen gesonderten Weg weiter. Dagegen läßt sich nichts machen, und so bleibt nur übrig, daß wir uns zu verkaufen suchen. Wenn Wilhelm dem ersten Vorschlage von Georg nicht gleich zustimmte, so geschah es, weil Georg ihn nur als Drohmittel benutzen wollte, während jetzt ein reeller Vorschlag von seiten des englischen Vertreters vorliegt.“

Karl Siemens sah, wie diese Ausführungen zeigen, offenbar unter Wilhelms Einfluß, den Stand der Dinge allzusehr durch die englische Brille. England hatte zwar der Gesellschaft seine Unterstützung in Persien zugesagt, aber keinerlei tatsächliche Unterstützung gewährt; dagegen hatte Georg Siemens von Anfang an bei dem Vertreter Rußlands, das Karl als Gegner ansah und behandeln wollte, eine wertvolle Förderung gefunden. Das Risiko des von Georg eingeschlagenen Weges lag gerade darin, daß Rußland den Gedanken des Verkaufs der Linie Djulfa—Teheran ernst nehmen und danach seine Haltung gegenüber der Gesellschaft ändern könnte. Georg hatte dem russischen Gesandten in Teheran von der Verkaufsidee gesprochen, aber nur in dem Sinne, daß dieser Gedanke für ihn ein Pressionsmittel gegenüber den Persern sein sollte. In Petersburg dagegen witterte man Gefahr, und General Lüders remonstrierte sofort auf das schärfste gegen Georgs Vorgehen und die Eventualität eines Verkaufs. Werner schrieb darüber am 22. April an Karl:

„Das Petersburger Donnerwetter hat sich einstweilen in ziemlich milder Form entladen. Es ist jetzt ganz klar, daß Lüders schon lange von den Verkaufsspekulationen in Persien wußte, und daß dies der eigentliche Grund seines Hornes gegen Georg ist. Es folgt aus dem Schreiben von Lüders unbedingt, daß Persien sich gegenüber Rußland schon engagiert hat, einmal die englisch-persische Konvention nicht zu verlängern und ferner den Verkauf an England nicht zu genehmigen. Lüders hat darin recht, daß in Persien der Schwerpunkt des ganzen Unternehmens liegt, und

daß es nicht politisch ist, die kleinen europäischen Fragen, die sich schließlich von selbst nach der Konzession erledigen werden, vor der Zeit, d. i. vor der Entscheidung der Hauptfrage durchführen zu wollen. Es ist zweckmäßiger, Rußland lieber in dem Glauben zu lassen, daß man darauf gar nicht zurückkommen würde, um es zu desto größerem Eifer in der persischen Frage für uns zu veranlassen. Lüders selbst weiß sehr gut, daß er die Herabsetzung schließlich bewilligen muß, wenn Preußen es tut. Lüders kann aber in dieser Frage nur wenig selbst entscheiden. Er muß selbst sehr vorsichtig sein, um seinem Gegner keine Handhabe zu bieten. Seine Taktik, sich scheinbar schieben zu lassen, ist ganz vernünftig. Bedenkt wohl, daß Lüders unser und der indischen Linie einziger wirklicher Freund in Rußland ist, und daß sein Sturz auch den unserigen in dieser Sache zur Folge haben würde. . . Seit der Bewilligung der russischen Konzession ist die Stimmung in den entscheidenden Kreisen noch mehr gegen die Linie in den Händen einer englischen Company durchgeschlagen. Die Gefahr ist also sehr groß, wenn wir antirussische Politik in Persien treiben; denn man hat uns hauptsächlich deshalb unlösbar mit der Company verknüpft (die russische Konzession machte eine dauernde Beteiligung der Siemensfirmen in der Indo-Europäischen Telegraphengesellschaft in Höhe von einem Fünftel des Grundkapitals zur Bedingung), weil man in uns eine Gegenmacht gegen spezifisch englische Tendenzen zu haben glaubte. Rußland wollte durch die Indo-Europäische Gesellschaft der Ausbreitung englischen Einflusses entgegenwirken und hält fest an seinem Schein, dem persischen Versprechen, uns 1872 auch die Linie Teheran—Bender—Buschir zu übergeben. Arbeiten wir dem entgegen, so ist die Gesellschaft dem heiligen Rußland schädlich, und dann hat sie ihr Fundament verloren. Daß der russische Einfluß in Persien weit größer ist als der englische, das erkennt ja auch Georg an, und die Ablehnung der englischen Proposition (Verkauf von Teheran—Djulfä an die Engländer) ist der beste Beweis. Gegen Rußland erreichen wir nichts in Persien. England gebrauchen wir aber notwendig, um uns Depeschen und Einnahmen zuzuführen. In Rußland rechnet man vielleicht zuviel auf das englische Handelsinteresse, darauf, daß es das politische überwiegen würde. Wir müssen suchen, zwischen Skhla und Charjhdid durchzukommen,

und müssen schließlich die politischen Erwartungen beider unerfüllt lassen. Rußland hat die Macht, England Geld und Depeschen. Wir müssen beides verwerten.“\*)

Als Werner diesen Brief schrieb, war insofern bereits eine Entscheidung gefallen, als Georg am 28. März 1869 folgende Depesche aus London erhalten hatte: „Company would accept Smiths proposals, Government well disposed if Goldsmith agrees, follow course leading to prompt conclusion.“

Georg hatte nun freie Hand, den Verkauf von Djulfa—Teheran nicht nur als Preßionsmittel zu verwenden, sondern ihn gegebenenfalls praktisch abzuschließen. Georg machte aber von dieser Ermächtigung, da die Verkaufsidee den gewollten Druck bereits ausgeübt hatte, und die Perser mehr Entgegenkommen zeigten, nur insoweit Gebrauch, als er das ganze Geschäft so zu gestalten suchte, daß der Gesellschaft für spätere Zeit die Möglichkeit der Abtretung ihrer persischen Linie an England offen blieb.

Der Gang der Verhandlungen ist aus folgenden Briefauszügen ersichtlich:

Georg Siemens an Siemens Brothers, London.

Teheran, 19. März 1869.

„Anliegend überfende ich Ihnen die Preßkopie meines Briefes, den ich kürzlich dem Telegraphenprinzen geschrieben. Derselbe enthält die Vorschläge, wie sie sich nach vielfältigem Hin- und Herreden als annehmbar herausgestellt haben, und ich glaube, daß dieselben angenommen werden. Sie ersehen daraus, daß die 5-Franken-Frage Djulfa—Teheran noch immer nicht angerührt ist. Dies ist aber vorläufig nicht nötig, weil die Perser selbst nicht der Ansicht sind, daß ihnen hierauf ein Recht zusteht. Bei allen Unterhaltungen habe ich immer den Grundsatz festgehalten, daß die 12 000 Loman alles repräsentieren, was den Persern für die ihr Land berührenden internationalen Depeschen zukommt, und ich habe denselben auch den Leuten, mit welchen ich bis jetzt verhandelt habe, vollständig eingebläut.

\*) Ehrenberg, S. 243.

„Es wird sich fragen, ob die Angelegenheit ein anderes Aussehen gewinnt, wenn dieselbe, nachdem sie aus dem Telegraphenministerium — d. h. dem Bordell des Telegraphenministers, des größten Schweines, welches die Erde gesehen — und dem beinahe täglich beratenden Ministerkonseil heraus ist und in das Ministerium des Auswärtigen übergeht. Dort sitzen die Lüsteler, und ich fürchte, sie werden versuchen, mir etwas anzuhängen“.

In demselben Schreiben sagt Georg, daß er die 5 Franken Djulfa — Teheran für ziemlich sicher für die Gesellschaft halte, „wenn hier ein feiner, energischer Mensch in Teheran ist, sobald die Linie aufgemacht wird. Es ist hier übrigens der in der ganzen Welt geltende Grundsatz namentlich gang und gäbe, daß Verträge nur ein Stück Papier sind, solange nicht ein Mensch dahinter steht, der sie zur Geltung zu bringen weiß.“

Georg Siemens an Gebrüder Siemens, Tiflis.

Teheran, 16. April 1869.

„Da ich inzwischen (vor Eintreffen der oben angeführten Depesche vom 28. März) günstige Zusicherungen erlangt hatte, beschloß ich, auf meinen persischen Wegen weiterzugehen und die Konzession, falls ich dieselbe erhielt, so einzurichten, daß die Company, wenn sie Lust hat, dieselbe jederzeit später der englischen Regierung zedieren kann. Kapitän Piertin, der am 1. April nach Bombay reiste, nahm Abschrift aller hier vorhandenen Papiere mit dorthin, wo Goldsmith sich einfindet. Er kann am 26. April dort sein, und rechne ich, am 29. oder 30. April über Goldsmiths Ansichten informiert zu sein. Inzwischen verbessern sich meine Ausichten täglich. Der Schah hat meine beiden Vorschläge, Kauf der Einnahmen Teheran—Buschir vom 1. Januar 1870 ab und Konzession Schiras—Bender Abbas im Prinzip genehmigt. Es handelt sich daher nur noch um die Redaktion des Konzessionsentwurfs. Leider ist seit gestern wieder der Muharrem, der Trauermonat, eingetreten, in welchem sich alle Mohammedaner wie verrückt gebärden, und das eigentliche Geschäft kann erst in 10 Tagen losgehen. Demnächst werden wir wie die Dummen handeln, und ich hoffe noch immer, die Perser um eine Nasenlänge zu schlagen.“

Georg Siemens an Siemens Brothers, London.

Teheran, 17. April 1869.

„Die englische Gesandtschaft ist ebenso untätig wie zuvor. Mison, der Ende dieses Monats auf Urlaub geht, hat keine Lust, in das Geschäft hineinzusteigen, von welchem er wiederholt erklärt hat, daß er es nicht verstehe. Das einzige Interesse, welches er zeigt, besteht in der Bemerkung, die er mit vielem Behagen sowohl mir, als auch andern Leuten wiederholt, daß er glaube, wir seien durch die Rote-Meer-Linie vollständig kaput.“

Inzwischen hatte Georg durch Werner die telegraphische Mitteilung bekommen, daß General Lüders über sein Vorgehen sehr ungehalten sei. Werner fügte die Weisung hinzu, nichts ohne die russische Zustimmung zu tun.

Georg setzte sich energisch zur Wehr. In einem Brief an Werner vom 20. April 1869 verteidigt er seine Haltung folgendermaßen:

„Ich begreife nicht, was Lüders an der Eingabe wegen des Verkaufs Djulfa—Teheran geärgert hat, und kann noch weniger begreifen, was diese Eingabe mit dem ‚von dort eingeschlagenen Weg‘ zu tun hat. Daß Sinobiew sich nicht durch meine Eingabe bestimmen läßt, wo er Regierungsgeschäfte zu besorgen hat, liegt wohl für jeden denkenden Menschen auf der Hand. Freilich weiß ich nicht, ob man Herrn von Lüders nicht unter die Erzellenzen rechnen muß. Tue mir den einzigen Gefallen und verhindere, daß dieser Geselle mir auch noch in die Quere kommt. Ich kann es nicht jedermann recht machen. Er mag sich damit begnügen, daß ich das erreiche, was verabredet ist. Wie ich dies erreiche, ist meine Sache: über die Wege muß man mir die Disposition lassen, sonst stecke ich der ganzen Gesellschaft die Bude über dem Kopf an und gehe nach Hause, — natürlich erst, wenn das Geschäft fertig ist. Daß ich mich hier nicht unnütz mit Leuten brouilliere, wirst Du Dir wohl denken, wenn ich Dir sage, daß dieses niederträchtige Telegraphengeschäft der Angelpunkt der persischen Hofintriguen geworden ist. Der Minister des Auseren will den Profit für sich behalten, der Telegraphenminister, Onkel des Königs, will die Sache ebenfalls für sich allein haben. Der Konstantinopler Gesandte, welcher acht Tage nach meiner Ankunft ab-

reisen sollte, ist noch hier, weil er durch mein Geschäft Minister des Auseren werden will, indem er dem König beweist, daß Mirza Said Chan die Staatsinteressen (!) nicht gehörig wahrnimmt. Natürlich traut sich keiner der Hunde einen Schritt zu machen, damit ihm nicht der andere den Hals bricht. Ich sitze mitten drin, lüge nach Bedarf, sage die Wahrheit, wenn's nötig, und suche einen durch den andern zu treiben. Wenn Lüders über mich ungehalten ist, mag er herkommen und das Geschäft selber probieren. Er wird gewiß nichts fertig kriegen."

Über die Konzession für Schiras—Bender Abbas bemerkte Georg in demselben Brief:

"Ich wehre mich natürlich des Prinzips wegen. Es kann mir ja gleich sein, ob wir Geld versprechen für eine Linie, die wir doch nicht bauen. Am liebsten gäbe ich ja 6000 Toman jährlich für Teheran—Buschir und 9000 Toman für Schiras—Bender Abbas. Sonnabend denke ich mit Mirza Said Chan in das Geschäft zu steigen. Das Schändliche ist, daß die Kerle wissen, daß ich sie sämtlich für Spitzbuben halte, und von mir doch voraussetzen, daß ich sie ehrlich behandle. Wenn ich nach Hause komme, bin ich zum konservativen Landrat wie geschaffen."

In einem weiteren Schreiben an Werner vom 28. April 1869 kam Georg nochmals auf das Verkaufsprojekt zurück:

"Da ich meinen Alternativvorschlag nur gemacht für den Fall, daß ich nicht durchkomme, aber die entschiedene Hoffnung habe, durchzukommen, so habe ich gar nicht nötig gehabt, mich um die russische Zustimmung zu bemühen. Meine Idee ist, den abgeänderten Kontrakt zu erreichen. Über die andere Frage habe ich nicht unterhandelt, konnte auch nicht unterhandeln nach meinem Briefe an Major Smith, d. d. 20. Februar 1869. Wenn Lüders darüber wütend wird, so ist er eben eine größere Erzellenz, als ich früher glaubte. Über Eventualitäten fragt man nicht. Darüber zu fragen ist Zeit, wenn die unangenehme Notwendigkeit an einen herantritt. Der Vorschlag ist nicht von mir ausgegangen, er ist mir gemacht, ich habe denselben in Teheran abgelehnt. Daß ich eine Waffe, die mir später dienen kann, nicht in die Senkgrube werfe, liegt auf der Hand. Das geht aber keinen, außer den Betroffenen, etwas an. Außerdem war mir der Vorschlag

die herrlichste Medizin für die Perser, um bei ihnen meine Sache durchzusetzen. Ich werde das Geschäft durchsetzen und sollte ich zehn Jahre auf meine Kosten in Persien leben, ich komme nicht eher wieder nach Hause, als bis alles fertig ist. Wenn mir aber Lüders den Sinobien rebellisch macht, dann hört der Spaß auf, dann verdirbt er das Geschäft. Ich kann Dinge tun, die ein Gesandter nicht tun darf. Wenn man mich aber beim Minister an die Hundekette legt, dann braucht man eben nicht den Minister. Das bitte ich Lüders zu sagen. Im übrigen kann er zum Teufel gehen.“

Ein Bericht Georgs vom 4. Mai 1869 an Siemens Brothers in London gab folgendes Bild von den sich endlos hinziehenden Verhandlungen:

„Seit meinem Schreiben vom 17. April hat sich hier nichts geändert. Ich berichte und konferiere. Die Stiltredaktion meines Konzessionsentwurfes ist durch den Minister Mirza Said Chan, den Telegraphenminister Ali Khuli Chan und mich zu beiderseitiger Zufriedenheit hergestellt. Allerdings habe ich auf manches verzichten müssen, was mir lieb gewesen wäre, indessen man kann nicht alles erreichen, und ich verzichte hier auf manches, weil ein Kontrakt hier doch nur im wesentlichen ein leeres Stück Papier ist, wenn nicht ein tätiger, tüchtiger, feiner Mensch hier ist. Ist aber ein solcher hier, so wird er schließlich die Perser schlagen. Wenn ich noch etwas Geld für Schiras—Bender Abbas bewillige, so habe ich alles erreicht, was in Berlin für nötig erachtet wurde. 1. Konzession Schiras—Bender Abbas ohne Ausführungsverpflichtung; 2. Einnahmen Djulfa—Buschir für jährlich 12 000 Toman. Ich glaube, daß Sie damit zufrieden sein können.

„Wenn die Geschichte in eine etwas schiefe Bahn hinsichtlich der Konzession Schiras—Bender—Abbas insofern geraten ist, als ich gezwungen bin, mir eine Konzession geben zu lassen, die ich auszuführen nicht gesonnen bin, so ist dies lediglich Mirsons Schuld, der mich wirklich auf eine himmelschreiende Weise behandelt hat.“

In dem gleichen Briefe erläutert er nochmals die Gesichtspunkte, die ihn bestimmt hatten, die Idee des Verkaufs von Djulfa—Teheran an die Engländer aufzugreifen und bei den Verhandlungen zu verwerten:

„Meine Idee war die in meinem Briefe an Smith, d. d. 20. Februar, ausgesprochene: Kann ich nichts erreichen, so können wir die Linie in Persien nicht halten und müssen suchen, sie baldmöglichst los zu werden. Wenn ich aber etwas erreiche, so sind die Smith'schen Anerbietungen viel zu gering.

„Hauptzweck war für mich, den in Berlin besprochenen Kontrakt herauszubringen. Hatte ich den Kontrakt, so konnte die Company nachher mit dem Geschäft machen, was sie wollte. Ich aber benutzte jedes Mittel, um den Kontrakt herauszubringen. Schon in meinem Briefe vom 12. Januar hatte ich angedeutet, daß die unter der Hand den Persern gemachte Mitteilung, daß England Djulfa—Teheran auch haben möchte, mir sehr nützen würde. Diese Ansicht hatte sich auch als richtig erwiesen.

„Mein Plan war also der, diese Drohung als Druckmittel zu gebrauchen, solange ich noch irgendeine Hoffnung hatte, das Hauptgeschäft durchzusetzen, selbst auf die Gefahr hin, daß Rußland mißtrauisch würde; denn Rußland wird sich, wie die Sachen gegenwärtig liegen, stets gegen ein solches Arrangement erklären. Ging dies aber nicht, so mußte der zweite Teil des Geschäfts der sein, Rußland zur Genehmigung des Verkaufs zu bestimmen. Dieser Teil des Geschäfts konnte nicht in Teheran, sondern nur in St. Petersburg gemacht werden. Wenn aber der Alternativplan für mich hier vorläufig nur Mittel zum Zweck war, wenn ich ferner sicher wußte, daß Sinowiew mich dabei nie unterstützen würde — denn er lief seinen Instruktionen schnurstracks entgegen —, solange er nicht neue Instruktionen von Petersburg erhielt, so tat ich besser, diese Wege ohne seine Kenntnis zu machen. Ich teilte ihm mit, daß ich den Persern damit gedroht, habe ihm aber durchaus verschwiegen, daß die Company would accept Smith's proposals if Goldsmith agrees. Ich habe ihm sogar verschwiegen, daß Smith den Vorschlag gemacht. Meine Argumentation war richtig, denn die Perser beschleunigten das Geschäft jetzt selbst, um den Engländern den Rang abzulaufen.

„Smith aber erklärte ich, daß ich ein derartiges Geschäft abzuschließen außer stande sei, solange nicht in Petersburg darüber verhandelt sei, daß ich außerdem der Company nicht vorgreifen würde, daß ich jeden-

falls versuchen würde, meinen Zweck zu erreichen, und daß erst, wenn ich den Zweck erreicht oder eine unumwunden abschlägige Antwort Persiens erhalten hätte, daß erst dann sein Vorschlag Verhandlungsgegenstand werden könnte. Damit war Smith einverstanden.

„Will nun, nachdem ich die Kontrakte herausgearbeitet, die Company diesen zweiten Weg — Verkauf an England — weiterverfolgen, so ist das lediglich ihre Sache. Ich werde mit Smith eventuelle Abreden treffen, um mich über die tatsächlichen Verhältnisse auseinanderzusetzen, aber ich werde nichts Bindendes abmachen. Außerdem halte ich das Geschäft selbst bei 100 000 £ und 3 Franken per Depesche für ein ungünstiges.“

„Daß ich natürlich, da Goldsmith nicht nach Persien kommt, auch Schritte getan habe, um zu wissen, ob er eventuell damit einverstanden sein würde, bindet niemand und kann uns nicht den geringsten Schaden tun. Facheien von Lüders sind zwar gefährlich, weil er in einer wichtigen Position ist; aber ich glaube, daß man ihm doch Vernunft predigen kann. Persien ist ein ganz eigentümlicher Boden, den man nicht nach europäischen Grundsätzen messen kann. Übrigens bin ich der Meinung, daß selbst in Europa ein milder Beurteiler mein Verfahren nicht unfair finden wird. Daß ich nach meinen persönlichen Neigungen lieber anders zu Werke gegangen wäre, werden Sie mir auf mein ehrliches Gesicht glauben.“

Nachdem die Verständigung mit den Persern Anfang Mai im Prinzip feststand, blieb noch die schwierige Frage der Telegraphenschuld zu erledigen. Georg hatte, wie wir wissen, befürwortet, die Gesellschaft solle die Telegraphenschuld übernehmen. In Berlin und London war man anderer Ansicht, schon deshalb, weil man zu genau sah, daß die englische Regierung sich einer Regelung der Schuld widersetzen würde; daneben kam in Betracht, daß die Gesellschaft durch die bedingungslose Übernahme der Schuld finanziell schwer belastet worden wäre.

Anfang Mai erhielt Georg aus Berlin ein Telegramm, lautend:

„Schuldübernahme nur zinslos bei langjähriger Amortisation unter englischer Zustimmung möglich, empfehle rückhaltlos Offenheit nach allen Seiten.“

Georg antwortete am 8. Mai telegraphisch, man möge die Zu-

stimmung in London fordern, er könne nicht darauf warten, Smith sei einverstanden. In einem Brief an die Gebrüder Siemens in Tiflis vom 12. Mai 1869 äußerte er:

„Ich kann es nicht jedermann recht machen. Wenn die Perser Leute wären, die jeden Kontrakt unterschreiben, dann möchte die Sache gehen . . . Die Perser wollen nicht Schuldner bleiben und würden nie einen Kontrakt schließen, der sie nicht frei macht. Die verschiedenen Gründe auseinanderzusetzen, würde Ihnen langweilig werden, und Major Smith kann so wenig ein Arrangement treffen, wie Hölzer. Daß ich keinen Schritt ohne Smiths Billigung in solchen Sachen tue, können Sie sich denken; aber Depeschen, welche mir dergleichen Ratschläge geben und ‚rückhaltlose Offenheit‘ empfehlen, werden besser in Berlin gelassen. Es ist ja gerade, als ob man den Leuten, die jede meiner Depeschen lesen, ehe ich sie in die Hand kriege, sagt, daß Georg Siemens sie bisher gründlich angelogen hat.

„Der Minister Mirza Said Chan hat meinen Konzeptionsentwurf gebilligt . . . Jetzt werden wohl die mysteriösen Gänge im Harem des Schahs anfangen, und nach drei Wochen denke ich das angenehme Ja zu haben. Dann werde ich sofort Persien mit Vergnügen den Rücken wenden und, falls Sie nicht anders bestimmen, auf dem billigsten Wege (etwa 200 Rubel Kosten) über Rescht und Petersburg nach Hause gehen. Ich habe enorme Spesen gemacht, ziemlich 18 000 Franken für meine Bedürfnisse in Teheran, und möchte gerne sparen, da es mir höchst unerwünscht käme, wenn ich aus meiner Tasche bezahlen müßte, sintemalen dieselbe höchst leer ist.“

Es gelang Georg Siemens in der That, sowohl den Major Smith, als auch den englischen Geschäftsträger Mr. Thomson — Alison hatte Teheran verlassen — für die Idee der allmählichen Schuldenregulierung zu gewinnen; ferner gelang es ihm, die Perser zu dem Zugeständnis zu bewegen, daß die Übernahme der Telegraphenschuld durch die Gesellschaft davon abhängig gemacht werden sollte, daß sich die persische und die englische Regierung über den immer noch strittigen Betrag der Schuld innerhalb einer kürzeren Frist einigten.

Am 20. Mai 1869 konnte Georg an die Gebrüder Siemens in Tiflis berichten:

„Eine Streitangelegenheit in Täbris zwingt mich, einen Privatkurier nach dort zu schicken. Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen mitzuteilen, daß meine Konzessionsangelegenheit heute dem König vorgelegt wird, und daß ich am 1. Juni das angenehme Ja haben werde.

„Ich füge Ihnen zugleich Kopie des Smithschen Antwortschreibens auf meinen Brief, betreffend die Schulden, d. d. Teheran, 14. Mai 1869, bei. Sie ersehen daraus, daß ich hier alles durchgesetzt, was erreichbar war. Wenn London nun vorgeht, dann ist das Geschäft über Erwarten gut ausgefallen, freilich nach Hinopferung mancher Espesen.“

### Ende gut, alles gut.

Endlich am 25. Mai konnte Georg Siemens die Unterzeichnung der Konzession melden.

Er drahtete nach Berlin via Buschir:

„Concession signed to-day. Ask Counsellor the time I must be back Berlin. Construction advances.“

Am 1. Juni 1869 sandte er an Siemens Brothers in London ein Exemplar des Konzessionsvertrags mit einem Begleitschreiben, in dem es hieß:

„Ich lege Ihnen eine in Teheran gemachte (!! ) Lithographie der Konzession bei. Dieselbe hat noch an den letzten drei Tagen erhebliche Veränderungen erlitten, die ich indessen nicht für ungünstig halte.

„Als Bevollmächtigter der Indo-European-Company habe ich nicht abschließen können, weil Persian Government nicht die mindeste Idee einer solchen Company hat und keinesfalls daraufhin mit mir abgeschlossen hätte. (Siemens ist ein für die Perfer leicht auszusprechendes Wort und bedeutet ungefähr soviel wie Drahtmann oder Drahtlieb.) Als ich im Januar mit Indo-European-Company herausrücken wollte, hätte ich das Geschäft beinahe zum Scheitern gebracht. Ich habe deshalb immer von ‚concessionaires actuels‘ gesprochen, die Statutengenehmigung muß mein Nachfolger hier langsam anbahnen. Sie wird schließlich nicht verweigert werden, würde uns aber, wenn ich sie jetzt verlangte, hinsichtlich des Baues vollständig schutz- und rechtlos machen. Dies wäre eine Lächerlichkeit. Es ist sehr schön, immer Engländer zu

bleiben und zu verlangen, daß alles quite english sei, daß alle anderen Leute sich nach diesem quite english richten sollen, aber ich glaube doch nicht, daß man so weit gehen wird, sich deshalb geschäftlich den Hals abschneiden zu lassen: ich habe dies wenigstens mit meinen Vollmachten für unvereinbar gehalten.

„Im übrigen werden Sie, denke ich, zufrieden sein. Schiras—Bender Abbas ist nicht limitiert. Wenn beim Wachsen des Verkehrs die Goltabeldrähte nicht ausreichen, können Sie bauen lassen und dadurch Verlängerung der anderen Konzession erzielen.

„Die bisherigen Einnahmen Teheran—Buschir sind allerdings nicht vielversprechend. Ich lege zur Information Bücherauszug für die Company bei. Indessen, was nicht ist, kann werden. Vielleicht verwandeln sich die 2000 Pfund in 20 000 Pfund.“

Die Hauptpunkte der Konvention waren:

1. Die persische Regierung zederte den Konzessionären für die Zeit vom 1. Januar 1870 bis zum Ablauf der persisch-englischen Telegraphenkonvention von 1865 alle ihre Rechte auf die Einnahmen aus dem internationalen Telegraphenverkehr der Linie Teheran—Buschir. Nach Ablauf der genannten Konvention von 1865 sollte die Linie Teheran—Buschir den Konzessionären übergeben werden, falls nicht bis dahin die persische Regierung mit der englischen Regierung eine neue Konvention auf den gleichen Grundlagen wie die bisherigen abgeschlossen haben sollte. Im letzteren Falle zederte die persische Regierung den Konzessionären bis zum Ablauf ihrer Konzession (1. Januar 1895) alle Rechte, die der persischen Regierung bereits zustanden, desgleichen alle Rechte, welche die Erneuerung der anglo-persischen Konvention der persischen Regierung auf die Einnahmen aus dem internationalen Telegraphenverkehr der Linie Djulfa—Buschir noch geben sollten.

Als Gegenleistung übernehmen es die Konzessionäre, für die Dauer ihrer Konzession der persischen Regierung nach ihrer Wahl entweder 2 Franken für jede durchgehende Depesche der Linie Djulfa—Buschir, oder ein jährliches Fixum von 12 000 Loman zu zahlen.

Durch die Fassung dieser Abmachung war mit dem Kauf des persischen Einnahmeanteils der unter britisch-indischer Verwaltung stehenden Linie Teheran—Buschir gleichzeitig auch die Frage der 5 Franken

pro Depesche der Linie Djulfa—Buschir im Sinne der Gesellschaft erledigt. Alle der persischen Regierung zustehenden Einnahmen aus der gesamten Strecke Djulfa—Buschir waren der Gesellschaft gesichert.

2. Die Gesellschaft erklärte sich bereit, auf Wunsch der persischen Regierung die von der persischen Regierung und Telegraphenverwaltung bei der englischen Regierung kontrahierte Telegraphenschuld zurückzahlen; die Schuld sollte bis zum 1. Januar 1871 durch beide Regierungen festgestellt werden; eventuell sollte für die Feststellung ein Jahr Nachfrist bewilligt werden, nach dessen Ablauf die Gesellschaft von der Verpflichtung der Übernahme der Schuld befreit sein sollte. Die Amortisation sollte in 24, bzw. 23 Jahren durch Einbehaltung auf die der persischen Regierung von der Gesellschaft zu zahlende Abgabe erfolgen.

Georg machte zu dieser Bestimmung die Randbemerkung: „nicht zu befürchten, wenn wir nicht drängen“. Er hat recht behalten.

3. Die Gesellschaft erhielt das Recht zum Bau und Betrieb einer Telegraphenlinie von Schiras nach Bender-Abbas. Als Gegenleistung sollte die Gesellschaft vom Tage der Betriebseröffnung an während der ersten Hälfte der 25jährigen Konzessionsdauer 1000 Toman, während der zweiten Hälfte 2000 Toman pro Jahr an die persische Regierung zahlen.

Damit war in der That alles erreicht, und zwar zu durchaus günstigen Bedingungen, was im Interesse der Gesellschaft erreicht werden konnte und was Georg Siemens als Aufgabe gestellt worden war. Der noch nicht einmal ganz dreißigjährige Mann hatte unter außerordentlich schwierigen, in jeder Beziehung eigenartigen Verhältnissen einen großen Erfolg errungen, der nicht nur an sich und für die Gesellschaft, die Georg vertrat, von Wichtigkeit war, sondern der für die fernere Gestaltung von Georgs Leben und Tätigkeit ganz wesentlich mitbestimmend werden sollte.

Georg sendete eine Kopie der Konzession mit dem nachstehenden Schreiben an Herrn von Lüders:

„Teheran, 1. Juni 1869.

„Ew. Exzellenz übersende anliegend ganz gehoramt eine Abschrift des Vertrags zwischen der persischen Regierung und den Konzessionären

der Indo-European-Linie, wie derselbe am 24. Mai d. J. von Sr. Majestät dem Schah genehmigt ist.

„Ich glaube, daß derselbe in seinen wesentlichen Punkten den Wünschen und Ansichten entspricht, welche Er. Excellenz im August vorigen Jahres dem Dr. Werner Siemens und mir gegenüber auszudrücken beliebten.

„Da die englische Regierung vorläufig ihren Kontrakt aushalten will, so war es nicht möglich, zu erreichen, daß die Indo-European-Company schon jetzt in den Besitz der Linie Teheran—Buschir tritt. Die von Er. Excellenz gebilligte Abmachung, wodurch die Company gegen ein Pauschquatum die persischen Rechte an den Einnahmen erwirbt, gibt derselben aber wenigstens einen moralischen Einfluß auf deren Verwaltung.

„Nur in einem Punkt habe ich Er. Excellenz vorgreifen zu müssen geglaubt, insofern als ich für die Company die Verpflichtung übernahm, die etwa 350 000 Rubel betragende persisch-englische Telegraphenschuld zu decken. Da diese Abmachung indessen Persien von einer lästigen Verpflichtung befreit und der englischen Regierung ein nicht unwichtiges Druckmittel entzieht, so hoffe ich, daß auch dies Ihre nachträgliche Billigung finden wird.

„Daß diese Resultate erreicht wurden, ist nur dem außerordentlich geschickten, tätigen und energischen Verfahren des kaiserlichen Geschäftsträgers hieselbst zuzuschreiben. Die Unterstützung der englischen Mission, welche von London aus in Aussicht gestellt war, blieb aus. Der Gesandte Mr. Alison verhielt sich ablehnend, teils weil er anfänglich keine speziellen Instruktionen hatte, teils weil er die Sache für zu schwierig, ja vielleicht für hoffnungslos ansah. Ein früherer Versuch der englischen Regierung, eine ähnliche Telegraphen-Konzession von Isfahan nach Bender-Abbas zu erlangen, war nämlich drei Jahre vorher gescheitert. Und ich kann Er. Excellenz versichern, daß auch ich die Sache eine Zeitlang für hoffnungslos ansah, und daß nach meiner innersten Überzeugung das erzielte Resultat nur erreicht wurde, weil Herr Sinoview unter Benutzung aller sich bietenden Gelegenheiten mit außerordentlicher Geschicklichkeit zugleich seinen amtlichen und seinen — in- folge seiner bewunderungswürdigen Personen- und Landeskenntnisse

— höchst bedeutenden Einfluß bei der persischen Regierung geltend machte. Nur diese Gewandtheit und das von den Ministern entgegengebrachte Vertrauen haben es möglich gemacht, den Hauptvertrag zu fördern, den Bau zu beschützen und doch zu verhindern, daß die zahlreichen bei Gelegenheit desselben hervorgerufenen kleinen Mißverständnisse und Streitigkeiten zwischen mißtrauischen Persern und europäischen Beamten der Konzessionsgenehmigung hemmend in den Weg traten.“

Auch nach dem Abschluß des Konzessionsvertrages konnte Georg, Siemens so sehr es ihn nach der Heimat drängte, nicht ohne weiteres an die Abreise denken. Zunächst waren hinsichtlich des Baues der persischen Strecke, dessen oberste Leitung Siemens neben den Konzessionsverhandlungen in die Hand genommen hatte, allgemeine Dispositionen für die Zeit nach seiner Abreise zu treffen. Ferner waren noch Verhandlungen mit den Persern über die Aufhängung eines für die letzteren bestimmten dritten Drahtes auf der Strecke Djulfa—Teheran erforderlich. Außerdem war auf das Drängen Rußlands mit den Persern noch eine Abmachung über die Beförderung russisch-persischer Depeschen auf der persischen Linie der Gesellschaft vor dem für ihre Inbetriebnahme ins Auge gefaßten Zeitpunkte zu treffen. Auch die Frage der Regulierung der englisch-persischen Telegraphenschuld nahm Georg noch in Anspruch.

Endlich im Juli 1869 konnte er Teheran den Rücken kehren. In Berlin, Petersburg und London fand er die verdiente Anerkennung für seine Leistungen.

Werner schrieb am 2. Juli 1869 den nachstehenden Brief an Georgs Mutter:

„Von Georg sind Briefe und Depeschen da, die sagen, daß er wohl ist, und in denen er über die Hitze räsoniert, aber nichts Neues seit der fabelhaft schnellen Depesche, die bei Deiner Anwesenheit hier selbst eintraf. Die alte Linie geht nicht mehr, und die neue wird in diesen Tagen fertig geworden sein, es fehlen aber noch die Apparate zum Sprechen. Ich habe ihm schon mehrere Male nach Tiflis telegraphiert, aber die Nachricht erhalten: „Depesche unbestellbar“ als Zeichen, daß er noch nicht dort angekommen war. Unsere Interessen und Wünsche, liebe Marie, gehen in betreff Georgs durchaus konform. Ich habe ihm

sogar telegraphiert: ‚Deine baldige Rückkehr sehr ersehnt und auch im Geschäftsinteresse sehr erwünscht.‘ Weiter kann ich nichts tun. Ich vermute, Georg ist auf der Rückreise, und zwar auf der schnellsten über Petersburg. Möglich aber, daß er die Vorbeeren der glücklich vollendeten persischen Linie erst abwarten will, oder daß er mit dem Arrangement über Beförderung russisch-persischer Depeschen zwischen Persien und Tiflis durch die indische Linie, welches ihm noch zu vereinbaren oblag, noch in Teheran zurückgehalten ist. Da aus Teheran jetzt alle Leute auswandern, so würde er länger dort nichts machen können, auch wenn er nicht fertig geworden wäre.

„Es wäre mir außerordentlich lieb, wenn Georg jetzt hier wäre. Ich gehe doch mit einiger Besorgnis jetzt fort, da noch so viele offene Fragen des auswärtigen Geschäftes und namentlich der indischen Linie ungelöst sind, in denen nur Georg mich vertreten kann. Ich möchte auch über Georgs künftige Stellung zu unserm Geschäft mit ihm Rücksprache nehmen. Ich werde älter und der Ruhe bedürftiger. Schade, daß Georg nicht Techniker ist. Aber auch als Jurist und Geschäftsmann kann er dem Geschäft eine erhebliche und notwendige Stütze werden. Ich werde ihm vorschlagen, seine eigentliche juristische Laufbahn, die ihm doch nicht mehr recht munden wird, ganz aufzugeben. Vorläufig wird es ihm selbst wie uns, d. i. dem Geschäft, und, wie ich vermute, auch Euch am besten passen, wenn Georg an der Geschäftsleitung nicht als eigentlicher Beamter, sondern als freier Mann, als Syndikus mit erweitertem Wirkungskreise teilnimmt. Er kann dann, seinen und des Vaters Wünschen entsprechend, eine parlamentarische Laufbahn einschlagen und in derselben sein Heil versuchen. Vielleicht führt ihn dieselbe später in den Staatsdienst zurück. Wenn nicht, so wäre es um so besser für mich und mein Geschäft! Natürlich muß Georg aus seiner geschäftlichen Tätigkeit sein volles gutes Einkommen beziehen. Ich würde ihm, abgesehen von der Entschädigung für sein diesjähriges Kommissorium, ein Jahresgehalt von 1500 Talern und eine Lantieme am Gewinn aussetzen, die künftig hoffentlich die Hauptsache sein wird! Im Geschäft würde Georg überall als mein Spezialbevollmächtigter auftreten, und als solcher nicht unter, sondern über Haase stehen. Geeignete Formen werden sich schon finden lassen.

„Es wäre mir lieb, wenn Du diese Sache mal mit dem Vater in reifliche Überlegung zögest. Ich will auf Euren Sohn nicht gegen Eure Wünsche einwirken. Noch ist ihm der Weg frei, es muß aber bald eine Entscheidung getroffen werden.“

„Unser Geschäft bekommt jetzt mehr und mehr eine Weltstellung und ist auf der soliden Basis einiger Millionen jetzt fest begründet. Auch bei dummer Leitung kann es schon wiederholt starke Püffe vertragen. Eigentlich riskante und Schwindelgeschäfte machen wir nicht, wollen sie auch künftig nicht machen. An seiner Leitung teilzunehmen, ist ein einflußreicherer und — ich glaube — ehrenvollerer Wirkungskreis wie Ausfüllung eines Advokaten- oder Richterpostens, wie im preußischen Staatsdienst. Überlegt und teilt mir Eure Ansicht mit.“

„Ich reise Donnerstag abend und mache am 13. Juli Hochzeit. Die Kinder sind seit gestern in Hohenheim. Grüße Georg (den Alten) . . .“

Georgs Erfolge hatten also Werner ganz wesentlich in seiner Absicht bestärkt, Georg dauernd für sein Unternehmen zu gewinnen.

General Lüders schrieb in einem Brief an Werner Siemens vom 13. Juli 1869: „Ich möchte hier auch gleich eines anderen Teiles Ihres Geschäftes erwähnen, das eben so glücklich zu Ende gebracht ist, nämlich der persischen Konzession; nun hat man die Sicherheit, daß das Geschäft ein gutes wird, und ich mache Ihrem Agenten in Teheran, Georg Siemens, mein aufrichtiges Kompliment zu diesem Resultat.“

Georg Siemens reiste bald nach seiner Ankunft in Berlin nach London weiter für einen kürzeren Aufenthalt; es galt, dort in dem Board der Gesellschaft die persische Konzession zur Annahme zu bringen, was denn auch ohne Mühe gelang.

Nachstehend ein Brief Georgs an seinen Vater aus London vom 7. September 1869:

„Für Deinen freundlichen Brief meinen besten Dank. Ich hoffe, nächsten Sonntag in Ahlsdorf sein zu können. Es handelte sich für mich darum, die persische Konzession hier durchzusetzen; dies ist heute durch Wilhelm im Board meeting durchgesetzt worden. Seine Auseinandersetzung war wirklich glänzend, und ich wundere mich jetzt, wo ich eben zurückkomme, daß ich so unendlich gescheut war und so wunderbare Dinge erreicht habe.“

„Hier ist alles wohl. Wilhelm schwimmt obenauf, weil ihm eine seiner Ideen nun auch praktisch geglückt ist. Er hat ein neues Stahlwerk in Wales angelegt, welches in den Zeitungen wirklich einen gewissen Sturm hervorgerufen hat und als der Anfangspunkt einer neuen Stahlära angesehen wird. Unter diesen Umständen halte ich Karls Übersiedelung nach England für vernünftiger, als sie mir anfangs schien. Es ist und bleibt doch hier ein anderes Leben als unsere deutsche Pfennigfuchserci, die zwar dem einzelnen wohl bekommt, aber doch dem Lande nur wenig hilft.“

Nach der Rückkehr aus London schloß Werner mit Georg einen Vertrag, durch den er ihn als Syndikus mit erweiterten Vollmachten für die Geschäfte in Berlin, London, Petersburg und Tiflis bestellte. Die Brüder Siemens waren sich einig darüber, daß in Georg ein Ersatz namentlich für Werner herangezogen werden sollte. Aus ihrem Meinungsaustausch seien die folgenden Briefstellen wiedergegeben:

Werner an Wilhelm Siemens. Berlin, 13. Oktober 1869.

„Ich glaube, es ist gut, seine (Georgs) Stellung zu erweitern und zu kräftigen. Er ist zuverlässig und geschickt, und es ist gut, eine solche jüngere verwandte Kraft in unserm weitschweifigen Geschäft zu haben. Nach meinem Tode wird er aktiver Vormund meiner Kinder werden.“

Karl an Wilhelm Siemens, 14. Oktober 1869.

„Daß Georg mit seiner Rechtsgelehrsamkeit dem Geschäft nützlich sein kann und es sein wird, ist nicht zu bestreiten. Aber wirklich unentbehrlich wird er erst in Sterbe- und Krankheitsfällen. Wenn z. B. Werner etwas Menschliches passieren sollte, was soll dann aus dem Berliner Geschäft werden? Ist aber Georg mit seinem Geschäftsgange vertraut, so kann er die Leitung übernehmen, wozu er sowieso schon als Vormund von Werners Kindern berufen sein würde. In derselben Weise kann Georg Dir und mir nützen, wenn unser Stündlein geschlagen hat.

„Haase drückt sich aus: ‚Die Dynastie soll durch Georg gerettet werden.‘ Die Fähigkeit, einem Geschäfte sehr nützlich sein zu können,

hat Georg unbedingt, und daß er ein anständiger Charakter ist, wird ihm wohl keiner abstreiten.“

Es stand also nur bei Georg Siemens, ob er ausschließlich und dauernd in den Dienst der weitverzweigten Siemens'schen Unternehmungen eintreten wollte, mit der Aussicht, neben Werner oder an Werners Stelle die Leitung des damals schon hochentwickelten Geschäftes zu übernehmen. An lohnender Arbeit hätte es in einer solchen Stellung für den Tätigkeitsdrang Georgs nicht gefehlt. Aber er empfand das Mißliche, mit Verwandten in geschäftlicher Verbindung zu stehen und berührte dabei in scherzhafter Weise auch seine eigene Stellung zu Werner, der ihn nun nicht mehr los werde und nach Arbeit suchen müsse, um ihn zu beschäftigen. In dem Scherz war ein Körnlein Ernst enthalten. Georgs Stolz und Unabhängigkeitsinn konnten sich mit der Stellung zu den Verwandten, die aus eigener Kraft und Tüchtigkeit heraus eine Unternehmung von Weltruf geschaffen hatten, nicht ganz befreunden. Es sagte ihm mehr zu, seine eigenen Wege zu gehen. Als man ihm die Gelegenheit bot, sich an einer neuen großen Aufgabe zu versuchen, bei der es sich darum handelte, aus einem Nichts heraus durch schöpferische Tätigkeit ein großes Unternehmen mit Zielen, die für Deutschland waren, auf die Füße zu stellen, da zauderte er nicht, die bequemere und gesichrtere Position in dem Siemens'schen Geschäft aufzugeben, um sich der neuen Aufgabe zu widmen, die forthin sein Leben zum größten Teil ausfüllen sollte und in der ihm die größten Erfolge beschieden waren.

## Der Feldzug 1870/71.

Ehe Siemens ganz zu der prachtvoll aufsteigenden Betätigung in Berlin übergehen konnte, welcher von da ab sein Leben gewidmet blieb, rief ihn zum dritten Mal das Vaterland

Am 19. Juli erfolgte Frankreichs Kriegserklärung. Schlag auf Schlag kamen die deutschen Siege in den Juli- und Augusttagen bei Weißenburg, Wörth, Gravelotte. Ein tiefes Aufatmen, gefolgt von un-

geheurem, dankbarem Jubel durchzitterte Deutschland. Fünf Vettern des Siemensschen Geschlechtes war es vergönnt gewesen, sofort in den Kampf zu rücken; zwei davon wurden schwer verwundet. Während dessen hartete Georg zunächst vergeblich, mit größter Ungeduld, der Einberufung. Endlich erfolgte sie, aber dies war nur eine neue Geduldsprobe: Rekruten einexerzieren in Stralsund, so hieß die Ordre, mit der er als Leutnant dem Ersatzbataillon Nr. 24 zugeteilt wurde. Das entspreche allerdings allen elterlichen Wünschen betreffs seiner Sicherheit, schrieb er nach dem großen Tag von Sedan gereizt nach Hause.

„Ein Friedensschluß ist übrigens deshalb nicht möglich, weil bei den Franzosen niemand die legitimatio ad agendum hat. Die Republik ist keinesfalls dauerhaft, da die Leute nicht das Zeug haben, die Franzosen zu deren Aufrechterhaltung zu zwingen. Letztere lassen sie sich im Augenblick noch gefallen, weil sie, durch das Wort getäuscht, dieselbe als ein arcanum gegen den Feind betrachten. Wenn die Republik von 1870, die mit derjenigen von 1792 auch nicht die allergeringste Ähnlichkeit hat, ihre Unfähigkeit erwiesen haben wird, dann werden Gambetta und Picard (Sules Favre ist, glaube ich, der Unfähigste von der ganzen Gesellschaft) gehen wie Napoleon, nur mit dem Unterschied, daß sie freiwillig gehen. Dies wird in 14 Tagen eintreten, falls nicht vorher die französische Armee ein unangenehmes Wörtchen spricht. Dann aber ist niemand zum Friedensschluß da, dann müssen wir Frankreich besetzt halten, bis eine neue Regierung eingeführt resp. (was ich für uns günstig halte, wenn Napoleon dumm genug ist, darauf einzugehen) Napoleon wieder eingesetzt ist. Solange aber werde ich wohl in Stralsund bleiben müssen und Seebäder nehmen.“

Endlich im Oktober kam auch für ihn der Befehl nach Frankreich abzurücken. „Er kam strahlend in Berlin an,“ so erzählte seine Mutter, „und lief den einen Tag, den er dort zum Aufenthalt hatte, von früh bis spät herum, um seine Leute genügend zu versorgen; abends bei der Abfahrt war ich auf dem Bahnhof. Da kam einer der Soldaten auf mich zu, schlug sich vergnügt aufs Bein und sagte: Der Herr Leutnant versteht's, der weiß wie einem armen Mann zumute ist. Fünfe (nämlich Unterhosen) habe ich an.“

Feldpostkarte, St. Avoird, ohne Datum.

An Herrn Justizrat Siemens

Wend. Ahlsdorf bei Schönewalde.

Nach längerer Fahrt heute früh gesund und frisch in St. Avoird angekommen, werden wir uns nach Metz begeben, woselbst unser Regiment bereits eingerückt sein soll. Ob es daselbst dauernd verbleibt, konnte ich nicht erfahren. Herzlichen Gruß

Georg

Er begab sich alsbald nach Corny, dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, um das Eintreffen seines verschiedenen Armeekorps angehörenden Ersatztransportes zu melden, stieß aber längere Zeit auf Schwierigkeiten, mit seiner Meldung bis zum Prinzen vorzudringen. Dieser Nichtbeachtung endlich überdrüssig, legte Siemens den ihm vom Schah von Persien verliehenen großen, grünen, brillantengeschmückten Ordensstern der aufgehenden Sonne und des Löwen an. Als er nun zum Schloß des Prinzen kam, trat die gesamte Wache präsentierend unter Gewehr. Man hielt den herankommenden Leutnant für einen der dem prinzlichen Hauptquartier zugeteilten deutschen Fürstensöhne. Gnädig winkte der vermeintliche Prinz ab, ein diensttuender Offizier besorgte den Zutritt zum Prinzen Friedrich Karl, der ihn lebhaft nach dem schreienden Ordensstern und den noch schreienderen Zuständen Persiens befragte, sowie schließlich zur Mittagstafel dabeihielt.

Metz war inzwischen gefallen, die Einschließungsarmee wieder geteilt worden in eine 1. Armee, der die Fortführung des Kampfes im Norden Frankreichs zur Deckung der Belagerung von Paris zufiel und in die 2. Armee, bestimmt nach der mittleren Loire gegen die von Gambettas feuriger Energie aufgestellten Heeresmassen abzurücken, die das Einschließungsheer vor Paris von Süden her bedrohten. Zunächst hatte Siemens den Rest seines Ersatztransportes in Rheims abzuliefern, nicht ohne einige Märsche vor Metz „in endlosem Dreck“. Dann aber eilte er zu seinem 4. Brandenburgischen Infanterieregiment (Nr. 24) zurück, das er am 12. November westlich Troyes erreichte, als es sich im Verbands des III. Armeekorps im Anmarsch auf Orleans befand.

## Feldpostkarte.

An Herrn Justizrat Siemens

Wend. Ahlsdorf bei Schönemalde

Flahsh bei Billeneuve unweit Trojes 14./11. 70.

Ich habe inzwischen die 3. Kompagnie übernommen. Wir marschieren in kleinen Märschen in friedlicher Manöverstimmung in der Richtung auf Orleans, weil dort angeblich noch Franzosen sein sollen. Die ganze Bevölkerung, wo wir durchkommen, seufzt nach Frieden und verflucht Gambetta mit seinem Unsinn. Quartiere gut. Bevölkerung durchaus freundlich. Mir geht es ausgezeichnet.

Herzlichen Gruß Georg.

Seine Feldpostkarte zeigt, daß bei der Armee selbst noch kaum jemand ahnte, welche schweren Tagen die deutschen Truppen im westlichen Frankreich entgegengingen, wie riesenhaft der von Gambetta organisierte Widerstand anwuchs. Die von Siemens überbrachten Ersatzmannschaften waren sehr notwendig geworden, da das 24. Regiment in der mörderischen Schlacht bei Bionville am 16. August bereits 1100 Mann und 48 Offiziere verloren hatte. Trotzdem er erst Sekondeleutnant war, wurde ihm daher sofort die Führung der 3. Kompagnie übertragen, außerdem aber wurde er infolge seiner Gewandheit im Französischen vielfach zu Dolmetscherdiensten herangezogen.

Auch in der folgenden Woche zeigte sich bei den deutschen Truppen noch keine weitergehende Erkenntnis der Bedeutung der Voire-Armee.

## Feldpostkarte

An Herrn Justizrat Siemens

Wend. Ahlsdorf bei Schönemalde.

Souppes bei Remours 18./11. 70.

Herrliches Wetter. Alles im Überfluß. Einige Franktireurs, die aber stets ausreißten. Gesundheit vortrefflich. Bevölkerung friedlich bis auf einige Schreier. Voire-Armee nicht zu sehen. Habe Franz Koch\*) kürzlich gesehen, befindet sich wohl, läßt seinen Vater grüßen. Herzlichen Gruß  
Georg.

\*) Tagelöhnersohn aus Ahlsdorf.

Doch nun kommt die Erkenntnis, daß Gambetta etwa Bedeutendes geschaffen habe; zugleich aber die Überzeugung, daß man die neue Armee mit einem einzigen Schlag, wie bei Sedan, niederkämpfen werde. Die Schlacht vor Orleans (3. und 4. Dezember) hatte jedoch nicht das gewünschte Ergebnis. Zwar wurde die französische Loire-Armee zersprengt, aber nicht vernichtet. Die in verschiedenen Richtungen zurückgezogenen französischen Heeressteile entzogen sich bald der Verfolgung der schwachen, ihnen nachgeschickten deutschen Truppen. Die Fühlung mit dem Feinde ging zeitweilig ganz verloren.

Châtillon le roi 23./11. 70.

3 Meilen vor Orleans-nördlich

Geehrter Herr Platenius!\*)

Von der Verwirrung, die dieser Krieg in den Verhältnissen hier selbst angerichtet, hat man bei uns keinen Begriff. In Rheims, wohin ich einige Tage lang kommandiert war und wo große Webereien usw. sind, lag alles still, und in . . . . . wo enorme Massen Nachtmützen usw. gemacht werden, waren die Bankiers nicht imstande mir 100 Tr. selbst mit großem Kurzgewinn zu wechseln. Von dem Elend unter der Arbeiterbevölkerung, die nur aus Not Franktireurs wird (weil sie nichts zu essen hat) und durch die Preußen verhindert wird, die Reichen totzuschlagen, hat man keinen Begriff. Ebenso geht's es mit dem Landvolk, welches nach einer totalen Mißernte mit Requisitionen gequält wird. Trotz alledem ist alles friedlich gesinnt, und der Widerstand wurzelt eigentlich nur in dem sozialistisch angehauchten Arbeiter- und Beamtenstande. Wenn die morgen oder übermorgen hier bevorstehende Schlacht die von Gambetta geschaffene Loire-Armee vernichtet haben wird à la Sedan — hoffentlich wird man dabei nicht totgeschossen — wird auch Gambetta fallen und die Desorganisation wird ihren Gipfelpunkt erreicht haben. Dann kann Frankreich nicht wieder aufstehen, wenn seine ressources auch noch so inépuisables sind. Aber Frieden wird darum doch nicht: denn es ist tatsächlich niemand da, mit dem man

\*) Direktor bei der Deutschen Bank.  
Georg von Siemens.

wegen des Friedens auch nur verhandeln könnte. Insofern wird die Desorganisation auch uns noch sehr schaden.

Meine Ansicht vom September habe ich bestätigt gefunden, und es ist mir sehr zweifelhaft, ob ich sobald wieder nach Berlin zurückkommen werde. Uns gegenüber stehen schon wieder Turcos. Man weiß wirklich nicht, wo die Kerls noch herkommen.

Mit herzlichem Gruß an Sie und Ihre verehrte Familie.

Ihr treu ergebener

G. Siemens.

Das III. Armeekorps, dem das Regiment 24 angehörte, war nach der Schlacht vor Orleans zunächst — östlich — loireaufwärts dem weichenden französischen XVIII. Armeekorps gefolgt, hatte bereits über Chateau-neuf am 7. Dezember Gien erreicht (65 km) und eine erneute Offensive dieses Armeekorps vereitelt, als es zur Unterstützung der Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg in Eilmärschen wieder nach Westen zurückbeordert wurde. Der Großherzog war Loire-abwärts bei Neung-Beaugency-Crevant auf starke, noch unerschütterte feindliche Kräfte gestoßen, — es war die Masse der französischen Loire-Armee. Dringend schien er der Hilfe zu bedürfen. Das Armeekorps kam jedoch nicht mehr rechtzeitig, um in die Gefechte, die zum Zurückwerfen des Gegners hinter die Loire führten, entscheidend einzugreifen.

Einen Ausschnitt aus dieser für den Soldaten wenig befriedigenden Situation geben die folgenden Feldpostkarten aus Chilleurs (4. Dez.), Billiers und Beaugency (15. Dez.). Sie zeigen vor allem, nach Erkenntnis der großen noch bevorstehenden Kriegsarbeit, die Tendenz, die besorgten Eltern zu beruhigen:

„Die Loire-Armee sitzt jetzt schon ganz locker, wie die zunehmenden Gefangenen beweisen. Wir sind seit dem 3. Dez. (wo Siemens bei einem Artilleriegefecht nur in Reserve gestanden hatte) nicht im Gefecht gewesen und stehen auch jetzt noch in Reserve, während das IX., X. und XI. Korps die Hauptarbeit tut und ab und zu einzelne Regimenter von uns ins Gefecht kommen. Franktireurs sind verschwunden.

Feldpostkarte.

An Dr. Werner Siemens, Berlin.

Mein Quartier Billiers bei Vendôme 15./12. 70.

Ich höre soeben daß Ali\*) bei Beaune la Rolande verwundet ist. Ist die Sache gefährlich? Mir geht es recht gut. Die Loire-Armee geht stetig zurück, schlägt sich aber immer noch ganz tapfer. Unser III. Armeekorps war meistens in Reserve und hatte nur wenig Verluste. Dagegen drückt uns Brot- und Zigarrenmangel.

Besten Gruß            Georg.

Von dem für das III. Armeekorps ergebnislosen Hin- und Herziehen berichtet der folgende Brief. Hier wird es lebendig geschildert, wie notwendig die Truppen nach den Strapazen des ersten Winterfeldzuges in schwierigem Gelände eine Rast hatten.

Orleans 25./12. 70.

Liebe Mutter.

... Wir liegen hier seit dem 20./12. im Ruhequartier, um unsere Stiefelsohlen (falls man die Lederstreifen, die unsere Leute noch am Bein hängen haben, Stiefel nennen will) zu flicken, und uns etwas zu verpuften. Denn gerannt sind wir ungeheuer, erst ganz nach Osten nach Châteauneuf, Gien, dann nach Westen bis Vendôme, sind aber trotzdem im wesentlichen überall zu spät gekommen. Ich glaube, man wird uns hier lassen, bis die Franzosen sich wieder gesammelt haben und neue Angriffe machen. Denn das Hinterherrennen reißt unsere Armee nur auseinander, ohne Nutzen zu stiften. Die Loire-Armee war übrigens eine ganz respectable Armee, und Gambetta hat durch deren Schöpfung ein ganz ordentliches Stück Arbeit geliefert. Sie ist indessen so zugerichtet, daß wohl mindestens ein Monat vergehen wird, ehe sie wieder schlagfertig auf dem Plan erscheinen wird. Bis dahin ereignet sich hoffentlich etwas vor Paris, das einen Teil unserer Armee dort disponibel macht und uns in den Stand setzt, die Gesellen im Süden an-

\*) Alexander Siemens, geb. 22. Januar 1847, Ingenieur, war ebenfalls für Werner Siemens in Persien am indo-europäischen Telegraphen und auf dem Schwarzen Meer tätig. Er erhielt das eiserne Kreuz. Seit 1887 Direktor von Siemens Brothers in London.

zufassen und ihnen auch dort eine kleine Idee von den Leiden des Krieges beizubringen. Eher nehmen sie doch keinen Verstand an, Gambetta ist ein Dichter, und man muß die Leute aus dem poetischen Utopien, in welches er sie hineingeschwindelt hat, wieder etwas in die Wirklichkeit zurückversetzen, und die „Macht der Poesie“ etwas abschwächen. Für deine freundliche Auskunft über Ali und Leo meinen besten Dank.

Die Gegend hier ist furchtbar ausgefressen. Das Auf- und Abwogen der Armee hat dem armen Lande, das so schon eine schlechte Ernte gehabt hatte, den Rest gegeben. Pferde, Kühe und Schweine sowie Hühner sind nicht mehr zu haben, und ich verstehe wirklich nicht, wie es möglich sein wird, das Landvolk vor einer Hungersnot zu schützen.

Heute war ich in der Kirche, wo der Bischof Dupanloup\*) die Messe las, ein kleiner Mann mit weißen Haaren und feinen Gesichtszügen, der ab und zu dabei gähnte, weil er zu geistlich ist, um sich aus der ihm erwiesenen Hochachtung viel zu machen aber dabei ein äußerst würdevolles Benehmen affektierte. Ich sage: affektierte, denn ich tariere ihn auf einen Mann von lebhaftem Temperament, raschen Bewegungen, mit starken Sym- und Antipathien, dem ein solches Paradesitzen, wie er es unter seinem Thronhimmel tun mußte, höchst lästig gewesen sein muß. Seine Stimme ist zweiter Tenor und recht angenehm, auch stark. In dem Dom habe ich mich zugleich überzeugt, daß es in Orleans auch junge Damen gibt. Auf der Straße habe ich wenigstens vorher keine gesehen; sie gehen also nicht spazieren entweder aus Furcht vor der Bärenfalte oder vor den Preußen. Letzteres ist mir wahrscheinlicher. Der Patriotismus, namentlich der unverständige, ist hier am stärksten bei den Frauen vertreten. In allen Städten, wo ich gewesen, gingen die Honoratioren schwarz: elles portaient le deuil de la patrie. Ob sie Portraits von Gambetta als Medaillon tragen, weiß ich nicht, werde ich auch wahrscheinlich schwerlich ergründen, da mein Wirt ein alter filziger Junggeselle von Rentier ist. Doch das Papier wird alle. Herzlichen Gruß und die besten Wünsche für Deine und des Vaters Gesundheit von

Deinem gehorsamen filio

Georg.

Franz Roodt liegt ebenfalls in Orleans und befindet sich wohl.

\*) Damals Führer der antikatholischen Bewegung in Frankreich.

Am Sylvesterabend vereinigten sich 15 Offiziere des Regiments zu einem von Siemens arrangierten Souper bei dem Restaurateur Anfre zu Orleans (dem man für das Gedeck ohne Trinkgeld 15½ Taler zahlte). Mit einem Hoch begrüßte man das neue Jahr und gedachte in „Wehmut, Dankbarkeit und Stolz“ des verflossenen. Wahrlich ein anderes Stimmungsbild, als die schamlose Schilderung, welche später ein Guy de Maupassant von den Gelager deutschen Offiziere im Feldzug entworfen hat!

Orleans 2./1. 1871.

Liebster Vater.

Meine Glückwünsche zum neuen Jahr kommen natürlich spät, aber doch noch in die erste Hälfte desselben, in der zweiten Hälfte werde ich sie persönlich bringen, da die Geschichte vermutlich doch solange dauern wird. Wenn man die Gesellschaft hier sprechen hört, so kommt es einem wirklich vor, als ob die Franzosen fortwährend gesiegt hätten. Daß wir binnen kurzem von Frankreichs Boden weggesetzt sein werden, steht ihnen baumfest, denn „la France est inépuisable de ressources“ usw. Letzteres ist sie allerdings auch, und wer Ahlsdorfs öde Fluren und armelige Bauernhäuser mit der elendesten Gegend Frankreichs vergleichen wollte, würde ohne Zweifel letztere um das dreifache schöner und fruchtbarer finden. So wirkt der Unterschied des Klimas und der größeren Beweglichkeit und Tätigkeit der Einwohner. Leider werden unsere Armeen nach und nach zu schwach, um weiter nach Süden vorgehen zu können und so die „ressources“ uns dienstbar zu machen. Paris fällt noch immer nicht, das Bombardement fängt noch immer nicht an — wahrscheinlich weil man sich vor Mißerfolgen fürchtet — und die Leute haben neue Zeit neue Armeen zu bilden resp. die leider nur unvollkommen geschlagene Loire-Armee von neuem in guten Stand zu bringen. Glücklicherweise bestehen Armeen nicht allein aus Menschen, es gehören in dessen Menschen dazu und letztere fangen an uns etwas zu fehlen. Die nächsten Schläge werden wahrscheinlich dem armen v. Werder gelten, der einen sehr harten Stand haben muß, während wir recht friedlich hier stehen und uns von den ziemlich ausgefressenen Bewohnern Orleans tant bien que mal ernähren lassen.

Sonst ist nichts Neues zu vermelden. Ich glaube, wir werden noch einige Zeit hier bleiben. Wie lange, weiß nur Gambetta. Mit herzlichem Gruß an die Mutter und von Handel

Dein gehorjamer filius  
Georg E.

Es kam jetzt der schwerste und ehrenvollste Teil des Feldzuges für Georg. Um dem Angriff der aufs neue gesammelten französischen Loire-Armee unter dem energischen General Chanzy zuvorzukommen, hatte Prinz Friedrich Karl gleich nach Neujahr die gesamten, ihm unterstellten Kräfte zur allgemeinen Offensive über die Loire in Marsch gesetzt. Am 6. Januar kam es zu den ersten heftigen Kämpfen zwischen Voir und dem Azaybach, in deren Verlauf die Franzosen auf Le Mans zurückgeworfen wurden. Zur Deckung der für das III. Armeekorps neu geschlagenen Loirebrücke bei Meslay waren die Kompagnien Siemens (10.) und 11. des Regiments 24 dort zurückgelassen worden.

Als nun das Armeekorps jenseits der Loire immer mehr vordrang, folgten auch diese Truppen und warfen in selbständigem Gefecht starke Franktireurscharen über Château Bel Air und Espéreuse zurück, das am Spätnachmittage besetzt wurde. In den Gefechten vom 7., 8. und 9. Januar wurden Chanzy's Truppen immer mehr nach Westen zurückgeworfen, während ihre Widerstandskraft immer mehr nachließ. Die milde Witterung der vorhergehenden Tage verwandelte sich in grimmige Kälte, alle Straßen waren mit Glatteis überzogen. In der Nacht vom 8. zum 9. Januar lag Siemens mit seiner Kompagnie nordwestlich von St. Calais am Bois des Loges bei grimmigster Kälte auf Vorposten. Am 9. Januar nimmt er an der Spitze der Kompagnie teil an dem heftigen Gefecht um Dorf und Schloß Ardenay in der Avantgarde. Am 10. Januar wurde allgemein die deutsche Offensive aufgenommen, das 24. Regiment ging im Verbands der 12. Brigade auf der Straße Ardenay—Le Mans als äußerster rechter Flügel des III. Armeekorps vor. Ungehindert gelangte man bis zu dem Gehöft St. Hubert des Roches. Hier wurden stärkere feindliche Kolonnen im Anmarsch gegen den Wald gemeldet, alle Farmen und das Dorf Champagne waren bereits vom Feinde besetzt. Nachmittags entspann sich ein

äußerst lebhaftes Waldgefecht, in das die unter Siemens Führung stehende 10. Kompagnie in durchschnittenem Gelände energisch eingriff. Im Verein mit vier anderen Kompagnien seines Regimentes gelang es „unter Überwindung großer Schwierigkeiten in einem gemeinsamen Anlauf den bedeutend stärkeren Gegner aus dem Walde zurückzuwerfen und sich in den Besitz der westlichen Visière zu setzen —“ so berichtet die Regimentsgeschichte. In einem Gehöft wurden dabei etwa 80 Gefangene gemacht. Drei andere Kompagnien hatten unterdessen den Eisenbahndamm bei Bourg-neuf erstürmt. Der Feind zog sich, die Tornister wegwerfend, eiligst gegen Champagné zurück, verfolgt von dem deutschen Schützenfeuer. Aber auch dieses für die Ersteigung des Plateau d'Auvours wichtige Dorf wurde noch am gleichen Tage in Gegenwart des Prinzen Friedrich Karl erobert. In unheimlichem und erbittertem Nachkampf kam es zu den schwersten Gefechtslagen. Von Haus zu Haus mußte gekämpft werden und die mondbeleuchtete Dorfstraße bedeckte sich mit den Leichen gefallener Soldaten und Offiziere. Häufig mußte vom Bajonett Gebrauch gemacht werden. In der Nähe der Kirche stieß Siemens auf eine größere Anzahl Franzosen, denen er zurief: „Rendez-vous!“ worauf ein Franzose erwiderte: „Un troupier français ne se rend jamais!“ und ihn in demselben Augenblicke zu erstechen versuchte. Ein Einjähriger wehrte den Stich ab, wurde aber unmittelbar darauf erstochen. Den Franzosen ereilte dasselbe Schicksal.

#### Feldpostkarte.

An meinen Vater.

13./1. 71. Ferme bei Yvré l'Évêque unweit Le Mans.

Seit 2./1. von Orleans abmarschiert, immer in der Avantgarde ohne Gelegenheit zu schreiben; hoffe heute Post zu erreichen, wo IX. Korps vorgezogen wird. Verschiedene kleine Gefechte, drei Offiziere tot, drei verwundet. Franzosen schlugen sich gut. Strapazen enorm. Sache nunmehr hoffentlich vorüber. Frisch und gesund, wenn auch Kälte groß und Bivvaks dabei ziemlich unangenehm, auch Nahrungsmittel knapp. Herzlichen Gruß von  
 Georg.

Rooch vermutlich gesund, da Jäger wenig im Gefecht waren. Ich habe seit dem 2./1. die 10. Kompagnie.

Diese bescheidene Karte schrieb Siemens nach dem Schlussskampf am 12. Januar, durch welchen Le Mans genommen wurde. Die Franzosen zogen sich nach dem Bahnhof zurück, um nach Laval abzufahren und schossen noch vom Zuge aus auf die deutschen Truppen. Siemens hatte an diesem Tage die Aufgabe, den Franzosen nachzurücken und die Eisenbahnzüge, welche von der deutschen Artillerie zum Stehen gebracht worden waren, in seine Gewalt zu bringen.\*) In den folgenden Tagen rückte das III. Armeekorps auf der nach Laval führenden Straße noch bis in die Gegend von Sablé-Sillé vor, wo den tapferen brandenburgischen Truppen, die auch diesmal wieder die Hauptlast des Kampfes getragen hatten, einige Zeit Ruhe gewährt werden konnte.

Das Regiment 24 bezog Quartiere bei Bruslon.

Nach den schweren Kämpfen bei Le Mans, die zur Zertrümmerung der französischen Loire-Armee geführt hatten, suchten die Franzosen um Waffenstillstand nach, worauf am 31. Januar 1871 die Truppen auf beiden Seiten um 12 km zurück gingen.

Le Mans 16./1. 71.

Lieber Vater.

Auf Deine Veranlassung hat Dr. Zabel\*\*) an mich geschrieben und mich um Korrespondenz gebeten. Bei unserer Lebensweise auf der Straße und im Bivak verbieten sich dergl. Scherze. Ich habe ihm aber vorläufig einen Feldpostbrief über unsere bisherigen Schicksale geschrieben, und ihm noch mehr versprochen, wenn ich Zeit, Tinte und Papier habe. Natürlich verringert sich dadurch meine Zeit für andere Briefe, denn Faulenzerleben ist uns noch nicht gestattet. Ich glaube daher, daß Du gut tun wirst — falls Zabel meine Briefe druckt, — dich auf die Nationalzeitung zu abonnieren.

Mir geht es herrlich gut. Im Quartier kriege ich zwar nichts zu essen. Mit Dreistigkeit und Geld kann man aber doch ab und zu in den Hotels etwas haben. Auch diese Stadt ist durch die Franzosen und uns vollständig ausgefressen. Licht, Zucker, Tabak usw., sind absolut uner-

\*) Eine ausführliche Schilderung findet sich in der „Geschichte des 4. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 24“, S. 102ff.

\*\*) Chefredakteur der Nationalzeitung zu Berlin.

reichbare Dinge, wenn mir Platenius nicht ab und zu 6 Stück Zigarren in einem Brief schickte, hätte ich absolut garnichts zum Rauchen. Unsere Gefechte, die ganz gut ausfielen, tragen den Charakter eines großen Sieges. Ich glaube die Loire-Armee hat wieder auf 4 Wochen genug, wenngleich wir sie nicht gefangen nehmen konnten. Hoffentlich fällt Paris in der Zwischenzeit. Die Verluste werden nach und nach zu viel. Mein Bataillon — ich hatte während des Gefechtes die 10. Kompagnie geführt — hatte drei tote und einen verwundeten Offizier, was bei unserm geringen Bestand von Offizieren den dritten Mann bedeutet. Ich selbst habe einige ganz niedliche Coups gemacht und bin zum eisernen Kreuz und Premier-Deutnant eingegeben. Gegenwärtig führe ich die zweite Kompagnie, deren Hauptmann gefallen ist. Ich spekuliere auf eine Stelle als Divisionsadjutant wegen meiner Kenntnis der politischen Verhältnisse Frankreichs, aber ich fürchte es wird nichts werden.

Gestern traf ich den kleinen Benjamin Möller, früher Guer Berwalter, der beim Proviantamt angestellt ist. Er sah sehr gut aus. Die „Mehlwürmer“ haben überhaupt ein gutes Leben, da sie an der Nahrungsquelle sitzen, um welche sich alles dreht.

Sonst nichts Neues. Zeitungen sind in letzter Zeit ausgeblieben, doch ist alles voller Gerüchte, wonach Paris kapitulieren wird, Gambetta erschossen ist usw. Schön wäre es, wenn es wahr wäre. Aber, aber —! Von Koch habe ich in der letzten Zeit nichts gesehen. Julius hat mir einen Pelz avisiert. Ich fürchte, er wird kommen, wenn der Winter vorbei ist. Seit vorgestern haben wir das schönste Lauwetter, so daß ich ohne Paletot ausgehe. Der Winter soll ausnahmsweise streng gewesen sein, und ich kann mir denken, daß die in Paris garnisierende Truppe höllischen Holzmangel leidet.

Ich habe heute die Verluste der 10 Kompagnien festgestellt seit dem 16. August:

46 Mann tot (2 Offiziere)
98 Mann verwundet (2 Offiziere)
72 Mann krank
216 Mann (4 Offiziere)

Die Kompagnie ist ausmarschiert 4 Offiziere 228 Mann stark. Du kannst daraus den Abgang ersehen und ermessen wie schwer der Krieg

war. Allerdings hat diese Compagnie auch mit die stärksten Verluste gehabt.

Herzliche Grüße für die Mutter von  
Deinem gehorhamen Sohn  
Georg S.

Georg Siemens an die National-Zeitung.

Le Mans 15. Januar 1871.

Seit zwei Tagen befinde ich mich in Le Mans und gewinne endlich Zeit, nach den Strapazen der letzten Wochen einen Rückblick auf unsere Operationen zu werfen. Am 3. Januar marschierte unser Armeekorps von Orleans und Umgebung ab. Wir erreichten am 6. mittags die Loire nördlich von Vendôme, wo unsere Brigade die ersten Schüsse hörte. Dort hatten die Franzosen (vermutlich die Avantgarde des XVII. Korps) einen Vorstoß gemacht mit der in vorausgegangenen Befehlen ausgesprochenen Absicht, Vendôme um jeden Preis zu nehmen. Die 11. Brigade (20. und 35. Regiment) warf sie jedoch zurück, und das ganze Armeekorps ging in breiter Front, sämtliche vier Brigaden nebeneinander aufmarschiert, auf verschiedenen Straßen in westlicher Richtung dahinter her. Bei Vendôme verändert sich der Charakter der Landschaft. Die Umgegend von Pithiviers, Beaumont, Orleans, Beaugency, Meung usw., der Schauplatz der letzten Gefechte, stellt sich im wesentlichen als eine fruchtbare Ebene dar, in welcher sich zwar einzelne große Waldstriche wie der Wald von Orleans, der Wald von Marchenoir befinden, die aber trotz derselben und trotz der (namentlich am Loire-Ufer) eingestreuten Weinberge die Verwendung von Artillerie und Kavallerie gestattet. Westlich von Vendôme aber wird das Terrain wellig; die Felder sind ähnlich wie in Westfalen und Holstein von dichten Dornhecken eingefasst; an die Stelle der großen Dörfer treten zahlreiche zerstreut liegende Gehöfte, zu welchen der Zugang durch schlechte ausgefahrene Geleise führt; Plätze, von denen man eine freie Übersicht gewinnen könnte, fehlen gänzlich, während vielfach eingestreute Waldparzellen jede Orientierung unmöglich machen. Unsere vortreffliche Kavallerie und Artillerie wurde somit fast unverwendbar und hätte in die Gefechte nicht eingreifen können, selbst wenn die Wege weniger glatt und schmal gewesen wären.

Die Hauptlast der Gefechte lag also auf der Infanterie, welche ihrerseits nicht einmal in großen Massen, sondern meist nur in aufgelösten Kompagniecolonnen vorgehen konnte. Andererseits aber waren die Franzosen auf diesem Boden, wo sie stets gedeckte Verteidigungsstellungen einnahmen, ihre größere Anzahl und die Überlegenheit ihrer Feuerwaffe zur Geltung bringen konnten, bei weitem im Vorteil. In diesem Terrain ging nun das Armeekorps bei dicht nebligem Wetter 9—10 Meilen weit unter steten Wald- und Hausgefechten bis dicht an Le Mans heran. Nur selten kamen ganze Bataillone, meist nur einzelne Kompagnien zur Verwendung und erst am Morgen, wenn die Brigaden sich auf der Chaussee zum weiteren Vormarsch sammelten, erfuhr man, was jeder einzelne Führer getan hatte. Man kann sich leicht vorstellen, welche Schwierigkeiten dies Sachverhältnis der Oberleitung, welche Mühseligkeiten es in den einzelnen Truppen bereitete, denn der Befehl, daß die betreffende Brigade an diesem oder jenem Tage einen bestimmten Terrainabschnitt zu erreichen habe, bedingte regelmäßig bis tief in die Nacht hineindauernde Gefechte, die fast nie vor 10 Uhr Abends abgebrochen wurden. Das aber kann man kühn behaupten, daß keine andere Armee als die unstrig imstande gewesen wäre, diese Aufgabe zu erfüllen, deren Lösung eben nur da möglich ist, wo der engste Zusammenhalt und das größte Vertrauen zwischen der Truppe und dem Führer obwaltet, wo der Soldat dem leisesten Winke gehorcht und bei aller persönlichen Tapferkeit auf jeden eigenwilligen, den Truppenverband auseinanderreisenden Glau verzichtet. Daß die Gefechte nicht unblutig waren, versteht sich von selbst. So hat das 20. Regiment in diesen 5 Tagen 17 Offiziere verloren und die Stärke der zum Gefecht disponiblen Mannschaft betrug am 12. Morgens noch nicht 800 Gewehre; sein 1. Bataillon zählte noch 2 Offiziere 232 Mann.

Wie schwierig es war, die für diese Gefechte notwendige Information zu gewinnen, mag folgende kleine Geschichte beweisen. Beim Vorgehen auf Ardenay wurden am 8. abends gegen 8 Uhr 2 Kompagnien des 24. Regiments im Walde nach rechts detachiert, um zu sehen, ob ein lebhaftes Feuer in der rechten Flanke der 12. Brigade preussisches oder feindliches sei, und nach Umständen in das Gefecht einzugreifen. Konnte man doch nie wissen, welcher Teil des Terrains schon von den

unfrigen eingenommen, welcher noch vom Feinde besetzt war. Man ging im Walde vor und es wurde im dichtesten Kugelregen eine starke Patrouille nach vorwärts geschickt, um sich heranzuschleichen und die Sache zu untersuchen, ohne daß ein Schuß fallen durfte. Dicht an einem Gehöft wird dieselbe mit „Qui vive“ angerufen. Der des Französischen unkundige Führer versteht das Wort „Tibi“. Da sein Nebenmann in der Kompagnie zufällig mit Spitznamen „Tibi“ hieß, so glaubt er, daß die Kompagnie sich an ihm vorbei nach vorn geschoben hat und daß das Gehöft von Landsleuten besetzt ist. Er ruft also: „Schießt nicht, Tibi muß gleich kommen.“ Natürlich schicken die Franzosen der Patrouille und der dahinter kommenden Kompagnie so viel Chassepotkugeln, als sie irgend entbehren kann. Die Entrüstung des biedereren märkischen Patrouillenführers als er zurückkam und meldete, daß die Franzosen ihn erst durch Tibi-rufen sicher gemacht und dann auf ihn geschossen hätten, konnte allerdings nur durch unser Gelächter übertroffen werden, als das Mißverständnis sich aufklärte. Doch erfuhren wir auf diese Weise, was wir wissen wollten, und konnten den Herrn auf den Leib gehen.

Bei diesen Gefechten kam aber auf französischer Seite auch die ganze Wildheit des Nationalkrieges zum Vorschein. Ihre Armee ist seit der Levée en masse teils aus entragierten Patrioten, teils aus zwangsweise ausgehobenen Mobilien zusammengesetzt, die sich entweder aus Fanatismus oder aus Furcht schlagen. Das bei uns vorherrschende Mittel ding des ruhigen, besonnenen, seiner Pflicht lebenden Mannes scheint ihr zu fehlen. Solchen Leuten ist das Gewohnheitsrecht des Krieges natürlich vollständig unbekannt. Es war daher ein fast überall wiederkehrender Fall, daß nach einer ungeschickten oder wenig energischen Verteidigung eines Abschnittes von einem Teil der Besatzung noch auf vier bis fünf Schritt auf unsere in die Gehöfte eindringenden Leute geschossen wurde und daß die Franzosen erst dann das Gewehr streckten in der sicheren Erwartung, daß ihnen noch Pardon gegeben werden würde. Zur Ehre der Menschlichkeit will ich hinzufügen, daß dies auch meist geschehen ist, weil diese Schüsse gewöhnlich keinen Schaden mehr taten; aber wäre es unseren Leuten übel zu nehmen gewesen, wenn sie in solchen Fällen ablehnten, Gefangene zu machen? Mehrfach, namentlich

beim 24. Regiment, kam es sogar vor, daß erst das Gewehr gestreckt und daß demnächst auf unsere herankommenden Soldaten gefeuert wurde, wenn man sich von deren schwächerer Anzahl überzeugt hatte. Bei einem ähnlichen Fall verlor der Premier-Deutnant und Rechtsanwalt Witte vom 20. Regiment das Leben.

Bei solchem Terrain, wo man jederzeit überrajcht werden kann, und Alles „Avantgarde“, ist von Quartieren nicht die Rede. Am Tage Gefecht, des Nachts Feldwache und Bivak im Schneegestöber. Dazu unzureichende Verpflegung, weil die Kolonnen dem schnellen Vormarsch nicht folgen konnten. Zwar war Fleisch vorhanden, aber es fehlte das Brot. Hätten wir nicht soviel französische Gefangene gemacht, die sämtlich mit Brot wohl versehen waren, hätten wir nicht in den einzelnen Gehöften hier und da fertiges Brot gefunden und einzelne französische Biskuitwagen erbeutet, so würden unsere Leute bitteren Mangel gelitten haben. Kurz, dieser fünftägige Vormarsch war wirklich eine erstaunliche Leistung unserer Infanterie.

Die weitere Entwicklung der Sache, wie die Franzosen durch das III. Armeekorps in der Front festgehalten, vom IX. Armeekorps in der Flanke gefaßt und von ihrer dominierenden letzten Stellung auf den Bergen bei Dvré l'Évêque und Le Mans herunter gerollt wurden, werden Ihre Leser besser kennen als wir selbst, müssen wir uns doch aus den Berliner Zeitungen über die Resultate unserer eignen Gefechte orientieren. Jetzt flüchten wir in Le Mans unsere vom Dornengestrüpp zerrissenen und recht fadenſcheinig gewordenen Hosen und Mäntel und sehnen uns nach neuen Stiefeln; die alten sind nicht mehr zu flüchten. Zwar haben wir eine Menge schöner französischer Stiefeln erbeutet und aus dem Leder von Conlie kommen täglich neue Vorräte. Der französische Fuß ist aber im Durchschnitt so klein und namentlich so schmal, daß nur der fünfte Mann imstande ist, die französischen Stiefel zu tragen. Überhaupt waren die Franzosen mit allen Lebensbedürfnissen gut versehen und reichlich verpflegt. Da dies sich aus dem Umstande erklärt, daß ihnen im eigenen, an Hülfquellen reichen Lande die Eisenbahnen zu Gebote standen, während bei uns alles durch Wagen nachgeschafft werden muß, so kann man unserer Intendantur daraus gewiß keinen Vorwurf machen; aber trotzdem war es bitter, wenn man einzelne

unserer armen Leute sich auf solchem Marsche mit bewunderungswürdiger Ausdauer ohne Sohlen hinschleppen sah, ohne ihn helfen zu können, wenn man ihre stumme Klage nicht einmal verstehen durfte. Die Unterhaltungsgegenstände der Frontoffiziere sind daher auch nicht ihre Laten, sondern der Zustand des Stiefelwerkes ihrer Kompagnie und die ingeniosen von ihnen ergriffenen Auswege, wodurch es ihnen gelang, einem Mann mit einem 12 zölligen Fuß ein Paar neue Stiefel zu verschaffen.

Brulon westlich von Le Mans 26./1. 71.

Lieber Vater.

Ich habe seit einigen Tagen nicht schreiben können, weil wir wieder munter auf Märschen waren, wo die Post uns nicht erreichen konnte. Jetzt liegen wir hoffentlich auf einige Tage ruhig in einem kleinen niedlichen Städtchen auf Vorposten. Ich nehme an, daß unsere Ruhe nicht gestört werden wird, weil unsere Disposition dahin geht, nicht angriffsweise gegen die Franzosen zu verfahren und weil dieselben schwerlich gegen uns vorgehen werden. Wie lange diese Disposition dauern wird, können wir natürlich nicht ermessen, wir wünschen aber, daß es möglichst lange dauern möge. Der Krieg fängt an etwas unbequem zu werden. Das eintretende Lauwetter erzeugt einen unermeßlichem Dreck, und man läßt uns mitunter auch auf anderen Wegen wie auf Chausseen laufen. Abgesehen davon bedeutet bei uns das Wort marschieren auch soviel als Brotmangel, Wäschemangel usw.

Strumpfpakete habe ich einige von den verschiedensten Seiten her erhalten, ebenso eine dicke gestrickte Nachtmütze aus Hannover. Ein Pelz ist mir avisiert, aber nicht angekommen. Auf unseren Märschen sind dergleichen Sachen auch schwer transportabel. Die Pariser Bernierungstruppen sind insofern viel glücklicher, als sie stets fest auf einem Punkt bleiben und höchstens eine halbe Meile weit nach vorwärts auf Vorposten ziehen, während wir stets marschbereit sein müssen. Die dortigen Verhältnisse sind daher für uns nicht maßgebend.

Ich glaube übrigens, daß die Winterkälte vorbei ist. Jetzt haben wir es mit der Kälte zu tun und mein Regenpaletot hält ja noch vorläufig.

Meine Gesundheit ist nach wie vor vortrefflich. Wein und Fleisch sind ausreichend vorhanden und der Appetit bei guter Bewegung dementsprechend. Ich bin, um die Mutter zu beruhigen, übrigens seit dem 2. Januar wieder Kompagnieführer und habe gegenwärtig die 2. Kompagnie, deren Führer am 11. gefallen ist.

Sonst nichts Neues. Die Bevölkerung ist ruhig und fügt sich. Der französische Rückzug, der sehr ungeordnet vor sich gegangen sein muß, scheint ihnen die Augen geöffnet zu haben. Franktireurs sind nicht vorhanden. Man macht auch wenig Umstände mit der Gesellschaft.

Nochmals herzlichste Grüße für Dich und die Mutter von Deinem Sohn  
Georg.

Georg Siemens an die National-Zeitung, Februar 1871.

Über die Volksstimmung in Frankreich erhalten wir nachfolgenden Brief, der, wenn auch etwas älteren Datums und vor der Kapitulation von Paris geschrieben, doch einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung der Sachlage liefert.

„Brulon (westlich von Le Mans) 27. Januar. Die Freude über die Ruhetage in Le Mans hat leider nicht lange gewährt. Schon am folgenden Tage marschierten das 24. und 52. Regiment nebst einer Batterie nach Süden, um festzustellen, ob das in dieser Richtung nach Ungers abgezogenen XVII. französische Korps sich wieder gesetzt habe und etwa imstande sei, einen neuen Vorstoß zu machen. Das Ergebnis war befriedigend, und vom Feinde nicht viel zu merken. Jetzt sind wir wieder in den Divisionsverband zurückgetreten und liegen auf Vorposten gegenüber den nach Cabal abmarschierten übrigen Truppen Chanzh. Abgesehen von den notwendigen Feldwachen ist dieser Dienst nicht zu anstrengend, und ich benutze gern die Muße, um mein Versprechen meines Berichtes über die Stimmung der Bevölkerung zu lösen.

Es liegt auf der Hand, daß die Eindrücke, die ein Soldat in dieser Hinsicht gewinnt, nicht unbedingt richtig sein können. Sein Beobachtungsfeld ist beschränkt. Selbst wenn man bei ihm eine persönliche Voreingenommenheit nicht annehmen wollte, so ist doch zu berücksichtigen, daß er der Bevölkerung direkt als Feind (und namentlich als alles aufessender Feind) gegenübertritt, daß der Quartiergeber ihm gegenüber

in der Lage ist, sein Eigentum, und wären es auch nur Kartoffeln und Brennholz, verteidigen zu müssen. Der Franzose, welcher eine Mittelstraße nicht kennt, ist dem Feinde gegenüber gewöhnlich entweder kriechend höflich, er lamentiert und sucht Mitleid zu erregen, oder er ist anmaßend und trotzig; er verleugnet entweder seine Überzeugung oder er affektiert einen Mut und Glauben an sein Vaterland, den er im Innern gar nicht empfindet. Schwer aber ist es, hieraus das richtige Fazit zu ziehen.

Mit Ausnahme eines eintägigen Aufenthaltes in Rheims habe ich mich seit Metz auf der Linie Commercy, Joinville, Brienne, Sens, Troyes, Bithiviers, Orleans, Vendome, Le Mans bewegt und bei den verschiedensten Leuten, als Instruktions- und Friedensrichtern, Rentnern, die ihr Vermögen in Eisenbahn-Aktien angelegt hatten, Pächtern, meist aber (bei meiner dunklen Stellung als Kompagnieführer) bei Bauern im Quartier gelegen. Aus vielfachem früherem Verkehr mit Franzosen habe ich den Eindruck gewonnen, daß der intelligentere Teil dieses Volkes trotz einer sehr glücklichen Organisation seines Gehirns mehr empfindet als denkt, das Blut geht ihm mit dem Verstande durch. Die Fähigkeit, von sich selbst und seinen Leidenschaften (also von der bestia Ciceros) zu abstrahieren und ein Ding sachlich unbefangen anzusehen, geht ihm im wesentlichen ab. Seinen Verstand braucht er daher hauptsächlich, um durch dialektische sophistische Raisonnements seine Wünsche vor sich selbst zu rechtfertigen. Die Franzosen sind gute Mathematiker und Physiker, weil bei diesen Wissenschaften ihre Leidenschaft nicht mit ihrem Verstande in Konflikt tritt; sie sind aber schlechte Philosophen, weil die Energie des Wollens ihnen nicht Zeit zu der Ruhe läßt, welche das Abwägen erfordert. Derjenige, welcher sie zu begeistern versteht, indem er ihnen in schöner Form hohe ideale Ziele, und wäre es auch nur in nebelhafter Ferne, vorzaubert, wird stets eine große Partei, namentlich unter den intelligenten Klassen für sich haben und die schwerfälligere Masse mit sich fortreißen, gleichviel ob er ein unehrlicher Staatsmann, ein Dichter oder vielleicht nur ein Narr ist.

Dem Bauer dagegen (und alle Landwirte sind Bauern, weil der große Grundbesitzer nicht selbst wirtschaftet, sondern seine Besizung in Parzellen von 100—300 Morgen an Bauern verpachtet) fehlt sowohl

die eigentliche Schulbildung, als auch in Folge der republikanischen und napoleonischen Zentralisation diejenige Schulung, welche nur eine selbsttätige Beteiligung an den Kommunal- und Staats-Interessen zu gewähren vermag. Der Bauer hat, ohne eigentlich apathisch zu sein, nur Sinn für die Vermehrung seines Eigentums. Er will den Frieden, er stimmte für das Plebiszit, weil er darin den Frieden zu erblicken glaubte und er ist unglücklich über den gegenwärtigen Krieg, welcher sein Vieh tötet und seine Felder verwüstet, aber er kann nichts für die Verwirklichung seines Friedenswunsches tun, weil er nicht Mittel und Wege dafür zu finden weiß. Auf alle Fragen hat er nur die Antwort: „Que voulez-vous que j'y fasse, c'est l'affaire du gouvernement.“ Die Frage nach der Berechtigung des Gouvernements ist ihm zu hoch: dieses wird durch die Priester gemacht. Er seufzt darüber, aber er schickt seine Pferde, Schafe und Kinder zur Armee, wenn Monsieur le maire so befiehlt. Ich habe die feste Überzeugung, daß von der ländlichen Bevölkerung, der es an größeren, mitarbeitenden Grundbesitzern, d. h. also an jedem leitenden Element fehlt, niemals auch nur die leiseste selbsttätige Anstrengung zur Erlangung des Friedens gemacht werden wird, selbst wenn ihr alles durch den Krieg zugrunde ginge. Täglich aber können Sie von der Bevölkerung die Worte hören: „Wenn doch Paris kapitulirte, bombardieren Sie es nur tüchtig, damit wir den Frieden haben.“ Ob dieser Volksinstinkt recht hat? Ich zweifle noch. Doch was können wir darüber wissen, die wir außer unserem höchst persönlichen Erlebnissen alles andere in Frankreich Geschehene nur über Berlin erfahren?

Reißt man nun diesen Bauer von seiner Scholle fort, macht man ihm zum Moblot, so wird er im Anfang natürlich ein schlechter Soldat sein, schließlich aber bei der Herdennatur des Volkes dem allgemeinen Impuls folgen und sich gut schlagen. Hiernach erscheint mir auch Trochus Plan, gleich dem des Fabius Cunctator, sehr wohl berechnet gewesen zu sein. Glücklicherweise hat Gambetta in poetischer Ungeduld das meiste zu dessen Scheitern beigetragen, indem er durch die Wahl der Offiziere, d. h. also durch Ernennung unfähiger Schreier, zuvörderst die Disziplin ruinierte, damit den zur Ausbildung neuer Truppen notwendigen Zeitraum verlängerte, und dann undisziplinierte und unfertige Massen gegen uns führte, welche auf ihrer Flucht Mutlosigkeit und Verzweif-

lung im Lande umhertrugen. Jetzt dürfte es zu spät sein. Weder Chanzy's noch Bourbaki's noch Faidherbes Armeen sind noch imstande, den eiserernen um Paris gezogenen Ring zu durchbrechen.

Etwas anders verhält es sich mit der intelligenteren, beweglicheren, städtischen Bevölkerung. Hier ist zuvor die Frage zu beantworten: sind die bereits geführten Schläge genügend, um diesen Teil zum Nachdenken über die Lage des Landes zu zwingen? Wird derselbe nunmehr die Lage seiner Verteidigungsmittel unbefangenen prüfen und sich nicht durch die Phrasen Republik, tausendjährige Größe Frankreichs, den taktischen und strategischen Unsinn über die Schlachten von Valmy und Jemappes usw. abfertigen lassen? Ich glaube es nicht, denn bei meinen Unterhaltungen mit gebildeten und dialektisch gut geschulten Franzosen habe ich bis jetzt noch immer die unglaublichsten Dinge an logischen Widersprüchen bei dieser Materie erlebt, wo Patriotismus und ehrliche Erwägung der Dinge in Gegensatz traten.

Wenn ich als Einquartierung in ein Haus kam, wegen der Störung um Verzeihung bat und mich mit dem Kriege entschuldigte, so kam gewöhnlich das politische Gespräch auf das Tapet. Bei dem Mangel an originellem Denken unter den Franzosen verliefen sie gewöhnlich in derselben Manier, und ich glaube, daß nachfolgende Skizzierung auf 999 unter 1000 Fällen passen wird.

Nachdem, wenn auch nur aus Höflichkeit zugegeben war, daß Frankreich den Krieg begonnen, so wurde als letztes Argument geltend gemacht, daß nicht das Volk, sondern Napoleon den Krieg gewollt habe, Beweis das Plebiszit. Jede Beweisführung, daß Napoleon nicht das geringste dynastische Interesse gehabt, daß es, wenn das Plebiszit etwas bedeutete — seinerseits eine Dummheit gewesen wäre, zugleich gegen Deutschland und das Plebiszit anzugehen, fiel davor ins Wasser. Demnächst wurde hieraus die Folgerung gezogen: da Napoleon verjagt ist, müßt Ihr Friede machen; denn nicht das Volk, sondern das Gouvernement führt den Krieg. Wenn ich nun erwiderte, daß wir dazu bereit wären, sobald man Garantien gebe, daß nicht wieder ein Gouvernement ohne oder gegen den Willen des Volkes solchen Krieg führen würde, so wurde gesagt: „Diese Garantien sind vorhanden.“ Wer giebt sie? „La nation.“ Dem Einwande, daß der Wille eines Volkes, dessen An-

sichten von Napoleon geständigermaßen so blutwenig respektiert wurden, keine genügende Garantie sei, wurde mit dem Ausruf begegnet: „Oh Monsieur, la republique c'est le peuple!“ Wenn den Herren nun begreiflich gemacht wurde, daß diese Republik bis jetzt ohne die Sanktion des Volkes bestehe, daß die Vertreter des Volkes behufs deren Herstellung aus dem Sitzungssaal vertrieben worden seien, daß Jules Favre, Cremieux, Gambetta, Picard, Laurier und die übrigen Advokaten, welche das Szepter führen, noch gar keine Anstalt getroffen, diese Sanktion einzuholen, daß sie deren Einholung geradezu verweigert, daß sie aber ohne diese Sanktion Gesetze einführten und aufheben, die unerhörtesten Blut- und Geldsteuern auferlegten, kurz daß diese *volonté du peuple* auch jetzt noch sehr problematischer Natur sei, dann hieß es: „Oh Monsieur, ce n'est pas là le gouvernement, ce ne sont que des usurpateurs“ usw. Wenn man ihnen dann entgegenhielt, daß diese Leute schon deshalb ein Gouvernement seien, weil alle Welt und sie selbst denselben ohne Widerrede gehorchten, dann wurde die Unterhaltung mit den Worten abgebrochen: „Ah, vous voulez détruire la France, mais la France est inépuisable d'hommes et de ressources, elle ne fera jamais une paix des-honorante.“

Auf gut Deutsch heißt das, daß die Leute weder nachgeben, noch nachdenken wollen. Sie wollen weiter nichts, als die Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege. Alle ihre *Raisonnements* sind weiter nichts als Staub, den sie uns in die Augen werfen wollen. Das aber wolle man auch bei uns im Lande bedenken, wenn die Friedensheuler sich bereit machen, daß jedes solches Friedensgeheul eine blutige Beleidigung gegen die Gefallenen ist, deren leider nur zu viele in fremden Boden schlafen. Hat doch das 24. Regiment auf einen ursprünglichen Bestand von 56 Offizieren bis jetzt allein 23 Tote ohne die Verwundeten aufzuweisen!

Der Franzose hält also Frankreich so lange für unbefiegt, so lange Paris noch steht; denn die Provinz war bisher nur Anhängsel und Folie. Ob dies auch nach dem Fall von Paris noch gelten wird?

Ich habe darüber kein Urteil; aber der Krieg ist seit 4 Monaten von den Provinzen aus selbstständig geführt. Wer weiß, was sich seit dieser Zeit entwickelt hat? Noch sind 7000 Quadratmeilen ganz intakt, noch

haben 22 Millionen keine Invasion gesehen. Und der Franzose ermangelt der Abstraktionsfähigkeit im Denken; er will erst die Schläge fühlen, ehe er an deren Möglichkeit glaubt. Noch würden also 22 Millionen über Verrat schreien, wenn es zum Friedensschluß käme. Der Vorwurf des Verrates wird aber in Frankreich leichter geglaubt, wie in anderen Ländern, weil er der unangenehmen sachlichen Prüfung über die Frage nach der eigenen Schuld enthebt und zugleich eine Schmeichelei für den Verratenen in sich schließt. Er ist zugleich empfindlicher wie in anderen Ländern weil das Ehrgefühl anderer Art ist, als bei den germanischen Nationen. Welcher Mann wird in diesem korrumpierten Lande mutig und uneigennützig genug sein, um solchen Vorwurf auf sich zu laden?"

Ein drittes Schreiben an die Nationalzeitung befaßt sich mit der Wahlbewegung im Departement der Sarthe (abgedruckt in Nr. 80 am 15. Februar 1871) und bespricht in charakteristischen Beispielen die französische Scheu vor der Verantwortung des Friedensschlusses.

Le Mans 16. 2. 71.

Lieber Vater.

Wir sind hier in Le Mans eingerückt und exerzieren wie im Frieden, dressieren zugleich unsere noch immer ziemlich ungeschulten Rekruten, um, falls die Waffenstillstandsverlängerung nicht zum Frieden führt, den Herren noch einmal ganz ordentlich das Gesicht zu waschen. Hohe Politik ist natürlich nicht zu machen und Geldgeschäfte auch nicht. Man muß eben leben, wie man kann.

Ich wohne hier sehr fein bei einem Notar, der aber ein solcher Patriot ist, daß er nie zu Tisch kommt, wenn ich da bin. Wir haben daher den stillschweigenden Vertrag gemacht, daß ich einmal um das andere im Hotel esse. Viel sparen tut man bei einem Feldzuge doch nicht.

Daß ich Premierlieutenant geworden, habe ich dir, wie ich glaube, schon mitgeteilt\*). Der Unterschied beträgt 4 Mr. 27½ Sgr. monatlich.

Mit herzlichem Gruß an die Mutter

Dein gehorsamer filius Georg.

---

\*) Die Beförderung erfolgte am 7. Februar.

Der Waffenstillstand ging unter dem Eindruck der Pariser Kapitulation in ernstere Friedensverhandlungen über. Das Regiment marschierte nach Rheims und kam nicht mehr zu kriegerischer Verwendung.

Die Männer, die Siemens in jener Zeit als Kameraden kennen lernten, rühmen übereinstimmend seine persönliche Tapferkeit, seine Bereitwilligkeit, die Verdienste Untergebener anzuerkennen, eine stets heitere Laune und treffenden Witz. Sie erkannten bald sein reiches Wissen, sie achteten seine Erfahrung und seinen selbstständigen Geist, der sich auch in der bescheidenen Stelle des Front-Kompagniechefs den weiten Blick für die großen Zusammenhänge zu bewahren bestrebt blieb und gerade diese erstaunlich richtig beurteilte.

Anfang März kam in Ahlsdorf nachts eine Extrapost an. Sie brachte den Eltern ihren Einzigen unverfehrt und in stolzer Manneskraft zurück.

Es war die letzte große Freude des greisen Vaters, der fortab Ahlsdorf nicht mehr verließ. In den folgenden neun Jahren seines leidensvollen Lebens durch Taubheit und Blindheit heimgesucht, wurde er am 25. April 1879 durch einen sanften Tod erlöst.

Am 23. Juli 1871 nahm Siemens den militärischen Abschied. Für seine ausgezeichnete Haltung in den Gefechten von Espéreuse, Ardenay und St. Hubert war er zum Premierleutnant befördert worden und hatte das eiserne Kreuz II. Klasse erhalten. Dies blieb fortab der einzige Orden, den Georg Siemens getragen hat, auch nachdem ihm später von zahlreichen Potentaten die höchsten Auszeichnungen zuteil geworden waren.

### Eigener Hausstand.

Zweiunddreißigjährig fand Georg Siemens die liebenswürdige und kluge Lebensgefährtin, an deren Seite er durch 28 Jahre das Glück einer harmonischen Ehe genießen durfte. Elise Görz war die Tochter des Mainzer Juristen, späteren hessischen Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Josef Görz. Aufgewachsen in den bescheidenen, aber klargeordneten Verhältnissen eines frohsinnigen altrheinischen Beamtenhauses, war diese Frau so ganz besonders geeignet, Sonnenschein auf

dem Wege eines Mannes zu verbreiten, dem das Elternhaus wenig in dieser Beziehung gewährt hatte und den der Lebensberuf in fortgesetzt wachsender Anspannung hielt. Doch lassen wir hier eine Aufzeichnung der Gattin sprechen:

„Als ich im Herbst 1869 in Berlin beim Geheimrat Lohde zu Besuch war, wurde gar oft von einem Herrn Georg Siemens gesprochen. Lohde selbst liebte diesen mir unbekanntem Herrn, den er von Klein auf kannte, zärtlich. Eines Tages wurde mir denn auch Herr Siemens vorgestellt. Der weitgereiste Mann machte eine etwas ungelente Verbeugung und sagte hastig, wie verlegen: „Mein Fräulein, von Ihrem Wein habe ich schon getrunken.“ (Meine Eltern besaßen ein Weingut bei Mainz.) So hatte ich mir den vielgerühmten Herrn Siemens nicht vorgestellt und das mag sich vielleicht auf meinem Gesicht wiedergespiegelt haben. Denn Georg schlug sofort einen herausfordernden spöttischen Ton an. Noch an demselben Abend erklärte er, meine Handarbeit sei sehr liederlich genäht. Auf dem Juristenball, wo wir uns später trafen, hatte ich ihn von Beginn an gesehen und wußte, daß auch er mich gesehen hatte. Ich dachte, er sei doch ein recht unhöflicher Mann, daß er nicht einmal den Versuch mache, mich zu einem Tanz aufzufordern. Um 9 Uhr, meine Karte war längst besetzt, kam er mit der Miene eines Mannes, der sich ungern einer Pflicht entledigen will, und bat um einen Tanz. Ich hielt ihm stumm meine besetzte Karte entgegen. Er verbeugte sich und ging weg, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Geärgert sah ich ihm nach. Später hat er mir gesagt, daß dieser eine Blick für ihn entscheidend gewesen sei.“

Die dann folgenden Kriegsjahre konnten das Bild der anmutigen Rheinländerin in Georgs Erinnerung nicht verwischen. Nach dem Frieden suchte er jede Gelegenheit, auf seinen Reisen in Mainz vorzusprechen, wo ihn das innige Familienleben des Hauses Görz so wohlthuend berührte. Im Februar 1872 erhielt er das Jawort, und am 1. Mai war die Hochzeit. Die erste Wohnung des jungen Paares in Berlin war in der Bendlerstraße 11.

In den Briefen, die Georg als Bräutigam geschrieben hat, ist viel Schönes und Tiefempfundenenes ausgesprochen. Die geradezu ver-

Tafel VII.



**Elise von Siemens**  
geb. Goerz, als Braut 1872.

blüffende Offenheit, mit der er über sich selbst und seine Vergangenheit spricht, hat ihren Urgrund in der großen Sehnsucht nach einem harmonischeren Dasein als er es bisher erlebt hatte. Er verlangt geradezu die Kritik seiner Braut. „Sieh, ich bin ein komischer Junggeselle, etwas ungeschickt und der Verbesserung fähig. Ich möchte mich gern ändern, aber wenn ich nicht weiß, was ich zu tun habe, dann werde ich immer ein ungeschickter Peter bleiben. Soll ich so bleiben?“ Und ein anderes Mal: „Mir geht die Behäbigkeit und Ruhe ab, und wenn Du es nicht verstehst, mir diese Eigenschaften einzulösen, dann wirst Du manchmal unter meiner Unruhe und Lebhaftigkeit sehr zu leiden haben.“ Am interessantesten ist wohl folgendes Bekenntnis:

„Du wirst es früh genug merken, daß ich ein wirklich unglückliches Menschenkind bin mit großen, sehr großen Plänen und Entwürfen, verzehrt von dem brennenden Gefühl, etwas wirklich Schönes und Bedeutendes zu leisten, und mit einer schwachen Kraft, die weit hinter den Wünschen zurückbleibt. Dieses Mißverhältnis zwischen der Phantasie, welche die Pläne und Träume in mir nährt und großzieht, und der physischen oder moralischen Kraft, welche zu deren Verwirklichung notwendig ist, macht mich manchmal namenlos unglücklich. In der Sturm- und Drangperiode hat es ein paar Dichter gegeben, denen es ähnlich ging. Große Phantasien hatten sie im Kopf, aber ihre Gestaltungskraft war nicht ausreichend, um die Ideen präzise zu fassen. Sie gingen verloren. Ich werde zwar nicht verloren gehen, aber es tut mir jetzt schon wehe, wenn ich mich in meinen stillen Träumen dabei ertappe, wie ich Dich in diese unklaren Bestrebungen hineinziehen will. Ich weiß wohl, warum Du all den Leuten so gut gefällst. Es ist nicht Dein liebliches Gesichtchen (wenngleich dies gewiß dazu beiträgt), nicht Dein lebenswürdiges freundliches Wesen allein, die das machen. Es ist vielmehr die abgerundete Harmonie, die sich in Deiner Erscheinung und in Deinem Empfinden ausdrückt. Und wenn ich nun denke, daß ich (ich möchte fast sagen) gewissenlos genug gewesen bin, Dich in Deiner ruhigen Arglosigkeit an mich unfertiges Geschöpf zu fetten, dann möchte ich mich selbst hassen. Doch aber konnte ich nicht anders. Es ging mir wie dem Kind, dem man eine kostbare schöne Sache zeigt; wenn man ihm auch das Anfassen

verbietet, weil sie wertvoll und zerbrechlich ist, es kann nicht widerstehn. Lange guckt es mit begehrliehen Augen hin und wehrt sich, soviel es kann. Endlich aber muß es doch die Sache in die Hand nehmen und nun steht es da voll Glück und auch wieder voller Angst und weiß nicht, was es mit dem Schatz beginnen soll. So ähnlich sind meine Empfindungen Dir gegenüber. . . . Ich bin auf dem Wege, einflußreich zu werden, und wenn Du mir etwas hilfst, dann kannst Du in zehn Jahren eine sehr angesehene Frau werden, um die man sich nicht nur um Deinetwillen, sondern auch etwas um meinetwillen viel Mühe geben wird. Könnte Dir das gefallen?" . . .

---